

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1952

Bd. 15. 1966

urn:nbn:de:gbv:45:1-5276

1966



Heimatkalender

für das

Oldenburger Münsterland





Heimatkalender

für das

OLDENBURGER MÜNSTERLAND

1966

Bearbeitet

im Auftrage des Heimatbundes
für das Oldenburger Münsterland

von

Alwin Schomaker-Langenteilen

Druck und Verlag:

Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH, Vechta (Oldb)



Die Umschlagszeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Urheber der dem Kalender eingefügten Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Der heimatliche Teil des Kalendariums entspricht, von einigen Ergänzungen abgesehen, dem des Vorjahres. Nachdruck irgendwelcher Kalender-Aufsätze und -Beiträge nur mit Quellen-Angabe gestattet.

*** 2 ***



Liebe Landsleute!

Wenn wir zu diesem Zeitpunkt uns gerade hier gemeinsam an Euch wenden, geschieht das, weil uns mit dem Posten des Landrates das kommunalpolitische Schicksal unserer Heimatkreise Cloppenburg und Vechta übertragen worden ist. Diesen ehrenvollen Auftrag betrachten wir auch als Verpflichtung im Sinne des Oldenburger Münsterlandes. Wo aber wäre es angebrachter, Euch anzusprechen, als im Heimatkalender, den der Heimatbund nun schon seit anderthalb Jahrzehnten mit schönem Erfolg herausbringt?

Zunächst eine kurze historische Rückerinnerung: Im vorigen Jahrhundert wuchs der Raum, den gegenwärtig die beiden Landkreise Cloppenburg und Vechta einnehmen, nach dem Austritt aus dem weltlichen Hoheitsbereich des Bistums Münster und nach dem Anschluß an das Herzogtum Oldenburg zu jenem charakteristischen Gebilde zusammen, das wir heute allgemein als „Oldenburger Münsterland“ bezeichnen. Das war einerseits der voraufgegangenen, jahrhundertelangen Eigenentwicklung im münsterschen, andererseits der entsprechenden Weiterentwicklung im oldenburgischen Staatsverband zu danken. Letzten Endes aber gründete die Gesamtentwicklung auf dem Zusammenwirken bestimmter geschichtlicher, konfessioneller und kultureller Faktoren. Als solche gewann sie im vorigen Jahrhundert immer festere Gestalt, weil zielbewußte Köpfe unseres heimischen politischen und kirchlichen Lebens unermüdlich daran arbeiteten.

Gerechterweise ist freilich einzuräumen, daß die staatspolitische Klugheit der oldenburgischen Herrscher dieses Wachstum großzügig duldeten, und daß diese sich dadurch loyale Staatsbürger heranbildeten. Die eigentümliche Synthese des Gebietes der heutigen Landkreise Cloppenburg und Vechta ließ im Volke von selbst das Lebensgefühl einer geschlossenen Landschaft entstehen, wofür dann eines Tages auch der passende Name: Oldenburger Münsterland gefunden wurde. Mit diesem so bezeichnenden Namen trat jedenfalls unsere südoldenburgische Heimat seit der letzten Jahrhundertwende mehr und mehr in Erscheinung, sowohl innerhalb des Großherzogtums, als auch schon im ganzen damaligen deutschen Kaiserreich.

Nach dem ersten Weltkrieg, im unabhängigen Freistaat Oldenburg, setzte sich das angedeutete landschaftliche Wachstum kräftig fort, besonders aktiv gefördert durch die erfreulichen Initiativen des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, der von wachsenden Männern zu Beginn der 20er Jahre gegründet worden war. Selbstbewußtsein und Einmütigkeit der oldenburgischen Münsterländer wurden sprichwörtlich. Die bekannte Kraftprobe in Cloppenburg mit der nationalsozialistischen Diktatur um das Kreuz in den Schulen stellte unserer Art vor aller Welt ein glänzendes Zeugnis aus.

Nach dem zweiten Weltkrieg geriet das Oldenburger Münsterland unvermeidlich in den großen Sog der Zeitgeschichte und damit in einen entscheidenden Umbruch seiner gesamten Lebensverhältnisse. Der schicksalhafte Zustrom von Ostvertriebenen und ein alles überspülender moderner Verkehr im Bunde mit dem fast übersteigerten technischen Fortschritt taten das übrige, um die ehemalige Geschlossenheit endgültig zu sprengen. Der angestammte Aufbau der Bevölkerung, die früher vorwiegend agrarische Wirtschaftsstruktur und das überkommene kulturelle Gefüge sind heute in rasch fortschreitender Umwandlung begriffen. Auch der Anschluß des Freistaates Oldenburg als „Verwaltungsbezirk“ an das Bundesland Niedersachsen verschob das einstige politische Gewicht unserer Heimat nicht gerade in günstiger Weise . . .

Wir haben hier, liebe Landsleute, an die geschichtliche Entwicklung unserer gemeinsamen Heimat, der beiden Landkreise Cloppenburg und Vechta, erinnert, um Euch, wo immer Ihr im Alltag oder an mitverantwortlicher Stelle steht, aufzurufen, das zu pflegen, was wir als den Münsterland-Gedanken bezeichnen möchten. Gleichfalls haben wir die gegenwärtige Gesamtsituation des Oldenburger Münsterlandes mit ihren wichtigsten Zeitproblemen kurz anzuleuchten versucht, um bestimmte Gefahrenpunkte aufzuzeigen, von denen wir alle jederzeit wissen sollten.

Die modernen Lebensverhältnisse unserer Heimat sind nämlich entschieden komplizierter geworden und bieten deswegen für die daraus wachsenden Probleme mehr Lösungsmöglichkeiten. Dadurch ist leider die Plattform für Mißverständnisse ebenfalls verbreitet und die Gefahr heraufbeschworen, daß wir uns im Münsterlande auseinanderleben oder gar auseinandermanövrieren lassen. Noch lebt Gott sei Dank der altbewährte Geist, und wir brauchen wohl keine übertriebenen Befürchtungen für die Zukunft zu hegen. Nur dürfen wir keinem falschen Wettbewerb und keinem falschem Ehrgeiz zwischen unseren beiden Landkreisen Raum verstatten, der dem Ganzen schaden würde. Vergessen wir niemals, was uns alle verbindet, und pflegen wir möglichst viele Kontakte untereinander!

Andererseits laßt uns Obacht geben, daß nicht von außen irgendwelche Hebel gegen unsere innere Geschlossenheit angesetzt werden! Hüten wir uns, legitime Rechte bzw. die gemeinsame Position zu verscherzen! Stehen wir uns gegenseitig kameradschaftlich und förderlich zur Seite, sobald es die persönliche oder gemeinsame Sache betrifft! Möge der Münsterland-Gedanke als dominierender Heimatgedanke weiterhin von so starker verbindender und versöhnender Kraft sein, daß alle Interessenkonflikte und tagesbedingten Meinungsverschiedenheiten dahinter zurücktreten! Möge der Gedanke an das gemeinsame Erbe, das viele Generationen in unserer Heimat mit Opfern und Sorgfalt aufgebaut haben, jeden, und besonders die Verantwortlichen, in die Lage versetzen, zum Gesamtwohl des Oldenburger Münsterlandes zu wirken, wie es unsere Zeit erfordert!

Sehen wir also gemeinsam zu, daß wir das Steuer in der Hand behalten und das traute Schiff unserer Heimat durch die unruhigen Wogen der Gegenwart und Zukunft wohlbehalten weiterführen! Nicht alles Neue, das wir übernehmen müssen, ist bloß Ballast. Vieles ist auch wertvolle Fracht, die wir nur zielbewußt verstauen müssen. Dann werden wir sicher im Gleichgewicht bleiben, und manches alte Schiff ist unter neuer Takelage schon gut gefahren. Der Münsterland-Gedanke ist historischer Auftrag an uns alle und an unsere Zeit. Soweit es die Möglichkeiten unserer Position zulassen, werden wir alles daran setzen, ihn aktiv zu verwirklichen.

So wollen wir nicht verabsäumen, an dieser Stelle jenen zahlreichen Heimatfreunden zu danken, die unermüdlich und unverdrossen auf vielen Gebieten ihre stille Arbeit im Dienste der Heimat Jahr für Jahr ableisten. Wir hoffen und wünschen, daß diese Arbeit, die seit je der Bewußtwerdung und Darstellung des Oldenburger Münsterlandes gewidmet ist, weiterhin schönste Früchte für unsere gemeinsame Sache bringt.



Landrat
des Landkreises Cloppenburg



Landrat
des Landkreises Vechta

VORWORT

Bereits der vorletzte Heimatkalender (1964) war rasch vergriffen. Sehr bald konnten viele briefliche Wünsche nach einem oder mehreren Exemplaren nicht mehr erfüllt werden. Die letzte Ausgabe (1965) wurde ebenfalls in kurzer Zeit abgesetzt. Wiederum ging eine Reihe von Kalenderfreunden zu ihrem Leidwesen leer aus. Falls die Entwicklung so anhält, wäre wohl eine Erhöhung der Auflage zu erwägen, um alle Wünsche zu befriedigen. Ein schöner Erfolg also, der zweifelsohne den tatkräftigen Absatzbemühungen von Franz Dwertmann, Cappeln, mitzuverdanken ist. Sicherlich aber auch ein schlüssiger Beweis dafür, daß der Heimatkalender „richtig liegt“.

Das bestätigte ausführlich schon ein Schreiben zur Ausgabe 1963: „Zum Sinn und Wesen der Heimat, dieses Schönste für uns alle, will ich hier nichts sagen. Das haben andere mehrfach vorweggenommen. Auch Sie persönlich haben es gründlicher getan, als ich es hier kann. Aber eines weiß ich: Immer wieder rührt dieser Kalender in uns die Glocke der Heimatverbundenheit an und bringt sie zu tiefem Klingen. Immer wieder bin ich angetan von der Mischung dieses Kalenders zwischen ‚Leicht‘ und ‚Schwer‘, zwischen Unterhaltung und Belehrung. Die meisten Menschen wissen vielleicht gar nicht, mit welchen Gefühlen man außerhalb der Heimat nach diesem Kalender greift . . .“

Solche Hinweise verpflichten. Jedoch von Anfang an kam der Heimatkalender nach dem Grundsatz: Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen, zu seinen bekannten und unbekanntem Lesern ins Haus und brachte als Gruß der Heimat sowohl Unterhaltung wie Nachdenklichkeit und Besinnung. Dieses redaktionelle Anliegen wurde seit je unterstützt von einem großen Kreis vielfältig begabter Autoren. Ihnen vor allem sollten die Kalenderfreunde es danken, wenn die verschiedenen Bereiche des Oldenburger Münsterlandes fortwährend einen so breiten publizistischen Reichtum anbieten. Mir als dem Bearbeiter oblag nur die Mühe einer sorgfältigen Prüfung und Auswahl, damit jeweils ein möglichst treffender und repräsentativer Querschnitt erschien.

Freilich kann nicht alles allen gleich gut gefallen. Der Kalender möchte eben nicht nur unterhalten, sondern als eine Art von Jahrbuch auch aktuelle Darstellung der Heimatarbeit und des landschaftlichen Profils vom Oldenburger Münsterland sein. Von Ausgabe zu Ausgabe sucht er der aktiven Verwirklichung des Münsterlandgedankens einen Baustein nach dem andern anzufügen. Darum darf er nicht auf anspruchsvollere Beiträge verzichten. In einer Zeit sterbender Ideale hat gerade der Heimatkalender das Erbe unserer Ahnen auf der ganzen Linie mitzubehüten. Mehr denn je muß heute die Heimatarbeit sich provinzieller Engstirnigkeit enthalten. Ja, sie braucht bei ihren verantwortlichen Köpfen umfassende Weltläufigkeit und Weltoffenheit.

Deswegen widmeten von Jahr zu Jahr immer wieder führende Männer in und aus der Heimat unserem Heimatkalender ein richtungweisendes Geleit. Dieses Mal schicken ihm die beiden komunalpolitischen Repräsentanten des Oldenburger Münsterlandes, die derzeitigen Landräte unserer gemeinsamen Heimatkreise Cloppenburg und Vechta, hochaktuelle Worte im Sinne des Münsterlandgedankens voraus. Mit meinem Dank dafür verbinde ich den herzlichen Wunsch, daß der Heimatkalender 1966 ein ebenso freundliches Willkommen finden möge, wie es den bisherigen Ausgaben beschieden war.

Alwin Schomaker-Langenteilen



JANUAR

1. Woche	Ev.: Namen Jesu Luk. 2, 21	
1. Sa.	Neujahr Beschneidung des Herrn	
2. Woche	Ev.: Die Weisen aus dem Morgenlande, Matth. 2, 1—13	
2. So.	Namenfest Jesu Stephanie, Adelhard	
3. Mo.	Genoveva	
4. Di.	Titus, Angela v. Fol.	
5. Mi.	Eduard, Telephorus	
6. Do.	Fest der Hl. 3 Könige	
7. Fr.	Reinhold, Widukind ☉	
8. Sa.	Erhard	
3. Woche	Ev.: Der zwölfjährige Jesus im Tempel, Luk. 2, 42—52	
9. So.	1. So. nach Erscheinung Fest d. hl. Familie Julian, Siegbert	
10. Mo.	Wilhelm	
11. Di.	Theodosius, Werner	
12. Mi.	Ernst, Erna	
13. Do.	Veronika, Gottfried ☾	
14. Fr.	Hilarius, Felix	
15. Sa.	Paulus der Einsiedler Maurus	
4. Woche	Ev.: Hochzeit zu Kana Joh. 2, 1—11	
16. So.	2. So. nach Erscheinung Gottfried, Otto, Marcellus	
17. Mo.	Antonius der Abt	
18. Di.	Petri Stuhlfeier in Rom	
19. Mi.	Kanut, Ida	
20. Do.	Fabian und Sebastian ●	
21. Fr.	Agnes, Meinrad	
22. Sa.	Vinzenz und Anastasius	
5. Woche	Ev.: Hauptmann von Kapharnaum, Matth. 8, 1—3	
23. So.	3. So. nach Erscheinung Raymund, Emerentia	
24. Mo.	Timotheus, Bertram	
25. Di.	Pauli Bekehrung	
26. Mi.	Polykarp	
27. Do.	Johannes Chrysostomus	
28. Fr.	Petrus Nolascus ☽	
29. Sa.	Franz von Sales	
6. Woche	Ev.: Sturm auf dem Meere Matth. 8, 23—27	
30. So.	4. So. nach Erscheinung Martina, Adelgunde	
31. Mo.	Johannes Bosco	
		1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig zu bestehen auf.
		1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl. Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie wieder abgebaut.
		4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der christlich - soziale Vorkämpfer des Olden burger Landes.
		5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.
		5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum Vechta.
		5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichs- tagsabgeordneter.
		7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die Cloppenburg und übereignete dem Alex- anderkapitel in Wildeshausen für die ihm von diesem überlassene Mühle u. Liegen- schaften des Erbes Hemmelsbühren zwei Hofe in Essen.
		13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.
		21. 1961 † Heinrich Wienken, Titularbischof und resignierter Bischof von Meißen (1931 bis 1958), in Berlin verstorben, in Cloppen- burg bestattet, vgl. H.-K. 1962.
		19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren- domherr.
		19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial
		21. 1845 † Maria Johanna von Aachen geb. von Am- boten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster
		22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.



Das Dammer Land gehört mit den Randsiedlungen der Dümmermoore zu den ältesten Siedlungsräumen des Oldenburger Münsterlandes. Vorgeschichtliche Denkmale — Großsteingräber, Hügelgräber, vielfältige Wallanlagen und Bodenfunde — legen Zeugnis ab für die früheste Geschichte dieses Gebietes. Die Großsteingräber bei Schemde (unten) und Hinnenkamp (oben), im Norden bzw. Südwesten der Bergmark, werden vom Volke als Spielzeug von Riesen gedeutet und deswegen als „Hünensteine“ bezeichnet. Von immergrünem Kiefernwald umrauscht, mahnen sie den Wanderer an uralte Vergangenheit und bewegte Geschichte.

FEBRUAR

1.	Di.	Ignatius, Brigitte, Siegbert	1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche
2.	Mi.	Mariä Lichtmeß	2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.
3.	Do.	Blasius, Ansgar	3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).
4.	Fr.	Andreas Corsini, Gilbert	
5.	Sa.	Agatha, Adelheid	
7. Woche		Ev.: Gleichnis vom Unkraut u. d. Weizen, Matth. 13, 24—30	
6.	So.	Septuagesima Titus, Dorothea, Otilde	3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat, Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger der Stadt.
7.	Mo.	Richard, Romuald	5. 1937 † Heinrich Averdarm-Stukenborg, Ök.-Rat 1. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.
8.	Di.	Johannes von Matha	5. 1957 † Dr. H. Lübbers, Med.-Rat, Lönigen.
9.	Mi.	Cyrellus, Apollonia	8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding - Vechta, Geistl. Studienrat, Heimatschriftsteller.
10.	Do.	Scholastika, Wilhelm	9. 1870 Großer Brand in Lönigen.
11.	Fr.	Adolf	10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die Schweden.
12.	Sa.	Stifter d. Servitenordens Alexius	10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.
8. Woche		Ev.: Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, Matth. 20, 1—16	11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Abtistin.
13.	So.	Sexagesima 26 Märt. v. Jap., Siegfried	15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden, verdienter Heimatforscher und -Schriftsteller.
14.	Mo.	Valentin, Bruno	20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine, Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).
15.	Di.	Faustinus, Jovita	23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burgvikar in Dinklage, theologischer Schriftsteller.
16.	Mi.	Juliana	24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg, Kaplan.
17.	Do.	Donatus	25. 1946 † Dr. L. Averdarm-Oythe, Dechant, Ehren-domherr, Heimatschriftsteller.
18.	Fr.	Engelbert, Simon	27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslage, Pionier der Pferdezucht.
19.	Sa.	Konrad, Susanna	
9. Woche		Ev.: Gleichnis vom Sämann Luk. 8, 4—5	
20.	So.	Quinquagesima Eleutherius, Eucharius	
21.	Mo.	Eleonore, Irene	
22.	Di.	Petri Stuhlfeier in Ant.	
23.	Mi.	Robert, Petrus Damiani, Aschermittwoch	
24.	Do.	Matthias	
25.	Fr.	Walburga	
26.	Sa.	Mechthild	
10. Woche		Ev.: Geheimnis des Leidens Luk. 18, 31—43	
27.	So.	1. Fastensonntag Leander, Veronika	
28.	Mo.	Oswald, Romanus	



Die Dammer Berge sind während der Wintermonate von ganz eigenem Reiz, besonders wenn dichter Schnee die Höhen und Täler einhüllt. Wunderbare Stille hält dann Einzug in die tief verschneiten Wälder. Nur gelegentliche Wildspuren in der weichen, weißen Decke künden von Leben. Gegen Ende Februar brechen die ersten Bächlein wieder auf, wenn es nicht allzu arg friert. Schwarz und erwartungsvoll verharren Baum und Strauch. An sonnigen Tagen liegt es wie erstes Frühlingsnahen über den erstarrten Wäldern.

MÄRZ

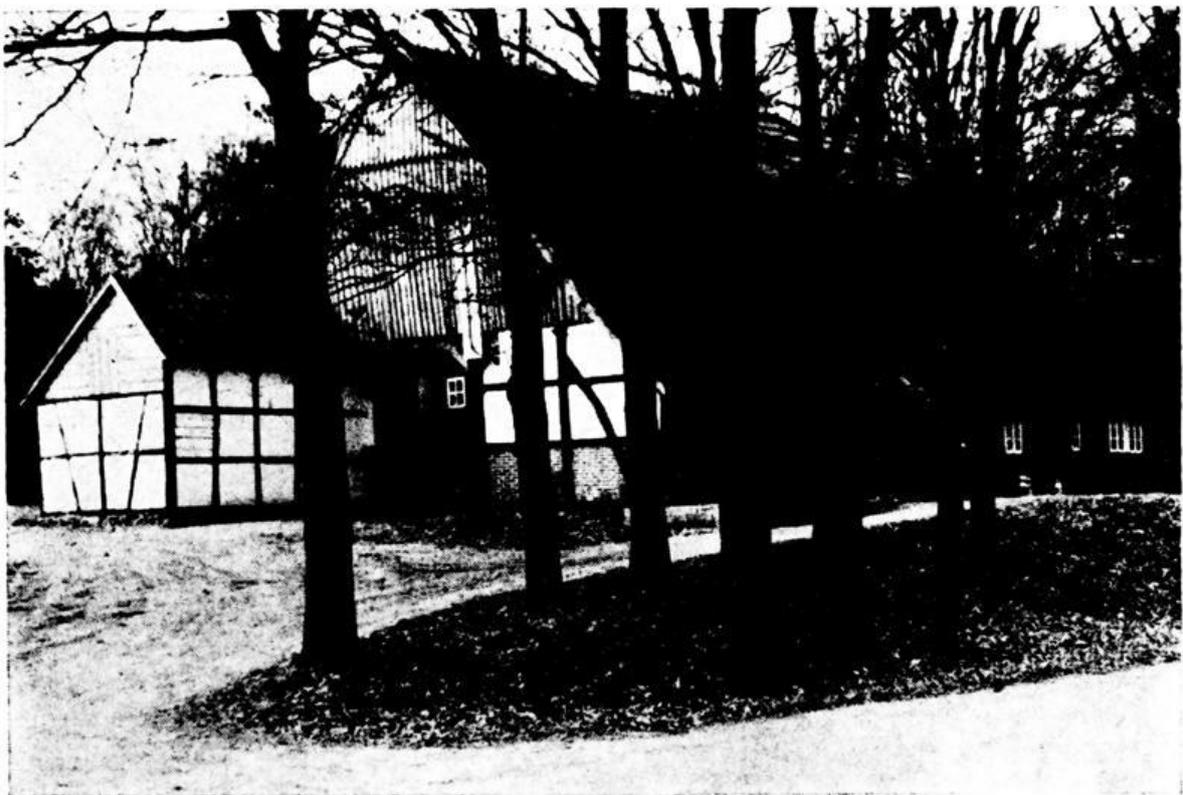
1.	Di.	Albinus, Suitbert	
2.	Mi.	Luise, Agnes (Quat.)	
3.	Do.	Kunigunde, Amseln	
4.	Fr.	Kasimir (Quatember)	
5.	Sa.	Friedrich, Theophil (Quat.)	
11. Woche		Ev.: Die Versuchung Christi Matth. 4. 1—11	
6.	So.	2. Fastensonntag Perpetua und Felicitas	
7.	Mo.	Thomas von Aquin ☿	
8.	Di.	Johannes von Gott, Beate	
9.	Mi.	Franziska von Rom	
10.	Do.	40 Martyrer, Gustav	
11.	Fr.	Rosemarie, Wolfram	
12.	Sa.	Gregor der Große	
12. Woche		Ev.: Verklärung Christi Matth. 17. 1—9	
13.	So.	3. Fastensonntag Erich, Euphrosina	
14.	Mo.	Mathilde, Alfred, Meta ☾	
15.	Di.	Klemens Maria Hofbauer	
16.	Mi.	Heribert, Rüdiger	
17.	Do.	Gertrud, Patricius	
18.	Fr.	Cyrril v. Jerusal., Eduard	
19.	Sa.	Joseph	
13. Woche		Ev.: Jesus treibt den Teufel aus Luk. 11. 14—28	
20.	So.	4. Fastensonntag Irmgard, Wolfram Frühlingsanfang	
21.	Mo.	Benedikt, Emilie	
22.	Di.	Nikolaus von Flüe, ●	
23.	Mi.	Konrad	
24.	Do.	Otto, Eberhard	
25.	Fr.	Mariä Verkündigung	
26.	Sa.	Ludger, Felix	
14. Woche		Ev.: Wunderbare Brotvermehrung, Joh. 6. 1—15	
27.	So.	Passionssonntag Joh. v. Damaskus, Rupert	
28.	Mo.	Johannes von Kapistran	
29.	Di.	Ludolf ☽	
30.	Mi.	Roswitha, Quirin	
31.	Do.	Guido, Cornelia	
5.	1922	Gründung des Heimatmuseums für das Oldenburger Münsterland in Cloppenburg	
6.	1911	† Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta	
6.	1938	† Dr. theol. et phil. August Bahlmann OFM Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.	
7.	1852	† Jos. Heinr. Ant. Beckering-Lastrup, Dechant	
7.	1952	† Josef Krapp-Steinfeld, Papstl. Hausprä- lat, Domkapitular, Geistl. Rat in Münster.	
16.	1823	† Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.	
16.	1844	† Hermann Heinrich Fortmann-Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Ver- fasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.	
17.	1951	† Heinrich Schulte-Friesoythe, Landw.-Rat Heimatschriftsteller.	
20.	1869	† Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.	
22.	1625	† Otto von Dorgelo-Lohne, Dompropst in Münster.	
22.	1946	† Clemens August Graf v. Galen-Dinklage Bischof von Münster, Kardinal	
30.	1956	† Bernhard Riesenbeck-Emsdetten, verdien- ter Heimatforscher.	
31.	1812	† J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.	



Der März bedeutet Vorfrühlingszeit in der Berglandschaft. Dann ist der Schnee meistens verschwunden. Sträucher und Laubbäume stehen seltsam kahl oder sind oft schon mit einem zarten violetten Knospenschleier überzogen. Vorherrschendes Tannengrün vermehrt den herben Reiz der Stimmungen. In der kühlsonnigen Luft schwebt würziger Kiefernduft. Nun gibt es bereits klarblanke Tage mit blendender Sonne. Jenseits der waldigen Kuppen ertrinkt unser Blick sehnsüchtig in der blauen Ferne. Wer nun wandert, eilt seltsam beflügelt über Berg und Tal.

APRIL

1.	Fr.	Hugo, Theodora 7 Schmerzen Mariä	1. 1919 † J. Holzenkamp-Lohne, Dechant u. Ehren- domherr.
2.	Sa.	Franz von Paula	
15. Woche		Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—59	1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei- matdichter und Mitbegründer des Heimat- bundes.
3.	So.	Palmsonntag Richard, Konrad	
4.	Mo.	Isidor	4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver- dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.
5.	Di.	Vinzenz Ferrerius ☾	
6.	Mi.	Notker, Isolde	
7.	Do.	Gründonnerstag Hermann Joseph	10. 1855 † Georg Schade-Essen, Pfarrer in Scharrel, vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.
8.	Fr.	Karfreitag Walter, Albert	
9.	Sa.	Karsamstag Waltraud	11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding-Lohne, bedeu- tender Heimatschriftsteller.
16. Woche		Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9	13. 1911 † Dr. Franz Hülkamp - Essen, Prälat in Münster, bekannter Literaturhistoriker.
10.	So.	Ostersonntag Mechthild, Hulda	
11.	Mo.	Ostermontag Leo der Große	13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu- seumsdorf Cloppenburg.
12.	Di.	Julius, Konstantin ☾	
13.	Mi.	Hermenegild, Ida	15. 1831 Errichtung des kath. Officialats in Vechta und Regelung der kirchlichen Verhältnisse in Cloppenburg und Vechta.
14.	Do.	Justinus, Lambert	
15.	Fr.	Reinhold	
16.	Sa.	Benedikt, Bernadette	
17. Woche		Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7	16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant und Domkapitular.
17.	So.	Weißer Sonntag Robert, Rudolf	17. 1947 † Dr. August Crone - Münzebrock, Essen bedeutender Wirtschaftspolitiker.
18.	Mo.	Apollonius	
19.	Di.	Werner, Emma	
20.	Mi.	Hildegard, Viktor ●	23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff-Osnabrück, Vogt in Dinklage, Verfasser einer Geschichte der Osnabrücker Bischöfe.
21.	Do.	Konrad von Parzham	
22.	Fr.	Lothar, Soter und Cajus	
23.	Sa.	Georg, Adalbert	23. 1799 Eröffnung der Königs-Apotheke in Clop- penburg.
18. Woche		Ev.: Der Osterfrie- de Joh. 20, 19—31	
24.	So.	2. Sonntag nach Ostern Fidelis von Sigmaringen	24. 1824 † Matth. Jos. Wolfs - Vechta, Pfarrer in Löningen, Verfasser von Predigten.
25.	Mo.	Markus, Erwin	
26.	Di.	Cletus, Marcellinus	
27.	Mi.	Petrus Canisius	25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta.
28.	Do.	Paul vom Kreuz ☾	
29.	Fr.	Petrus der Märtyrer	28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Cloppenburg.
30.	Sa.	Katharina von Siena	



Noch bietet sich die Dammer Bergmark im April ziemlich schmucklos dar. Aber die Sonne gewinnt, wenn sie durchbricht, mehr und mehr an Kraft. Das Grün in Moos und Tannen wird fahler. Erste Blümchen grüßen am Wege und erste Vogelstimmen dringen aus den leise rauschenden Wäldern. Und doch kann jederzeit die ganze Landschaft noch einmal wieder mit einem dünnen Schneeschleier überzogen werden. Wie überall spielt nämlich das Aprilwetter auch hier dem allzu fürwitzigen Wanderer manchen Streich. Glücklich, wer dann in einem alten Bauernhause am Wege Unterschlupf findet!

19. Woche	Ev.: Der gute Hirt Joh. 10, 11—16
1. So.	Maifeier Tag der Arbeit Philippus und Jakobus
2. Mo.	Luthard, Athanasius
3. Di.	Kreuzaufgd., Alexander
4. Mi.	Monika, Florian
5. Do.	Pius V. Schutzfest des hl. Joseph
6. Fr.	Joh. v. d. lat. Pforte
7. Sa.	Stanislaus, Gisela
20. Woche	Ev.: Noch eine kleine Weile Joh. 16, 16—22
8. So.	4. Sonntag nach Ostern Muttertag Ersch. des Erzengels Michael
9. Mo.	Gregor
10. Di.	Isidor Bauer
11. Mi.	Mamertus
12. Do.	Pankratius
13. Fr.	Servatius
14. Sa.	Pachomius
21. Woche	Ev.: Die Verheißung des Hl. Geistes, Joh. 16, 5—14
15. So.	5. Sonntag nach Ostern Sophie, Johann, Baptist
16. Mo.	Johannes von Nepomuk
17. Di.	Dietmar, Paschalis
18. Mi.	Erich, Erika
19. Do.	Christi Himmelfahrt Petrus, Cölestinus
20. Fr.	Bernhardin v. Siena
21. Sa.	Ehrenfried, Felix
22. Woche	Ev.: Die Kraft des Gebetes im Namen Jesu, Joh. 16, 23—30
22. So.	Sonntag n. Himmelfahrt Julia, Renate
23. Mo.	Desiderius, Gisbert
24. Di.	Johanna
25. Mi.	Gregor VII., Urban I.
26. Do.	Philippus Neri
27. Fr.	Beda
28. Sa.	Wilhelm
23. Woche	Ev.: Jüngerzeugnis und Jünger los, Joh. 15, 26—16, 4
29. So.	Pfingstsonntag Maximin, Maria Magdal.
30. Mo.	Pfingstmontag Felix I., Papst Ferdinand
31. Di.	Angela Merici, Petronella

- 1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta - Delmenhorst.
- 1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne - Hesepe und Holdorf - Damme.
- 1. 1907 Lohne wurde Stadt.
- 2. 1843 † Anton Siemer-Bakum, Landdechant.
- 3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymnasial-Direktor.
- 6. 1892 † Jos. Schrandt-Löningen, Ehrendomherr.
- 6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.
- 8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta - Schwichteler (7. Juni 1914: Vechta - Cloppenburg)
- 12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).
- 13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in Vechta.
- 13. 1926 † Bernard König - Löningen, Apotheker, Landtagsabg, verdienstvoller Sammler, Mitbegründer des Cloppenburger Heimatmuseums.
- 15. 1962 Festliche Eröffnung des wiederhergestellten Quatmannshofes im Museumsdorf bei Anwesenheit des Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke.
- 16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königsmark erstürmt.
- 16. 1961 † Museumsdirektor Dr. Heinrich Ottenjann, Gründer des Museumsdorfes in Cloppenburg, erster Herausgeber dieses Kalenders.
- 20. 1397 † Heinrich von Oyta (Friesoythe), Gründer der theol. Fakultät Wien.
- 27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor, Prälat.
- 27. 1922 † Gerhard Tepe-Vechta, Offizial.
- 28. 1811 Großer Brand in Essen (147 Häuser vernichtet).





Mit strahlendem Grün empfängt uns das Dammer Land zur Maienzeit, wenn wir verschlungene Waldpfade entlang oder über blühende Straßen wandern. Nun ist der Frühling in vollen Jubel ausgebrochen. Mit dem leisen Rauschen der Nadelbäume vermischt sich helles Vogelgezwitscher. Das feierliche Tannenkleid der Wälder wird überspielt vom grüngoldenen Zauber der Sträucher und Laubbäume. In den Tälern fangen die Wiesen an zu blühen. Sonne und Wärme erfüllt die Nähe und Ferne. Jetzt ist es Zeit zum Wandern mit einem Liede auf den Lippen.

JUNI

1.	Mi.	Regina (Quatember)	1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, erster Heimat-schriftsteller.
2.	Do.	Erasmus, Marcellinus	
3.	Fr.	Klothilde (Quatember) ☿	1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.
4.	Sa.	Franz Caraciolo (Quat.)	
24. Woche		Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn Joh. 14, 23—31	2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann, Vechta, Professor.
5.	So.	Fest der hl. Dreifaltigkeit Bonifatius	4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden, Prof. der Exegese in Münster.
6.	Mo.	Norbert	
7.	Di.	Gisela, Robert	
8.	Mi.	Medardus	5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, hervorragender Kenner der saterländischen Mundart.
9.	Do.	Fronleichnam Primus und Felician	
10.	Fr.	Margarete	6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann - Lohne, Begründer der Lohner Pinsel- und Bürsten-industrie.
11.	Sa.	Barnabas, Rembert ☾	
25. Woche		Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifaltigkeit, Matth. 28, 18—20	6. 1915 † Karl Willoh - Vechta, Pfarrer, Heimat-schriftsteller.
12.	So.	2. So. nach Pfingsten Johannes von Fac.	7. 1870 † A. H. Wilking-Langforden, Lehrer, Ver-fasser von Jugendschriften.
13.	Mo.	Antonius von Padua	
14.	Di.	Basilius der Große	
15.	Mi.	Vitus, Crescentia	
16.	Do.	Benno, Luitgard	9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)
17.	Fr.	Tag d. nationalen Einheit Herz-Jesu-Fest Rainer, Adolf ●	16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis, 69 Jahre, als letzter Richter in Essen.
18.	Sa.	Markus u. Marcellianus	18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta und deren Mutter Sophie traten alle ihre Rechte in der Grafschaft Vechta an den Bischof Otto II. von Münster ab.
26. Woche		Ev.: Vom großen Abendmahl Luk. 14, 16—24	13. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser vernichtet).
19.	So.	3. So. nach Pfingsten Gervasius und Protasius	18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Hei-matforscher.
20.	Mo.	Adelgund, Silverius	
21.	Di.	Aloysius, Sommeranfang	
22.	Mi.	Eberhard, Paulinus	
23.	Do.	Edeltraud	23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-logischer Schriften.
24.	Fr.	Johannes der Täufer ☽	30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-burg an das Herzogtum Oldenburg.
25.	Sa.	Prosper, Wilhelm, Helmut	30. 1848 † Bernhard Mönning-Essen, Pfarrer, Heimat-schriftsteller.
27. Woche		Ev.: Freund der Sünder und Zöllner, Luk. 15, 1—10	
26.	So.	4. So. nach Pfingsten Johannes und Paulus	
27.	Mo.	Ladislaus, Siebenschläfer	
28.	Di.	Leo II., Irenäus	
29.	Mi.	Peter und Paul	
30.	Do.	Pauli Gedächtnis	



Das allgemeine Grünen und Blühen steigert sich im Juni zu seligem Rausch. Die Kiefern- und Tannenwälder haben nun ihre hohe Zeit und prangen überall mit zartgrünen Spitzenkleidern. Es blüht an allen Ecken und Enden, auf den Höhen und in den Tälern, an Wegen und an den Wiesenbächen. Es summt und singt ringsum im dämmernden Waldweben. Rosa Heckenrosen vermischen ihren Duft mit dem leuchtenden Holunder. Leg dich auf einer abgeschiedenen Waldwiese ins schwellende Gras und träume den weißen Wolkensegeln im tiefblauen Himmel nach!

JULI

1.	Fr.	Fest des kostbaren Blutes Theobald, Dieter	6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein.
2.	Sa.	Mariä Heimsuch., Otto ☉	
28. Woche		Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11	
3.	So.	5. Sonntag nach Pfingsten Hyazinth, Bertram	7. 1933 † Bernard Kramer - Lohne, Verfasser einer Schrift über die Lohner Industrie.
4.	Mo.	Berta, Ulrich	
5.	Di.	Antonius, M. Zaccaria	
6.	Mi.	Thomas Morus	9. 1912 † Dr. theol. Bernhard Neteler - Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen.
7.	Do.	Willibald, Cyrillus	
8.	Fr.	Kilian, Elis v. Portugal	
9.	Sa.	Mutter-Gottes-Fest Dieter, Veronika	10. 851 Überführung der Reliquien des heiligen Alexander von Rom nach Wildeshausen.
29. Woche		Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes. Matth. 5, 20—24	
10.	So.	6. Sonntag nach Pfingsten Ill. sieben Brüder ☾	10. 1534 Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.
11.	Mo.	Pius I., Siegbert	
12.	Di.	Johannes Gualbert	
13.	Mi.	Margarethe	10. 1840 † Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.
14.	Do.	Bonaventura	
15.	Fr.	Heinrich	
16.	Sa.	Skapulierfest, Irmgard	10. 1900 † Friedr. Schröder - Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.
30. Woche		Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark 8, 1—9	
17.	So.	7. Sonntag nach Pfingsten Alexius ●	11. 1905 Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.
18.	Mo.	Arnold, Friedrich	
19.	Di.	Vincenz von Paul	15. 1932 † Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ökonomie-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.
20.	Mi.	Hieronymus	
21.	Do.	Praxedius, Daniel	
22.	Fr.	Maria Magdalena	16. 1774 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)
23.	Sa.	Apollinaris, Liborius	
31. Woche		Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth 7, 15—21	18. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.
24.	So.	8. Sonntag nach Pfingsten Christiana ☽	20. 1803 Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.
25.	Mo.	Jacobus	
26.	Di.	Anna	
27.	Mi.	Berthold, Pantaleon	25. 1949 † August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.
28.	Do.	Viktor I., Innozenz I.	
29.	Fr.	Martha, Beatrix	
30.	Sa.	Wiltrud, Ingeborg	27. 1943 † Dr. Franz Driver (geb. 4. 1. 1863 in Friesoythe). Erster Oldenburgischer Staatsminister als Katholik und Münsterländer (1919/23, 1925/32).
32. Woche		Ev.: Der untreue Verwalter Luk. 16, 1—9	
31.	So.	9. Sonntag nach Pfingsten Ignatius von Loyola	29. 1915 † Heinrich Gründung-Vechta, Seminarlehrer.



Alles Grün ist nun bereits einheitlicher geworden. Der strahlende Glanz des Wachstums sättigt sich im Juli zu dunkelgrüner Kraft. Durch dichte Baumkronen säuselt matter Sommerwind. Die weiten Horizonte verschwimmen hinter zitterndem Sonnendunst. In der offenen Parklandschaft um die Dammer Berge beginnt das Korn sich gelb zu färben. Staubig werden die Wege, versponnener die Pfade. Wie köstlich ist jetzt der Schatten, und wie unwiderstehlich zugleich locken die sonnigen Durchblicke im tiefen Waldesdunkel!

AUGUST

1.	Mo.	Petri Kettenfeier	1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums in Vechta.
2.	Di.	Alfons v. Liguori, Elfriede	
3.	Mi.	Auffindg. d. hl. Stephanus	3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg - Ihorst, letzter Direktor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Verfasser historischer Abhandlungen.
4.	Do.	Dominikus	
5.	Fr.	Maria Schnee, Oswald	
6.	Sa.	Verklärung Jesu	

33. Woche		Ev.: Jesus weint über Jerusalem Luk. 19. 41—47	4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des Dammer Krankenhauses.

7.	So.	10. Sonntag nach Pfingsten Cajetan, Donatus	5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstr.)
8.	Mo.	Cyriakus ☾	8. 1684 Großer Brand in Vechta.
9.	Di.	Petrus Faber	
10.	Mi.	Laurentius	8. 1933 † Heinrich Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899 bis 1924.
11.	Do.	Tiburtius, Susanna	
12.	Fr.	Klara, Hilarius	
13.	Sa.	Hippolyt, Cassian	11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.

34. Woche		Ev.: Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner, Luk. 18, 9—14	11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

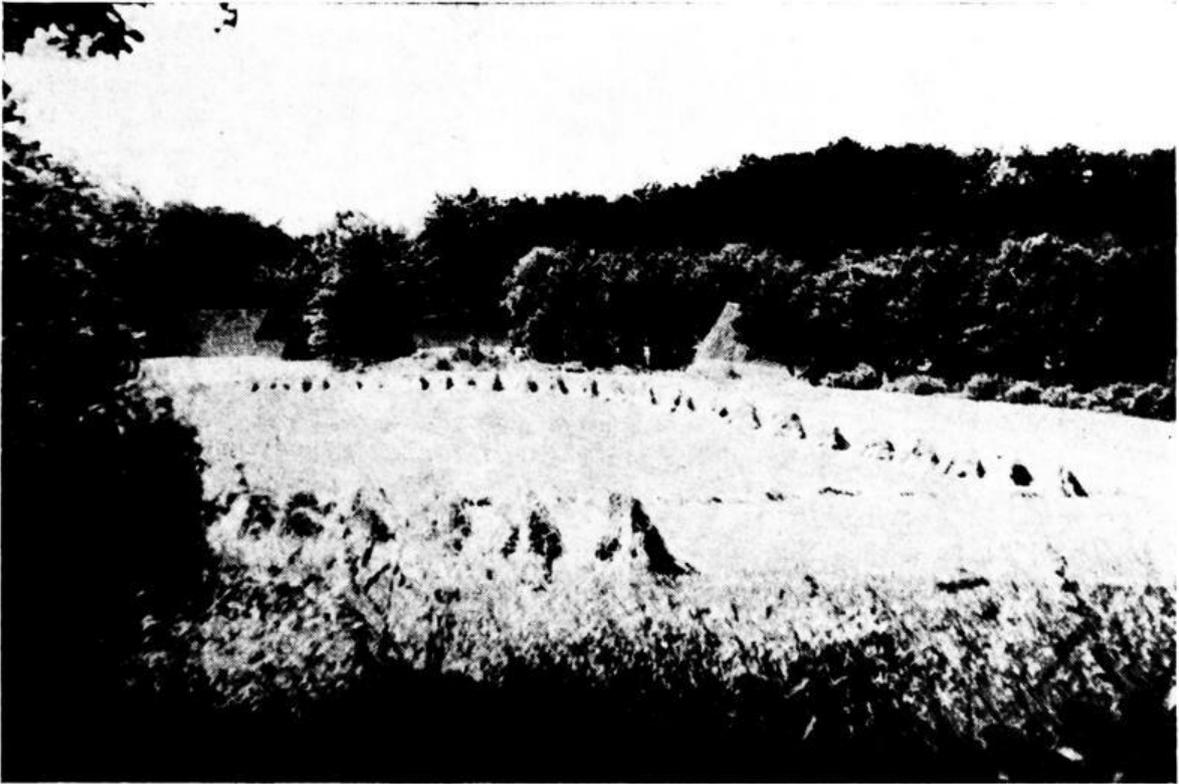
14.	So.	11. Sonntag nach Pfingsten Eusebius, Meinhard	13. 1841 † Bernard Romberg-Dinklage, Cellist, zuletzt in Hamburg.
15.	Mo.	Fest Mariä Himmelfahrt	19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und Reichstagsabgeordneter.
16.	Di.	Joachim, Rochus ●	20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museumsdorf Cloppenburg.
17.	Mi.	Hyazinth, Emilie	
18.	Do.	Helena	
19.	Fr.	Johannes Eudes	20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.
20.	Sa.	Bernhard v. Clairvaux	

35. Woche		Ev.: Heilung eines Taubstummen, Mark. 7, 31—37	21. 1875 † Dr. Heinrich Rump-Essen, Schriftsteller.

21.	So.	12. Sonntag nach Pfingsten Franziska von Chantal	21. 1914 † Augustin Kreuzmann - Dinklage, Orgelvirtuose.
22.	Mo.	Fest d. Unbefl. Herz. Mariä	
23.	Di.	Philippus Benitus ☽	23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.
24.	Mi.	Bartholomäus	
25.	Do.	Ludwig, Gregor	
26.	Fr.	Egbert	24. 1730 † Gottfried Steding-Vechta, Kapitelsdirektor und Pfarrer.
27.	Sa.	Gebhard, Jos. v. Calasanza	

36. Woche		Ev.: Gleichnis vom barmherzigen Samaritanen, Luk. 10, 23—37	24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapendorfer Tor bis zur Mühle).

28.	So.	13. Sonntag nach Pfingsten Augustinus	26. 1821 Großer Brand in Scharrel.
29.	Mo.	Johannes Enthauptung	
30.	Di.	Rosa von Lima, Irmgard	27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan, Heimatschriftsteller.
31.	Mi.	Raimund, Isabella ☽	



Der Hochsommer im August leihet den Dammer Bergen und ihrer fruchtbaren Umgebung einen sehr eigenen, schwer bestimmbareren Reiz. Er läßt sich mit der Fotokamera kaum einfangen und will eigentlich von Angesicht zu Angesicht erlebt werden. Die Wälder haben ihre schönste Prachtentfaltung schon überschritten. Dafür schimmern zahllose Kerzen von rötlichen Weidenröschen. Auch die Heide breitet hier und dort zarte Blütenteppiche über die Wegränder. Aber von den Äckern ringsum leuchtet gelbes Getreide die Höhen hinauf und gibt allen Fernsichten besonderen Glanz.

SEPTEMBER

1.	Do.	Agidius, Ruth	
2.	Fr.	Stephan	
3.	Sa.	Erasmus	
37. Woche		Ev.: Gleichnis von den zehn Aussätzigen, Luk. 17, 11—19	
4.	So.	14. Sonntag nach Pfingsten Rosalie, Irmgard, Ida	
5.	Mo.	Laurentinus Justiniani	
6.	Di.	Magnus	
7.	Mi.	Regina	☾
8.	Do.	Mariä Geburt, Hadrian	
9.	Fr.	Gorgonius, Korbinian	
10.	Sa.	Nikolaus v. Tolentino	
38. Woche		Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33	
11.	So.	15. Sonntag nach Pfingsten Helga, Protus u. Hyazinth	
12.	Mo.	Mariä Namensfest	
13.	Di.	Notburga	
14.	Mi.	Fest Kreuzerhöhung	●
15.	Do.	Sieben Schmerzen Mariä	
16.	Fr.	Ludmilla, Edith	
17.	Sa.	Hildegard, Lambertus	
39. Woche		Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16	
18.	So.	16. Sonntag nach Pfingsten Richardis, Joseph v. Cop.	
19.	Mo.	Januarius	
20.	Di.	Eustachius	
21.	Mi.	Matthäus, (Quatember)	☾
22.	Do.	Mauritius, Emmeran	
23.	Fr.	Linus, Thekla (Quatember Herbstanfang)	
24.	Sa.	Gerhard (Quatember)	
40. Woche		Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11	
25.	So.	17. Sonntag nach Pfingsten Kleophas	
26.	Mo.	Cyprian, Justina	
27.	Di.	Kosmas und Damian	
28.	Mi.	Wenzel, Lioba	
29.	Do.	Michael	☾
30.	Fr.	Hieronimus, Ursus	
1. 1834	†	Franz Trenkamp - Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.	
1. 1888		Eroffnung der Bahn Vechta—Lohne.	
1. 1928	†	Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.	
3. 1955	†	Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher.	
4. 1833	†	Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.	
6. 1943	†	Heinrich zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.	
8. 1931	†	Bernard Dinkgrefe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg.	
9. 1678	†	Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof, Münster.	
9. 1926	†	Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. Oldbg. Lehrervereins.	
12. 1875	†	Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer	
14. 1850	†	Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.	
16. 1955	†	Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes.	
17. 1374		Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.	
20. 1929	†	Jos. Grönheim-Lonigen, Prof., Jubilarpriester.	
22. 1959		Richtfest des neuen Quatmannhofes im Museumsdorf.	
26. 1929	†	August kl. Quade-Vechta, Professor am Seminar.	
27. 1719	†	Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.	
28. 1868	†	Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.	
30. 1777		Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.	



Dieser Monat bringt den Ausklang der Erntebilder und auch den Ausklang des Sommers. In das monoton und ein wenig verstaubt gewordene Grün der Wälder mischen sich erste bunte Farben des Herbstes. Die Vogelstimmen werden seltener, die Waldwege stiller und die Tage kürzer. Der Wanderer spürt über Höhen und Tälern den leisen Wechsel zum Herbst. Im müden Rauschen der Bäume vermeint er den Nachklang des Sommers zu vernehmen. Ein Schleier wie von blaßblauer Seide überspannt das Himmelszelt. Die sonnigen Tage erschauern in kühlen Abenddämmerungen.

OKTOBER

1.	So.	Remigius, Giselbert	
11. Woche		Ev.: Das Hauptgebot Matth. 22, 34–46	
2.	So.	18. Sonntag nach Pfingsten Erntedankfest, Leodegar	
3.	Mo.	Theresia vom Kinde Jesu	
4.	Di.	Franz von Assisi	
5.	Mi.	Helmut, Meinolf	
6.	Do.	Bruno	
7.	Fr.	Sergius	☾
8.	Sa.	Briqitta	
12. Woche		Ev.: Der rechte Gebrauch der irdischen Güter, Matth. 9, 1–8	
9.	So.	19. Sonntag nach Pfingsten Gunther	
10.	Mo.	Viktor, Franz von Borgia	
11.	Di.	Bruno, Protus	
12.	Mi.	Maximilian	
13.	Do.	Eduard	
14.	Fr.	Burkhard	●
15.	Sa.	Theresia von Avila	
13. Woche		Ev.: Vom königlichen Gastmahl Matth. 22, 1–14	
16.	So.	20. Sonntag nach Pfingsten Hedwig, Gerhard	
17.	Mo.	Margareta Alacoque	
18.	Di.	Lukas	
19.	Mi.	Frieda, Edwin	
20.	Do.	Wendelin, Irene	
21.	Fr.	Ursula, Meinhard	☽
22.	Sa.	Ingbert, Cordula	
14. Woche		Ev.: Jesus heilt den Sohn des königl. Beamten, Joh. 4, 46–53	
23.	So.	21. Sonntag nach Pfingsten Severin, Joh. v. Kapistran	
24.	Mo.	Erzengel Raphael	
25.	Di.	Crispin und Crispinian	
26.	Mi.	Amandus, Siegebald	
27.	Do.	Vincenz, Sabine	
28.	Fr.	Simon und Judas	
29.	Sa.	Thaddäus	☿
29.	Sa.	Dorothea, Narzissus	♄
15. Woche		Ev.: Gleichnis vom unbarmher- zigen Knecht, Matth. 18, 23–35	
30.	So.	22. Sonntag nach Pfingsten Christkönigsfest	
30.	So.	Scrapion, Dietger	
31.	Mo.	Wolfgang, Jutta	
1.	1802	† B. Sigismund Hoyng-Langforden, Pfarrer, „der Overberg des Oldenburger Munster- landes“.	
1.	1835	Eröffnung des Postwagenverkehrs von Vechta nach Ahlhorn.	
1.	1885	Eröffnung der Bahnlinie Vechta–Ahlhorn.	
1.	1894	Gründung der landwirtschaftlichen Winter- schule in Dinklage, der ältesten derartigen Lehranstalt des Munsterlandes.	
1.	1906	Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppen- burg nach Friesoythe.	
3.	1948	† Julius Bröring, Verfasser eines zwei- bändigen Werkes über das Saterland.	
3.	1946	† Joseph Haßkamp, Friesoythe-Vechta, Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.	
5.	1939	† Wilhelm Kotthoff-Vechta, Direktor des Gymnasiums.	
16.	1899	† H. Möhlmann-Essen, Dechant, Erbauer der Kirche (1870–1875) und des Kranken- hauses (1893) in Essen.	
17.	1912	† Franz Diebels-Dinklage, Seminarmusik- lehrer, Komponist.	
19.	1945	† Franz Meyer-Holte bei Damme, Land- tagsabgeordneter.	
20.	1953	† Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst, erfolgreichster deutscher Kampfflieger.	
21.	1956	† Pater Laurentius Siemer, langjähriger Provinzial der Deutschen Dominikaner, weithin bekannt als Rundfunk- und Fern- sehprediger.	
25.	1400	Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die Herrschaft über Amt und Burg Cloppen- burg nebst Friesoythe und Barßel an Bischof Otto von Münster ab.	
26.	1922	† Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister und Landtagsabgeordneter.	
29.	1938	† Karl Schönecker, Musiklehrer in Dink- lage.	
30.	1880	† Clemens August Trenkamp-Lohne, Gründer der Fa. Trenkamp.	





Herbstlicher Farbenrausch entbrennt im Oktober von Tag zu Tag intensiver an Halden und Hängen. Von strahlendem Gelb über leuchtendes Gold, bis zu lebhaftem Braun und sattem Rot entfalten sich glühende Feuer zwischen den ernsten Tannenwäldern, deren Grün im Kontrast täglich neu an Kraft gewinnt. Sparsame Gruppen von graugrünem Wacholder erscheinen plötzlich in neuer Bedeutung. Des Sommers reiche Uppigkeit hatte sie unseren Blicken entzogen. Mit heimlicher Melancholie grüßen wir diese liebenswerten, aussterbenden Gefährten unserer heimischen Landschaft.

NOVEMBER

<p>1. Di. Fest Allerheiligen</p> <p>2. Mi. Allerseelen</p> <p>3. Do. Hubert</p> <p>4. Fr. Karl Borromäus</p> <p>5. Sa. Zacharias und Elisabeth ☾</p> <p>16. Woche Ev.: Der Zinsgroschen Matth. 22, 15—21</p> <p>6. So. 23. Sonntag nach Pfingsten Leonhard</p> <p>7. Mo. Engelbert, Willibrord</p> <p>8. Di. Gottfried, Egbert</p> <p>9. Mi. Theodor</p> <p>10. Do. Andreas, Avellinus</p> <p>11. Fr. Martin, Bischof</p> <p>12. Sa. Kunibert ●</p> <p>17. Woche Ev.: Auferweckung der Tochter des Jairus, Matth. 9, 18—26</p> <p>13. So. 24. Sonntag nach Pfingsten Stanislaus, Kostka</p> <p>14. Mo. Alberich, Josaphat</p> <p>15. Di. Albertus Magnus</p> <p>16. Mi. Buß- und Betttag Gertrud, Egmund</p> <p>17. Do. Hugo, Gregor</p> <p>18. Fr. Odo, Abt</p> <p>19. Sa. Elisabeth v. Thüringen</p> <p>18. Woche Ev.: Das Ende der Welt Matth. 24, 15—35</p> <p>20. So. 25. u. letzt. So. n. Pfingst. Felix, Bernward ☽</p> <p>21. Mo. Fest Mariä Opferung</p> <p>22. Di. Cäcilia</p> <p>23. Mi. Clemens, Felicitas</p> <p>24. Do. Johannes vom Kreuz</p> <p>25. Fr. Katharina</p> <p>26. Sa. Konrad</p> <p>19. Woche Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33</p> <p>27. So. 1. Adventssonntag Willehad ☾ Anfang des Kirchenjahres</p> <p>28. Mo. Günther, Rufus</p> <p>29. Di. Saturnin</p> <p>30. Mi. Andreas</p>	<p>1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Cloppenburg.</p> <p>4. 1252 † Johannes von Wildeshausen (Johannes Teutonicus).</p> <p>4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst, Dechant und Propst.</p> <p>7. 1960 † Johannes Ostendorf-Lohne, Konrektor, verdienter Heimatforscher und -schrift- steller.</p> <p>8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta, des ältesten Krankenhauses des Oldenburger Münsterlandes.</p> <p>9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses in Vechta.</p> <p>9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor- mator der kath. Volksschulen.</p> <p>10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich Au- gust, Verzicht auf die Thronfolge. Olden- burg wurde Freistaat.</p> <p>10. 1918 † Friedrich Graf von Galen-Dinklage, Reichstagsabgeordneter.</p> <p>15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage- Lohne.</p> <p>15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück- Cloppenburg-Oldenburg (17. Oktober 1875 Oldenburg-Quakenbrück).</p> <p>15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, bedeutender Schulmann und Schriftsteller.</p> <p>17. 1875 † Franz Bramlage-Lohne, Begründer der Lohner Korkindustrie.</p> <p>18. 1895 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma- schinenfabrikant, Begründer der Holthaus- schen Maschinenfabrik.</p> <p>18. 1887 Großer Brand in Dinklage.</p> <p>19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg) wird auch kirchlich dem Bischof von Mün- ster unterstellt; bis dahin hatte es kirch- lich zum Bistum Osnabrück gehört.</p> <p>28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zuletzt in Gotha.</p> <p>29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bild- hauer.</p>
--	---





Seit Jahrhunderten beherrscht der Turm von St. Viktor den südlichen Bereich der Dammer Berge. Wer an einem stillen Novembertag von ihm aus über den Friedhof und über kahle Felder gen Norden den Bergen zuwandert, erlebt vielleicht nachdenklich etwas vom uralten Zauber der Dammer Historie. Nachher lenkt er die zögernden Schritte durch raschelndes Laub und an kahlen Bäumen vorüber. Während er dem dumpfen Gemurmel eines Bächleins lauscht, mag ihm von ungefähr das Gleichnis herbstlicher Vergänglichkeit ins Bewußtsein treten.

DEZEMBER

<p>1. Do. Arnold</p> <p>2. Fr. Blanka, Bibiana</p> <p>3. Sa. Franz Xaver</p> <hr/> <p>50. Woche Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10</p> <hr/> <p>4. So. 2. Adventssonntag Barbara</p> <p>5. Mo. Reinhard ☾</p> <p>6. Di. Nikolaus, Bischof</p> <p>7. Mi. Ambrosius</p> <p>8. Do. Mariä Unbefl. Empfängnis Elfriede</p> <p>9. Fr. Abel</p> <p>10. Sa. Melchiades</p> <hr/> <p>51. Woche Ev.: Das Zeugnis des heiligen Johannes, Joh. 1, 19—28</p> <hr/> <p>11. So. 3. Adventssonntag Damasus</p> <p>12. Mo. Justinus ●</p> <p>13. Di. Lucia</p> <p>14. Mi. Berthold, Franziska (Quatember)</p> <p>15. Do. Rainald, Christiana</p> <p>16. Fr. Adelheid, Eusebius (Quatember)</p> <p>17. Sa. Begga, Lazarus (Quatember)</p> <hr/> <p>52. Woche Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6</p> <hr/> <p>18. So. 4. Adventssonntag Wunibald, Christoph ☽</p> <p>19. Mo. Fausta, Friedbert</p> <p>20. Di. Christian</p> <p>21. Mi. Thomas</p> <p>22. Do. Beate (Winteranfang)</p> <p>23. Fr. Dagobert</p> <p>24. Sa. Hl. Abend, Adam u. Eva</p> <hr/> <p>53. Woche Ev.: Das Zeichen, dem wider- sprochen wird, Luk. 2, 33—40</p> <hr/> <p>25. So. 1. Weihnachtstag</p> <p>26. Mo. 2. Weihnachtstag Stephanus, Offene Zeit</p> <p>27. Di. Johannes Evangelist ☼</p> <p>28. Mi. Fest der unschuld. Kinder</p> <p>29. Do. Thomas von Canterbury, David, Lothar</p> <p>30. Fr. Amadeus</p> <p>31. Sa. Silvester</p>	<p>1. 1955 † Reginald Weingartner OP, anerkannter Heimat- und Naturforscher.</p> <p>2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann - Cappeln, Heimatschriftsteller.</p> <p>3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes.</p> <p>8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.</p> <p>8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.</p> <p>11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.</p> <p>11. 1837 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.</p> <p>14. 1832 † Bernard Bünge - Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.</p> <p>20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.</p> <p>20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonome-rat.</p> <p>24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.</p> <p>25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert - Vechta, Heimat-historiker.</p> <p>30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler</p>
--	---





Oft glückt es, daß im Dezember und zu Weihnachten eine wattweiße Schneedecke über der Dammer Bergmark ausgebreitet liegt. Dann verwandelt sich diese Landschaft in einen riesigen Märchenwald, wie er sich hierzulande selten findet; und es ist viel zu wenig bekannt, welchen phantastischen Zauber er auf einsame Wanderer ausstrahlt. Der Winter schließt den Kreis im Wandel der Jahreszeiten. Eine Zeit der Ruhe, aber nicht des Todes, hält Einzug in das Revier. Aber unter der Decke von Schnee und Eis schlummert verborgenes Leben neuer Auferstehung entgegen.

ZU DEN MONATSBILDERN

Im Heimatkalender 1964 führten die Monatsbilder uns zum ersten Male in das lichtbildnerische Schaffen eines bekannten Heimat- und Fotofreundes ein. Es handelte sich um den Saterland-Zyklus von Walter Deeken. Das allgemeine Echo war sehr freundlich und bewies breites Interesse sowohl am dargestellten Gegenstand wie am Urheber der Bildreihe.

Nunmehr soll ein weiterer Heimat- und Fotofreund auf demselben Wege vorgestellt werden, und zwar Franz Enneking mit einem charakteristischen Zyklus über die Dammer Berge. Wir machen sozusagen einen Sprung vom äußersten Norden des Oldenburger Münsterlandes, vom Saterland mit seinen Mooren und Gewässern, nach dem äußersten Süden, dem Dammer Land mit seinen Höhen und Tälern, seinem eigenartigen Zauber und seinen idyllischen Reizen. Die Spannweite des neuen Themas erscheint vergleichsweise bereits rein geographisch interessant. Aber auch der schöne Heimatbundausflug durch die Dammer Gegend am letzten Peter-und-Pauls-Tage gab Veranlassung, dieses Erlebnis durch eine entsprechende Rückerinnerung mittels der Monatsbilder noch einmal zu vertiefen.

Franz Enneking ist längst kein Unbekannter mehr. Aufnahmen von ihm begegneten uns in der heimischen Presse und in einschlägigen Veröffentlichungen. Im Heimatkalender sind ebenfalls gelegentlich einzelne Bilder von ihm erschienen. Vielleicht sollte hier noch erwähnt werden, daß Franz Enneking seit Jahren zusätzlich mit der Filmkamera am Werke ist und an einer umfassenden Dokumentation der Dammer Fastnacht arbeitet. Ferner gilt seine lichtbildnerische Aufmerksamkeit dem heimischen Brauchtum in allen Erscheinungsformen; nicht zu vergessen sein Interesse für jene handwerklichen und bäuerlichen Tätigkeiten, die im Gefolge der Technisierung unseres Lebens aus der Mode kommen. Hier können mit der Zeit wertvolle Dokumentarreihen entstehen über wichtige alltägliche Sachverhalte, die zu irgendeiner Zeit plötzlich sang- und klanglos aus unserer Welt verschwinden. Nachher wundert sich jeder, daß davon dann nicht mal mehr fotografische Aufnahmen existieren.

Was ansonsten über die Voraussetzungen des heimatgebundenen Lichtbildschaffens darzutun wäre, wurde bereits bei Wal-

ter Deeken gesagt. Ich darf darauf verweisen und von einer eingehenden Wiederholung absehen. Bei dem einen wie bei dem andern — beide Meister der Kamera stammen übrigens gebürtig aus Damme — begann es mit der Amateurfotografie. Solche Liebhaberei wurde also Ausgangspunkt eines Schaffens, das allmählich größere Kreise zog. Sie wuchs von selbst bzw. mit innerer Notwendigkeit zu einer Aufgabe mit eigenen Problemen und Zielen heran. Am Ende verlangte sie sogar neben unerschütterlichem Idealismus und unablässigem Eifer auch noch beträchtliche persönliche Opfer, ganz abgesehen von den sachlichen Bedingungen und Schwierigkeiten, die jegliche fotografische Arbeit begleiten. Es geht zudem nicht ohne wohlfundierte Erkenntnisse und genaue Beobachtungen, die wiederum nur durch Einfühlungsvermögen und Geduld zu erwerben sind.

Alle wesentlichen Vorbedingungen waren bei Franz Enneking von Anfang an gegeben oder entwickelten sich in dem Maße, wie er seine heimatliche Umgebung zum Gegenstand der fotografischen Liebhaberei machte. Diese Umgebung war der Schauplatz seiner Kinder- und Jugendjahre und wurde auch die Grundlage seiner beruflichen Existenz. Sie wurde außerdem entscheidend in ihrem äußeren Bilde durch die Dammer Berge bestimmt, deren Landschaft wiederum über Tal und Höhen eine schier unerschöpfliche Fülle von dankbaren Motiven vor der Fotokamera ausbreitet. Ja, die Dammer Bergmark verlangt im steten Wandel der Jahreszeiten förmlich danach, fotografisch festgehalten zu werden. Im hügeligen Raum zwischen Damme, Neuenkirchen und Steinfeld drängt sich der vielfältige Wechsel jahreszeitlicher Stimmungen vom Frühling über Sommer, Herbst und Winter geradezu unvermeidlich vor die Fotolinse. So ging auch Franz Enneking immer wieder auf die Jagd nach schönen und charakteristischen Bildmotiven.

Die von der Eiszeit modellierte Oberflächengestalt der Dammer Berge wird durch ein Gewoge sanfter Kuppen und lieblicher Täler gekennzeichnet. Von echt gebirgigem Charakter kann keine Rede sein. Es gibt keine schroffen Felsen und Steilhänge, sondern nur weiche Übergänge, denen dichter Wald die landschaftliche Note verleiht. Als wolliger Teppich überzieht er von der Mitte her nach allen Seiten das flache Ge-

woge der Höhen und verhüllt heute weithin die morphologischen Einzelheiten. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts waren die meisten Kuppen mit Heidekraut und einzelnen Gruppen von ernsten Wacholderbüschen bewachsen. Die ganze Landschaft wies imposante Kahlheit auf. Bis in die umliegenden Randsiedlungen hinein erstreckte sich die baum- und strauchlose Heide, auf der Schafe weideten. Nur die Talauen trugen grüne Wiesen und etwas Mischwald. Erst nach Aufteilung der Bergmark im vorigen Jahrhundert veränderte sich das landschaftliche Bild, als eine allgemeine Aufforstung begann. Sie ersetzte die urtümliche Heidelandschaft durch eine beschauliche Waldlandschaft, in der die verzauberten Idyllen einer stillen Romantik vorherrschen.

Das Gebiet der Dammer Berge, historisch über ein Jahrtausend als „Deesberger Mark“ bezeichnet, gehört zu den ältesten Siedlungsräumen unserer Heimat überhaupt. Verschiedene Großsteingräber und ganze Gruppierungen von Hügelgräbern, die leider fast alle verschwunden sind, künden von diesen frühen Zeiten. Anfänglich bedeutete wohl die uralte Dersaburg den Mittelpunkt der Gegend, nach der Einführung des Christentums war es die Kirche in Damme. Solche Schwerpunktbildung gründete auf der besonderen Bodenfruchtbarkeit, die hier vorzüglich auf den südöstlichen, südlichen und südwestlichen Hängen anzutreffen ist. Namhafte Bauernhöfe liegen tief in den Bergtälern versteckt, unmittelbar an Quellen oder an geschützten Stellen von Quellbächen. Auch die Eschländereien stoßen gelegentlich auf die Berghänge vor, deren Zentrum geschlossene Dörfer kaum kennt, sondern mehr von abseitigen Einzelhöfen eingenommen wird. Die heutige Waldlandschaft hat das ursprüngliche Bild freilich stark verwischt. Aber immer noch laufen verschwiegene Pfade und heimliche Wege verwirrend durcheinander, führen unvermutet zu menschlichen Siedlungen und spielen dem unkundigen Wanderer manchen Schabernack.

Franz Enneking möchte den Betrachter seiner Bilder verlocken, selbst wieder die Initiative zu ergreifen und persönlich auf Neuentdeckungen in diesem grünen Waldrevier auszugehen. Es sind intime Bilder, die er einfängt. Sie lassen oft mehr ahnen, als sie zeigen. Traumhafte Winterbilder, herbe Vorfrühlingsstimmungen, leuchtendes Maiengrün, schattige Sommeridyllen, Erntezeit und herbstliche Ahnungen werden gleich mei-

sterhaft auf den Film gebannt. Immer jedoch sind es nur Ausschnitte aus einem großen Gesamtbild; Mosaiksteine von einem prächtigen Landschaftsgemälde unserer Heimat. Der Dammer Fotofreund verzichtet auf alle besonderen Effekte, die dem schlichten Linienrhythmus dieser Bergwelt nicht angemessen wären. Bei ihm fehlen Aufnahmen von den überwältigenden Fernsichten nach Osten, Süden und Westen an klaren Tagen oder unter einem hochdramatischen Wolkenhimmel. Sie würden sich ohnehin wegen ihrer unendlichen Weiträumigkeit kaum mit fotografischer Technik glaubwürdig wiedergeben lassen. Dafür bevorzugt seine Kamera sanft schwingende Höhenzüge, ruhige Horizonte, versponnene Waldtäler, versteckte Katen mit buntem Fachwerk, vertraumte Äcker und gelegentlich die wenigen historischen Reminiszenzen . . .

Die Auswahl aus der Fülle des vorgelegten Materials erforderte liebevolles Eingehen und sachgerechtes Abwägen bzw. eine sorgfältige Abstimmung. Es wurde rasch klar, daß sie nicht auf jeweils ein Bild für den Monat zu beschränken war. Ähnlich wie beim Saterland-Zyklus von Walter Deeken empfahl sich von Monat zu Monat eine Komposition von mehreren Aufnahmen. Am Ende wurden immer zwei ausgewählt. Das schien sowohl dem Themenkreis wie auch der bildgestalterischen Eigenart des Urhebers am besten gerecht zu werden. Und wie gesagt, die Bilder möchten unsere Heimat- und Kalenderfreunde anregen, sich noch mehr als bislang in diese schöne Berglandschaft locken zu lassen.

Vor einigen Jahrzehnten erfreuten sich die Dammer Berge als Wanderziel schon einmal größerer Beliebtheit. Damals führte der romantische Drang in die Ferne unsere Menschen noch nicht so heftig weiter gen Süden. Man war bescheidener nach dem Satze: Warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah? Wer die letzte Peter- und-Pauls-Fahrt des Heimatbundes mitgemacht hat und jetzt der Verlockung in den Monatsbildern von Franz Enneking nachgibt, dem gelingen zu allen Jahreszeiten im Dammer Lande echte Entdeckungen. Immer wieder, wenn er in das stille Bergland zwischen Damme, Neuenkirchen und Steinfeld zieht, wird er staunen, wieviel verborgene Schönheit in diesem gesegneten Teile unseres Oldenburger Münsterlandes an heimlichen Wegen liegt.

Alwin Schomaker-Langenteilen



Teich in Wahlde bei Neuenkirchen
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“

Eine nachdenkliche Betrachtung über Heimatrecht im Schatten weltweiter Auseinandersetzungen

Alle Völker auf Gottes weiter Erde
wissen um Heimat, reden von der Heimat!
Alle seelisch gesunden Menschen
schätzen und lieben ihre Heimat!
Wer tief drinnen keine Heimat hat,
wer nie Heimat erlebte
und nach keiner Heimat sich sehnt
— er mag sein und haben, was er will —
der ist ein armer Mensch!

P. Oswald Rohling OP
Münsterlandtag 1963

Das Echo auf die verschiedenen kulturpolitischen Leitaufsätze, die ich diesem Kalender seit Jahren vorausgeschickt habe, blieb anfänglich zurückhaltend. Ich war darüber keineswegs verwundert und schrieb weiter, weil ich meinem Auftrag, wie ich ihn begriff, gerecht werden wollte. Inzwischen ist die erhoffte Wandlung eingetreten. Dafür zeugen viele Zuschriften. Eine davon darf hier auszugsweise erscheinen: „Im übrigen gratuliere ich Ihnen zu den bisherigen Ausgaben unter Ihrer Leitung, besonders zu den Aufsätzen grundsätzlicher Natur von Ihnen. Ausgezeichnet! Nur daß sie wohl von der Mehrzahl der Leser nicht genügend beachtet werden ...“

Mit dem Kalender 1964 war die erste Aufsatzreihe abgeschlossen. Es sollte eine Pause eintreten. In der Ausgabe 1965 kamen am gleichen Platz andere Stimmen zu Wort. Die Beiträge von Verwaltungspräsident Robert Dannemann, Oldenburg, und von Pater Oswald Rohling OP, Vechta, fanden dann auch nicht weniger Beachtung. Dennoch haben manche Heimatfreunde von nah und fern mir geschrieben und mich aufgefordert, meine zeitkritischen Leitaufsätze fortzuführen: „Die ununterbrochene Anleuchtung des Standortes der Heimat in unserer verworrenen Zeitsituation ist einfach eine Notwendigkeit. Die Fragwürdigkeit heimatlicher Betätigung angesichts weltweiter Auseinandersetzungen im Politischen und Geistigen erfordert immer wieder Klarstellung, Abgrenzung und Kennzeichnung, sowohl nach außen wie nach innen ...“

So entschloß ich mich, erneut nach der Feder zu greifen. Fürwahr, die moderne

Heimatarbeit lebt weder im zeitfernen noch im weltfremden Raum. Ja, sie ist unmittelbarer, als mancher Heimatfreund wünschen mag, in die großen Weltprobleme unserer Tage verstrickt. Mein verehrungswürdiger Nestor, Dr. Heinrich Ottenjann (1886—1961), der die ersten Ausgaben bearbeitete, sah im Heimatkalender zuerst ein publizistisches Instrument für das ganze Münsterland und in zweiter Linie eine heimatliche Unterhaltungsschrift. Nach seinem Konzept war ich bemüht, den Kalender ebenfalls als Spiegel des geistigen Standortes, der kulturellen Eigenart, der literarischen Produktion und der forschlichen Neigungen unserer Heimat weiterzuführen. Darum waren und sind die allgemeinen Grundlagen mitzubehandeln.

Geht das Vaterland noch „über alles“?

„Die meisten anständigen Menschen würden für ihr Vaterland sterben; aber nur ganz wenige sind bereit, für es zu leben. Dabei könnten sie durch ihre treuen und kleinen Dienste für die Erhaltung einer gesunden politischen und wirtschaftlichen Lage sogar Kriege verhüten helfen.“

Adalbert Stifter (1805—68)

„Achte jedermanns Vaterland
aber das deinige liebe!“

Gottfried Keller (1819—90)

Um den Beginn des vorigen Jahrhunderts und mit dem Zeitalter der „Freiheitskriege“ verwandelte sich die ursprünglich weite mittelalterlich-abendländische Idee der „Nation“ zu engem Nationalismus (Chauvinismus). Aus den demokratischen Gedanken der Aufklärung und der französischen Revolution über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit entstanden als seltsamer Widerspruch, aber folgerichtig, die europäischen Nationalstaaten, vorwiegend auf sprachlicher bzw. völkischer Grundlage. Mit dem Begriff der verwandelten nationalen, d. h. sprachlich-völkischen Unabhängigkeit bildete sich eine entsprechende politische Freiheitsidee heraus. Diese führte leider zu nationalistischer Eigenbrötelei und chauvinistischer Überheblichkeit. Dem übersteigerten



persönlichen Individualismus von Aufklärung und Liberalismus folgte so der krasse politische Individualismus unserer europäischen Völker und Staaten.

Diese Entwicklung brachte das alte Abendland schließlich an den Rand einer weltgeschichtlichen Katastrophe. Die europäischen Völker fingen an, statt miteinander, mehr neben- und gegeneinander zu leben. Sie brachten es zu einer ungeahnten Aufplitterung Europas in eigenwillige und kleinkarierte souveräne Nationalstaaten. Daran war freilich die traditionelle britische „balance of power“ nicht ohne Schuld. Die voraufgegangenen monarchistischen bzw. dynastischen Staatengebilde ruhten keineswegs auf engen sprachlichen und völkischen Grundlagen. Solche Beschränkung lag gar nicht im Sinne ihrer Gründer und Beherrscher, die hauptsächlich in Hausmachten dachten. Vor der Entwicklung der Nationalstaaten bedeutete Europa den Europäern so sehr ein gemeinsames Vaterland, daß wir es uns kaum vorstellen können. Es gab höchstens Unterscheidungen nach „Zungen“, aber keine nach Nationalitäten moderner Art. Studenten studierten ohne besonderes Ansuchen, wo immer es ihnen paßte. Handwerksburschen gingen „auf die Walz“ und ließen sich nieder, wo es ihnen gefiel . . .

Das liberalisierte, individualisierte und völkisch erwachte Großbürgertum Europas hatte mehr Anteil an der Bildung unserer heutigen demokratisierten Nationalstaaten als der abendländisch versippte Adel. Noch bis 1914 gab es in Europa, dessen feudale Führungsschicht so lange vorherrschend war, viele Probleme überhaupt nicht, die nachher erst von nationalrepublikanischen bürgerlichen Regierungen zur gegenseitigen nationalen Abschirmung erfunden wurden. Über die „staatliche Hoheit“ dieser verhältnismäßig kleinen Gebilde, die in säkularer Sicht als Fehlentwicklung des alten europäischen Abendlandes gelten müssen, rollt nunmehr der technische und verkehrliche Fortschritt — abgesehen von der modernen Waffentechnik — einfach wieder hinweg.

Obendrein wurde die deutsche Katastrophe von 1945 unversehens zur Initialzündung für einen Gesamtwechsel der überalterten nationalen Struktur Europas. Der übertriebene nationalstaatliche Egoismus hatte sich gewissermaßen selbst „ad absurdum“ geführt, und er ist seitdem im Abbau begriffen. Der Europarat in Straßburg und die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft in Brüssel sind ernsthaft bestrebt, die frühere

Handels- und Niederlassungsfreiheit, die im Mittelalter selbstverständlich war, wiederherzustellen, bzw. die Lehr- und Lernfreiheit erneut durchzusetzen. Ein großer Teil der künstlichen Reiseerschwerungen, die seit 1918 in Europa beliebte Mode wurden, ist nach und nach bereits aufgehoben worden. All das bewirkt eine Neuorientierung der Begriffe: Vaterland, Vaterlandsliebe und Vaterlandsverteidigung.

„Dulce et decorum est, pro patria mori!“ — Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben! Diesen lateinischen Satz nahm früher jeder vom Gymnasium mit. Der Tod für das Vaterland war durchaus begreiflich und notfalls selbstverständlich. Das Sterben für das Vaterland schloß freilich das Töten für das Vaterland mit ein. Als im Jahre 1945 aber das deutsche Volk und Vaterland, bzw. das, was davon übriggeblieben war, zerrissen und geteilt wurde, verschwand die überlieferte klare Auffassung von einst. Unser bisheriges volkhaftes und vaterländisches Selbstverständnis geriet in Umbruch. Die Frage nach dem Nationalgefühl wurde „heißes Eisen“ oder ängstlich gemiedenes Tabu. Der ominöse Satz vom „süßen und ehrenvollen Tod für das Vaterland“ trat in den Hintergrund von Erziehung und Bildung. Auch wer seiner humanistischen Schulbildung treu blieb, begegnet heute dem Wort Vaterland mit Befangenheit.

Besonders bei der heutigen Jugend stellen wir überall eine deutliche Scheu vor der Demonstration des Nationalgefühls und einen offenbaren Mangel an profilierter Vaterlandsliebe fest. Sie hat für patriotisches Überpathos keine Antenne und empfindet das „vaterländische Schnarren von oben“ ebenso lächerlich wie das „hurrapatriotische Blöken von unten“. Wer vor ihr den Mund zu voll nimmt vom Vaterland, wirkt von vornherein unglaubwürdig. Herkömmliche nationale Phrasen sind abgegriffen, weil das alte Vaterland schmachlich mißbraucht wurde. Große Worte um die „heiligsten Güter“ schmecken ranzig. Niemand will noch vom „Heldentod auf dem Felde der Ehre“ etwas wissen, seitdem schon unter Kaiser Wilhelm II. und besonders unter Hitler der reichsdeutsche Nationalstaat so ausgiebig als „tragfähiges Vehikel des deutschen Kampfgeistes“ verschlissen wurde. Echolos im Raume stehen die Worte Bismarcks: „Man rauft die Pflanzen des Nationalgefühls im eigenen Innern nicht mutwillig aus!“

Niemand darf die Nachkriegsgeneration scheel ansehen und schelten, wenn ihr das Vaterland nicht ohne weiteres „über alles“ geht, und die Nationalhymne ihr gelegentlich im Text überholungsbedürftig vorkommt. Diese Haltung zeugt eher von gesunder Skepsis, als daß sie ein Symptom des Mangels oder Krankheitszustandes wäre. Die Jugend von heute liefert hinreichend andere Beweise für ihren Idealismus und Opfersinn, so sehr betont sie sich vaterländisch als unheroisch aufführt. Wenn das ganze Volk den berühmten Satz vom „Dank des Vaterlandes“ mit offenem Hohn quittiert, dürfen wir uns nicht wundern, daß die heranwachsende Generation das ungeprüfte Bild vom „Kampf für das Vaterland“ gänzlich verliert. Mit diesem Kampf war zudem zweimal ein ideeller und materieller Niedergang verbunden; d. h. zwischen Wehren und Währen, zwischen Wehrkraftzerfall und Währungsverfall trat jeweils eine verhängnisvolle Wechselwirkung ans Licht. Vaterlandsliebe und Vaterlandsverteidigung wurden nicht zuletzt auch auf solche Weise entwertet.

Eine alte Weisheit hat schon immer gesagt, daß Patriotismus teuer kommt. Sobald heute vom Vaterland die Rede ist, sind den Jüngeren die Vorstellungen und — Irrtümer — ihrer Väter unbegreiflich. Einerseits verstehen sie nicht, daß echte Vaterlandsliebe kriegerisch sein und sich militärisch manifestieren muß. Die Brücke zwischen Vaterlandsverteidigung und Wehrbereitschaft ist sehr schmal geworden und hat viel von ihrer früheren Tragkraft verloren. Andererseits hat der „Heldentod“ im anonymen Morden der modernen Kriegsmaschinerie wenig Anziehendes und Sinnvolles. Vor der Bestie des Nuklearkrieges erscheint das vaterländische Anliegen vollends auf der Globalebene der Gesamtmenschheit. Zumindest für die bundesdeutsche Jugend ist das Problem des Vaterlandes eher ein europäisches als ein nationaldeutsches. Es wird jedenfalls nicht mehr auf der Grundlage einer zweckbedingten Glorifizierung des „Soldatischen“ chauvinistisch verstanden. Diese Jugend wird den Tod für das Vaterland zukünftig bestenfalls als „Opfer für die Freiheit“ registrieren.

Vaterland, Vaterlandsliebe und Vaterlandsverteidigung sind noch aus weiteren Gründen ihres überkommenen Zaubers entkleidet. Raketen mit unbegrenzter Reichweite, evtl. mit Atomsprengköpfen, lassen keinen Kontinent der Erde, kein Land eines

Erdteiles und keinen Landstrich eines Staates mehr als sicher gelten. Angesichts apokalyptischer Atombomben wird nüchtern und illusionslos über jegliche Vaterlandsverteidigung gedacht. Wir in Deutschland fühlen uns auf Grund unserer Mittellage besonders als Vorfeld und unausweichlich in die großen Kontraste der Gegenwart hineingestellt. Gerade wir haben die sichere Heimat und ihre absolute Geborgenheit bis ins tiefste Unterbewußtsein hinein verloren ...

Überhaupt schwankt die alte Erde in ihren Grundfesten. Kosmische Möglichkeiten der Raumfahrt, deren Tragweite kaum ganz zu ahnen ist, mögen außerdem manches Gemüt verwirren. Eine globalisierende technische Zivilisation übernationaler Prägung hüllt die kulturellen Verschiedenheiten der Länder und Völker in den einheitlichen Schleier ihres Fortschritts. Über den geographischen, völkischen und kulturellen Pluralismus der Welt erhebt sich eine unifizierte, wenn auch nicht uniformierte Menschheit.

Also wirkt ein vielfältiges Bündel von Ursachen zusammen, um die bisherigen Bindungen volkhafter, geschichtlicher und traditionaler Art allgemein in Frage zu stellen. Sie trüben die festen Aspekte der Geborgenheit in einem umhегten Vaterland speziell bei der Jugend, die hier keine Sicherheit erlebt. Diese Jugend sieht überdies deutlich vor sich, wie im Straßburger Europarat und in der Brüsseler Wirtschaftsgemeinschaft das frühere Bezugssystem der europäischen Nationalstaaten einer neuen Ordnung entgegendrängt. Bevor solche Neuordnung sich vollenden kann, sorgt bereits der moderne Massentourismus mit ungeahntem Luft- und Straßenverkehr für Weltoffenheit, die vor wenigen Jahrzehnten in Europa undenkbar war und deren völkerverbindende Funktion enge Grenzen und überkommene Vorurteile weithin abbaut. Für völkische Selbstgefälligkeit, nationale Überheblichkeit und chauvinistische Anmaßung, etwa nach dem Satz „wright or wrong, my country“, schwindet im kleinräumigen Europa langsam der Boden. Wenn die Europäer überleben wollen, bleibt ihnen nur der integrierende Zusammenschluß. Vaterland, Vaterlandsliebe und Vaterlandsverteidigung treten damit in ein neues Verhältnis. Besonders wir Deutschen müssen uns von nationalen Hirngespinnsten frei machen. Die Fäden der großen Weltgeschichte sind uns entglitten. Wir haben sie wohl endgültig an größere Machtblöcke abgegeben.

Unsere Nachkriegsgeneration bezieht eine andere Stellung zu den Worten, die der alte Attinghausen in Schillers „Wilhelm Tell“ an den jungen Rudenz richtet: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft ...“ Diese bundesdeutsche Jugend gefällt sich in einer Haltung, die der des Rudenz fast ahnelt mag, wenn auch die Beweggründe anders gelagert sind. Manche Älteren mögen davon mit den Worten Attinghausens resignieren: „Der fremde Zauber reißt die Jugend fort ... Das Neue dringt herein mit Macht; das Alte, das Würdige scheidet; andere Zeiten kommen, es lebt ein anders denkendes Geschlecht!“

Dennoch sollten wir vermeiden, die heranwachsende Generation zu ignorieren oder gar den Generationswechsel hinauszuzögern — auch in der Heimatbewegung. Die Krise des Vaterländischen, deren Wesen und Tragweite hier eingangs zu skizzieren waren, wirkt nämlich unmittelbar auf den Komplex der Heimatliebe zurück. Zwischen Vaterlands- und Heimatliebe besteht ein inniger Zusammenhang, den wir stets in Rechnung setzen sollten. Ebenso gibt es lebendige Beziehungen zwischen dem vielzitierten Selbstbestimmungsrecht und dem Heimatrecht, sowohl in machtpolitischer wie in kulturpolitischer Hinsicht. Sofern wir uns in der Heimatbewegung dieser Tatsache stets tief bewußt bleiben, bewegt sich alle Heimatarbeit auf solcher Spannungsebene. Wenn eine Macht- und Gesellschaftsideologie mit globalem Anspruch wie der Kommunismus, im Bunde mit entwurzeltem antiheimatlichem und antitraditionellem Kosmopolitentum, aus Prinzip weder Vaterland und Selbstbestimmungsrecht, noch Heimat und Heimatrecht respektiert, ja einfach darüber zur realen Tagesordnung übergeht, dann steht Wesentliches auf dem Spiel. Dann dürfen wir in dieser weltweiten Auseinandersetzung nicht vor der Frage nach dem Vaterländischen und nach dem Heimatrecht ausweichen.

„Bene vixit, qui bene latuit!“ — Gut gelebt hat, wer sich gut verborgen hielt! Dieser zweite lateinische Satz, widerspricht dem heroischen vom „süßen Tod“, ist aber nicht dessen alleinige Alternative. Heimatfreunde, die vor der globalen Hintergründigkeit der Krise des Vaterländischen und des Heimatlichen den Kopf einziehen und sich auf ein harmloses heimatliches Hobby zurückziehen wollten, um ungeschoren zu bleiben, müßten

feige gescholten werden, so klug sie sich vermutlich auch dünken möchten. Vielleicht dürfte ihnen nicht einmal mehr das Prädikat „Heimattfreund“ zugebilligt werden. König Gustav Adolf von Schweden hat über das Jahrhundert des 30jährigen Krieges gesagt: es sei ein „säculum ignavum“, ein feiges Jahrhundert, gewesen, wozu die ungeheuerlichen Greuel gepaßt hätten. Im gleichen Sinne ist über das Zeitalter des „Tausendjährigen Reiches“ gesagt worden, daß es, weil alle Welt schwieg, ein „säculum ignavissimum“, ein allerfeigstes Jahrhundert, mit entsprechenden Verbrechen gewesen sei. Ohne Zweifel ist der vaterländische Gedanke als Verpflichtung gegenüber Volk und Heimat heute tödlich in Frage gestellt, so tödlich wie das Problem des Heimatrechtes, und wir dürfen nicht schweigen. Machen wir den freimütigen Versuch zu einer freimütigen Antwort!

Und was ist noch zu retten?

Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn dieselben nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich auf Deutschland leider beschränkt!

Otto von Bismarck
(1815—98)

Das Vaterland ist
auch in unserer Zeit
eine faszinierende Sache.

Eugen Gerstenmaier
Bundestagspräsident

Die vielen neuentstehenden Staaten in Afrika und Asien oder sonstwo auf der heutigen Welt glauben alle, ihre Zukunft dem Nationalismus verschreiben zu müssen. Der europäische Kolonialismus, der selbst nationalistisch ausgerichtet war, hinterließ diesen nationalen Individualismus und Egoismus. Mit jedem Mittel versuchen die jungen Staaten nun, schon in den Kindern und in der Jugend jene vaterländisch-nationale Begeisterung zu wecken, die ihre eigenen Freiheitskämpfe und Unabhängigkeitsbestrebungen jahrelang begleitete. Dort wiederholt sich — als geistiger und politischer

Absinkeprozeß — jener Vorgang, den wir im alten Europa zwar für überwunden erklären, aber leider noch nicht überwunden haben, und zwar: die einseitige Gleichsetzung des Staates mit dem Begriff der völkischen Nation!

Als Folge erleben wir chauvinistische Exzesse übelster Art, wie z. B. am Kongo. Das überstrapazierte Selbstbestimmungsrecht muß vorzüglich dafür herhalten; paradoxerweise unter dem propagandistischen Einfluß der Sowjetunion, jener Macht, die gemäß ihrer politischen und gesellschaftlichen Ideologie jegliches Heimatrecht bestreitet. Die in gärender Neubildung befindlichen jungen Staaten verkennen den Weg, den sie wandern. Es bleibt ihnen verborgen, daß ihr extremer Chauvinismus unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung — gleichsam als verspätete Rückpiegelung der verflorenen europäischen Katastrophe — von Verbrechen zu Verbrechen schreitet . . .

Während in Afrika und Asien die nationalistische Welle unerwartet heftig aufschäumt, ist in Europa der alte Nationalismus leider noch nicht zur Ruhe gekommen. Nur in Deutschland sucht die Entwicklung ihr Ziel in totaler Überwindung nationaler Leidenschaften und Vorurteile. Die natürliche Reaktion auf unsere totale Niederlage zeitigte mit der europäischen Neuorientierung eine tiefgehende Revision unseres Nationalempfindens. Vor allem unsere Jugend erlitt, wie wir schon dartaten, einen kompletten Wandel der inneren Einstellung zu Vaterland, Vaterlandsliebe und Vaterlandsverteidigung.

Als weitere Folge unserer Niederlage erlebten wir die verheerende Diffamierung und Verfälschung des deutschen Wesens und der deutschen Geschichte. Von unseren historischen Leistungen im Dienste der Welt und des Abendlandes war nach 1945 plötzlich keine Rede mehr. Verratene Vaterlandsliebe von Millionen galt als Verbrechen. Jegliches Heimatrecht wurde uns dafür ideell und materiell abgesprochen. Anderswo heißt man freilich nach wie vor im Namen von Volk und Vaterland gut, was uns als Verbrechen angelastet wird. Dort gilt auch das Selbstbestimmungsrecht, das man uns verweigert. Die Welt scheint mit den Auswüchsen eines aufgeputzten Nationalismus nachsichtiger zu verfahren, sofern dieselben anderswo stattfinden — — —

Diese Haltung hat ihre Gründe. Es geht um den weltweiten Versuch, Deutschland die

alleinige Kriegsschuld anzuhängen. Die Frage nach der Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg soll unterdrückt, die Frage nach den Verbrechen der Vertreibung, die nun als „Kriegsfolgen“ verharmlost, zweckdienlich in falsche Richtung abgelenkt werden: „Wer die Alleinschuld Deutschlands am Zweiten Weltkrieg bestreitet, entzieht der Nachkriegspolitik das Fundament“, sagt die offizielle Version. Solch orthodoxe Aufassung liegt ganz im Interesse der verbrieften Aufrechterhaltung einer bestimmten Betrachtungsweise über die Kriegsfolgen bzw. über die Vertreibungen. Sie dient dem unterschwelligsten Wunsche unserer ehemaligen Gegner nach Selbstreinigung und verhindert, daß die Wahrheit über ihre Verbrechen vor der Weltgeschichte und der öffentlichen Weltmeinung sich durchsetzt. Alles erinnert hier an die bekannte Methode: Haltet den Dieb!

Die genannten propagandistischen Absichten wurden konsequent kulturpolitisch unterbaut. Zielbewußt unternahmen die Sieger den Versuch, die natürliche psychologische Wirkung der Niederlage künstlich zu vertiefen, und suggerierten unserem Volk zusätzlich ein Zerrbild seines Wesens und seiner Geschichte. Wie man große Teile der Deutschen geographisch vertrieben und des Rechtes auf die angestammte Heimat beraubt hatte, suchte man dem ganzen deutschen Volk sein angestammtes geistiges Heimatrecht in Geschichte, Kultur, Volkstum und Tradition zu rauben. Vor allem die Nachkriegsgeneration wollte man in dieser Beziehung heimatlos machen, und zwar durch eine Massenflut von entsprechenden „Dokumentationen“ und Schriften, durch eine endlose Reihe von „Kriegsverbrecher“-Prozessen, durch Theater und Fernsehstücke, Filme und Illustrierte, d. h. durch sämtliche Kanäle der Meinungsbildung, ja sogar durch eine radikale „Umerziehung“.

Anfänglich kamen die amerikanischen „Umerzieher“ mit strengen Maßstäben und sehr vielen Vorurteilen, um nicht zu sagen: Fehlurteilen, zu uns. Ihr guter Wille soll hier zwar nicht geleugnet werden; aber bezweifeln muß man, ob sie wirklich gut beraten waren, beraten von jener gewissen „Crème der Goldenen 20er Jahre“, die sich die Emigration leisten konnte. Infolge der verwunderlichen Naivität unserer Besatzer in diesem Punkte geriet nämlich die westdeutsche Kulturpolitik in heftigen Linksdrall. Derselbe erwies sich bald als viel heftiger, als die amerikanischen Reformer beabsich-

tigt hatten. Unsere wohlmeinenden überseeischen Umerzieher durchschauten zu spät ihre überjährigen, meist kommunistischen Ratgeber. Sie stoppten deren Wirksamkeit erst mit Beginn des „kalten Krieges“ bzw. mit dem sich schließenden „Eisernen Vorhang“.

Heute ist der abgestandene Aufguß der „Goldenen 20er Jahre“, der nach 1945 zunächst stark schäumte, wieder am Erkalten. Seine einflußreichsten Vertreter halten jedoch fast alle Schlüsselstellungen und beschränken sich nicht nur auf Rückzugsgefechte. Über ihre Methoden habe ich in früheren Kalendern berichtet (1963, S. 40 ff; 1964, S. 36 ff.). Es ging mir dabei um keine „Hexenjagd auf linksintellektuelle Kosmopoliten“, sondern um die Kennzeichnung von Umtrieben jener unduldsamen marxistischen Vertreter, die unsere berechtigten Belange als Volk und Kulturnation absichtlich verlästern. Ihre destruktive Tätigkeit in bezug auf den Gesamtkomplex unserer politischen und geistigen Selbstbestimmung, wozu auch das Heimatrecht in umfassendem Sinne gehört, bedurfte der Anprangerung auch im Heimatkalender.

Der Dichter Franz Werfel, selbst Emigrant, hat über die „Goldene“ Intelligenz, zu deren Kreis er sich rechnete, mit eigenen Worten ein ebenso hellsichtiges, wie vernichtendes Urteil gefällt: „Ich habe viele Arten von Hochmut erlebt, an mir und an andern. Da ich aber in meiner Jugend selbst dazu gehört habe, kann ich aus eigener Erfahrung bekennen, daß es keinen verzehrenderen, frecheren, höhnischeren und teuflischeren Hochmut gibt als den der avantgardistischen Künstler und radikalen Intellektuellen, die vor eitler Sucht bersten, tief und dunkel und schwierig zu sein und wehzutun. Unter dem amüsiert empörten Gelächter einiger Philister waren wir die unausstehlichsten Vorheizer der Hölle, in der nun die Menschheit brät ...“

Mit anderen, mehr sarkastischen Worten charakterisierte neulich ein international bekannter ausländischer Publizist in einer großen deutschen Tageszeitung die geistige Grundhaltung und kulturpolitische Ausrichtung jener Kreise, die nach 1945 mit Hilfe der Besatzungsmächte an die Hebel von Erziehung, Kultur und öffentliche Meinung gebracht wurden. Trefflicher kann die anmaßende Unduldsamkeit des kulturpolitischen Terrors, dem wir ausgeliefert sind, kaum dargestellt werden: „Wer seine Heimat liebt, hat bloß einen Ödipuskomplex; wer von der Größe seiner Nation träumt,

leidet unter geheimen Schwächen; wer die kommunistische Bedrohung der Freiheit ernst nimmt, ist von privaten Ressentiments geplagt; wer im Schatten der ‚Koexistenz‘ das Stratagem der Weltrevolution erkennt, krankt an Mordlust; wer Pornographie verabscheut, ist ein Wüstling; wer bange ist um die verwilderte Jugend, der ist ein ausgehörter Lebensfeind ...“

Die deutschen Linksintellektuellen leiden besonders unter dem ewigen unverbesslichen Pessimismus und der Furcht, daß ein Rückfall in unsere „unbewältigte“ Vergangenheit eintreten könnte. Deswegen verdammen sie so heftig jegliches nationale Gefühl und alle Neuansätze von Vaterlands- und Heimatliebe. Wie die Sieger von 1945 machtpolitisch die äußere Vertreibung aus den geographischen Siedlungsräumen vornahmen oder duldeten, so suchen die deutschen Linksintellektuellen im Solde der andern, die innere Vertreibung aus unseren Heimatrechten in Volkstum, Kultur und Tradition kulturpolitisch zu vollenden. In seltsam sadistischer Haßliebe haben sie durch ihre Klischees und Slogans, mit denen sie seit Jahrzehnten arbeiten, unser volkhaftes und nationales Erscheinungsbild zu einer Fratze verzerrt. Ihnen wie den meisten andern linksintellektuellen Weltbürgern geriet ihre „moderne“ Entwurzelung vielfach zum persönlichen Unheil. Das macht ihre antivaterländische, antiheimatliche und antitraditionale Reaktion begreiflich und spiegelt die Tragik ihrer Situation.

Als ich erkannte, wie einseitig diese Herrschaften ihr Alleinregiment gegen alle ausübten, die der gebotenen 08/47 Linie nicht folgten, ging ich auf der Grundlage unserer demokratischen Meinungsfreiheit gegen sie im Heimatkalender zum Angriff über. Natürlich wußte ich, daß ein solcher Schritt mit Gefahren verbunden war. Solange ich mich im generellen Fahrwasser meiner Leitaufsätze bewegte, geschah verhältnismäßig wenig. Man versuchte einfach, mich totzuschweigen und unnötige Aufmerksamkeit zu vermeiden. Erst nachdem ich in Spezialaufsätzen zur antitraditionalen Baupolitik für das Heimatrecht der bodenständigen Bauweise mit konkreter kritischer Schärfe auftrat, stieß ich auf massiven Widerstand mit juristischen Mitteln. Gewisse Rücksichten persönlicher Art bewogen mich zu einem vorläufigen Rückzug, sicherlich zur Genugtuung meiner weltanschaulichen und kulturpolitischen Gegner, wahrscheinlich auch zum inneren Wohlbehagen meiner sonstigen ahnungslosen Kritiker. Der vorläufige Aus-

gang der Kraftprobe hat mir aber dort Freunde gewonnen, wo ich sie nicht erwartete, und anderswo Freude genommen, deren ich mich sicher glaubte und die in Wirklichkeit keine waren. Wenn ich hier auf jene Affaire kurz zurückkomme, geschieht das, um an einem persönlichen Beispiel zu zeigen, von welchen unterschiedlichen Ebenen der heimliche Kampf gegen Heimat und Heimatrecht geführt wird.

Nach draußen, in unserem Verhältnis zur Welt, und nach drinnen, hinsichtlich unseres volkhaften Gleichgewichtes, stellt sich die Frage nach dem Vaterland und dem Heimatrecht immer dringlicher. Sie ist komplizierter als früher geworden und spitzt sich vor dem Faktum ganzer Völkerverschiebungen im Osten auf ein heikles Politikum zu. Um so notwendiger ist eine klare und unvoreingenommene Überprüfung unserer Vaterlandsliebe und eine ebensolche Einschätzung unseres Heimatrechtes. Auch wir Heimatfreunde dürfen vor dieser Forderung die Augen nicht länger verschließen.

Nun ist es keine Frage, daß junge Menschen, denen man jede positive Einstellung zum eigenen Vaterland, zur Vaterlandsliebe und zur Vaterlandsverteidigung grundsätzlich nimmt oder offiziell versagt, leicht dazu neigen, den Leerraum ihres begeisterten Herzens und die unverbrauchte Kraft ihres idealen Schwunges mit irgendwelchen „modernen“ Ideologien, mit „fortschrittlichen“ Marotten und „weltanschaulichen“ Phrasen oder nur mit „modischen Hobbies“ auszufüllen. So ohne weiteres gibt es keinen gleichwertigen Ersatz für jugendliche, natürliche Vaterlandsbegeisterung, über die schon Schiller den Satz prägte: „Mächtig ist der Trieb des Vaterlandes!“ Kein Wunder, daß eine vaterländisch desinteressierte Jugend die unartikulierten Schreie von Pilzköpfen zu zerhackten Jazzgeräuschen ebenso feiert wie die unförmigen „Werke“ der abstrakten bildenden Kunst, wenn keine innere Beziehung mehr zur großen Kulturtradition des eigenen Volkes vorhanden ist.

Wir müssen uns zu einem wohlverstandenen rechten und zeitgemäßen vaterländischen Unterricht neubekennen. Dieser dürfte allerdings keine blutlose „demokratische Gemeinschaftskunde“ sein und sollte durch lebendige Volkskunde mit entsprechender Behandlung der Geschichte untermauert werden. Alle Volks- und Mittelschulen, auch die Höheren Schulen, Hochschulen, Akademien und Universitäten brauchen eine solche Ergänzung. Größere Mittel für volkskundliche Institute und Forschungen, zahlreichere Lehr-

Untergehenden Völkern schwindet

zuerst das Maß. Sie gehen nach einzelem aus, sie werfen sich mit kurzem Blick auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine, dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbarn; in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkt Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster, in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zu üppiger Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder eines äußeren, wilderen, aber kräftigeren Feindes!

Adalbert Stifter

in „Bunte Steine“, 1852

stühle für Volkskunde und Volkstumspflege (ein Thema der Soziologie!) würden noch kein „lyrisches Zugeständnis an nationale Romantiker“ sein. Die häufige, leider fast obligate Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung, gegen systematische Pflege eines gesunden volkhaften Staatsgefühls in unserer parlamentarischen Demokratie — jedenfalls soweit nationale Belange im Spiele sind —, müßte wieder verschwinden. Verschwinden müßte ebenfalls jener immer noch spürbare kulturpolitische Linksdrall im Lager von Verwaltung, Kultur und Publizistik, der nach 1945 opportunistische Mode wurde. Ferner ließe sich die wenig vorbildliche Zusammenarbeit zwischen Erziehung, Bildung und Heimatbewegung wesentlich verbessern. Zum wenigsten wäre es an der Zeit, die arrogante Bagatellisierung der Heimararbeit und Heimatforschung in gewissen Kreisen auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben. Gerade hier, so scheint es, wird mit Absicht eine stille Grundlagen- und Sammelarbeit

unterbewertet, ohne die manche wichtige Erkenntnis der Wissenschaft kaum möglich gewesen wäre. Außerdem wird hier die treue Leistung einer wirkungsvollen Breitenarbeit in der Weitergabe der unentbehrlichen heimatischen Gesinnung unseres Volkes nicht mehr genügend gewürdigt ...

Der Umfang des aufgeführten Katalogs an notwendigen Maßnahmen zur Hebung unseres volkhaften Selbstgefühls und zur Weckung eines lebendigen Gespürs für ein vernünftiges Heimatrecht bzw. für gerechte Selbstbestimmung hebe sich nach Belieben vervollständigen. Sämtliche diesbezüglichen Maßnahmen stoßen aber auf äußere und innere Schwierigkeiten, die einerseits in der geschichtlichen Nachkriegsentwicklung, andererseits jedoch irgendwie im gesamtdeutschen Volksscharakter begründet erscheinen. Über diesen merkwürdigen Charakter hat Bismarck sich gelegentlich, wie folgt, geäußert: „Der Entwicklung kam die Eigentümlichkeit des deutschen Charakters in manchen Hinsichten entgegen; einmal die deutsche Gutmutigkeit und Bewunderung alles Ausländischen, eine Art von Neid, mit dem unsere Landsleute denjenigen betrachten, der im Auslande gelebt und gewisse ausländische Alluren angenommen hat; dann auch endlich die deutsche Befähigung, die sich bei keiner anderen Nation findet, aus der eigenen Haut nicht nur heraus- sondern in die eines Ausländers hineinzu fahren zu können und vollständig Pole, Franzose oder Amerikaner zu werden ...“

Daß mit der militärischen und politischen Kapitulation von 1945 eine geistige Einherheit ist für den Kern des deutschen Wesens nicht verwunderlich. Gerade die Folgen dieser geistigen Kapitulation wirken nun einer gesunden Neuorientierung zum eigenen Volk, zum Nationalgefühl und Heimatrecht besonders entgegen. Freilich erfuhr die nationale Idee der hergebrachten Art überall im freien Westen eine Wandlung. Die traditionellen Begriffe wurden nach dem letzten Kriege zweifellos ausgeweitet in Richtung eines integrierten Europas. Nur führten die gesamteuropäischen Auswirkungen zu einer einseitigen Anwendung gegen uns Deutsche. Wir sollten die nationale Idee begraben, während die andern sie vorläufig mehr oder weniger unverhüllt manipulierten. Das unruhige Auf und Ab der Verhandlungen über die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft in Brüssel verrät deutlich, wie lebendig die anderen Staaten ihre nationalen Belange weiterverfolgen. Wenngleich die be-

troffenen Staaten sich europäisch gebärden, nehmen sie dennoch zu wenig Rücksicht auf die große, gemeinsame Sache.

Am konsequentesten träumen wir Deutsche in der uns eigenen Art den schönen Traum der Nachkriegszeit von einem vereinigten Europa und sind dabei wohl auch am ehrlichsten bemüht, in der „freien Welt“ oder in einem Großabendland der „Vereinigten Staaten von Europa“ aufzugehen. Trotzdem behaupten verschiedene Leute unentwegt, daß die nationale Idee bei uns nur scheinot sei. Mit dem Wiedererstarken unseres wirtschaftlichen und politischen Gefüges bzw. mit dem Wiederaufbau einer Truppe soll sich angeblich der Rückfall in unsere nationalistische Vergangenheit vorbereiten. Das Gegenteil solcher Befürchtungen dürfte eher der Fall sein. Immerhin verlangt unsere gegenwärtige Situation dringend nach einer Überprüfung des „Vaterlandischen“ und des Selbstbestimmungsrechtes. Zugleich wird damit auch die Frage des Heimatrechtes aktuell. Für den geplagten und skeptischen bundesdeutschen Staatsbürger, nicht zuletzt für die Staatsbürger der jungen Generation in Uniform, wuchs hier allmählich eine persönliche Aktualität heran, der sich niemand mehr entziehen kann. Also müssen wir diesen Dingen noch tiefer auf den Grund gehen, ehe uns abschließend das eigentliche Problem des Heimatrechtes beschäftigen kann.

Vom Geiste der Vertreibungen

„Die Vertreibung der Deutschen ist das befriedigendste und das dauerhafteste Mittel zur Liquidierung der deutschen Ost- und Südostpolitik ...“

Winston Churchill
am 14. Dezember 1944

„Die Achtung vor der Menschenwürde des andern ist heute überall bedroht. Das und nicht die Atombombe ist die schlimmste Gefahr unserer Kultur ...“

Victor Gollancz
im Jahre 1947

In unserer Zeit, die vor der absurden Aussicht auf drohende nukleare Verwicklungen das Fragmentarische der menschlichen und volkhaften Existenz im Bewußtsein vieler Menschen und Politiker zu verankern beginnt, hat es manchmal den Anschein, als



Aus dem Gästebuch unserer Heimat

*„Hier ist ein Land,
das noch manches nachholen muß,
um den Anschluß zu finden.
Trotzdem ruhen die Menschen in sich selbst.
Sie sind gewachsen
aus dem Boden des Landes ...“*

Bundeskanzler
Prof. Dr. Ludwig Erhard
anlässlich einer Bereisung
des Oldenburger Münsterlandes
im Sommer 1965

„Man fragt sich: Ist es statthaft,
das Vaterland zu lieben?
Fängt man damit schon wieder an,
eine gefährliche Bahn zu betreten?
Ich will ganz offen sagen:
Es ist an der Zeit, dem deutschen Volk
wieder Nationalbewußtsein zu geben.
Ich warne vor einer nationalen

Überheblichkeit, aber man muß
den Mut haben, trotz Europas,
trotz der Weite der Welt
das Vaterland zu lieben
und sich zu ihm zu bekennen.“

Dr. Eugen Gerstenmaier
Bundestagspräsident

ob die überlieferten Vorstellungen von Vaterland und Volk, von Heimat und Bodenständigkeit ihre bisherige Bedeutung für die fernere Zukunft verlieren müßten. Nichts trägt mehr als dieser Schein, denn alle heimatliche Verwurzelung gewinnt nun gerade umfassender als je an entscheidender Bedeutung für den Fortgang der Menschheitsgeschichte, sozusagen als Halte- und Fluchtpunkt zukünftiger Perspektiven. Wir alle, Einheimische und Vertriebene, sind zwar gelegentlich tief ins Mark getroffen, wenn gleichsam ein historischer Blitz uns die ganze politische und geistige Zukunft als ungeheures Wagnis ahnen läßt. Was aber bliebe überhaupt, wenn wir mit unserer persönlichen Freiheit eines Tages endgültig das ideelle und materielle Recht auf die feste Heimat verlieren würden?

Die tragischen Vertreibungen — Tragik als „schuldlose Schuld“ —, die ganze Landstriche und uralte deutsche Kulturlandschaften entvölkerten, treten heute in ihrer ideologischen Hintergründigkeit und in ihren weltanschaulichen Zielsetzungen immer klarer hervor, obwohl sie anfänglich als zeitbedingte „Vergeltungsmaßnahmen“ wirkten. Es ging dabei gewiß um Rache und Vergeltung. Diese waren jedoch nur ein willkommener Vorwand. Im Grunde sollte die Heimat der Vertriebenen sowohl geographisch als auch kulturell ausgelöscht werden. Das Heimatrecht schlechthin, d. h. als ewiges Naturrecht und Anspruch auf den angestammten Lebensraum, auf die überlieferte Muttersprache und die historisch gewachsene Kultur, wurde mit demonstrativer Folgerichtigkeit und unter rücksichtslosem Mißbrauch der irgeleiteten Weltmeinung radikal beiseitegeschoben. Heute erst beginnt diese Tatsache allmählich in das Bewußtsein der freien Welt einzudringen. Gleichwohl fehlt es selbst bei uns nicht an politischen und geistigen Drahtziehern, die diesen Vorgang aufzuhalten oder wenigstens zu verschleiern suchen.

„Ein Gespenst geht um in Europa — das Gespenst des Kommunismus!“ Das sind Worte, die Marx und Engels ihrem „Kommunistischen Manifest“ von 1847 vorausgeschickt haben. Beide hätten zugleich anfügen können: das Gespenst der Entheimlichung und der Heimatlosigkeit wird umgehen in Europa! Theoretisch und praktisch zerstört nämlich der dem Kommunismus zugrundeliegende Marxismus durch Vergötzung seiner abstrakten Sozialbegriffe alle überkommenen menschlichen Verhältnisse und den Menschen selbst. Hervorstechendes

Symbol seiner irrealen Verallgemeinerung ist der überspannte Begriff der „klassenlosen Gesellschaft“. Außerdem kommt die Forderung nach radikaler Abschaffung jeglichen Erbrechtes einer allgemeinen Enterbung gleich, sowohl im Ideellen wie im Materiel- len. Die historische Entwicklung der Menschheit nach Räumen, Rassen, Zeiten und Kulturen wird beiseite geschoben, auch die natürlichen Gesetze der Bodenständigkeit und des Volkstums gelten nicht mehr ...

Das alles hat ungeheure Konsequenzen. Die natürlichen Gesetze der Bodenständigkeit und des Volkstums, also der Heimat und des Heimatrechtes, waren vorher Grundlagen der abendländischen Kultur. Jetzt reißen die neuen sozialistischen Lehren, die der vom Judentum emanzipierte heimatlose Marx schematisch erdachte, und das kommunistische Gesellschaftssystem, das der volkhaft entwurzelte Lenin darauf gewaltpolitisch errichtete, die Menschen aus ihren natürlichen, bodenständigen, heimatlichen und kulturellen Bindungen. Danach schleudern sie ihre Opfer in Unsicherheit und Entwurzelung, um sie desto leichter nach den Grundsätzen des Marxismus-Leninismus gleichschalten und beherrschen zu können. Jedenfalls sind Marxismus und Kommunismus die säkularen und verhängnisvollsten Irrtümer unserer Zeit, verhängnisvoll vor allem wegen der falschen Einschätzung der naturhaften Lebensbedingungen und der eigentümlichen Persönlichkeitswerte in der menschlichen Gesellschaft. Obendrein Irrtümer mit schrecklichen, ja tödlichen Folgen für die allgemeinmenschliche Entwicklung auf dieser Erde. Als solche bilden sie eine säkulare politische und gesellschaftliche Herausforderung nicht zuletzt deswegen, weil sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker und den naturrechtlichen Anspruch auf Heimat leugnen.

Wehe, wenn der ganze „freie Westen“ diesen Irrtümern und ihrer Herausforderung nicht standhielte! Unser Land ist ihnen 1945 tragisch zum Opfer gefallen. Ein stets wiederholtes Nein! vermag aber vorerst kaum etwas an den brutalen Tatsachen der erlittenen Vertreibungen zu ändern. Wir müssen die grausame Entheimlichung von Millionen Menschen einfach hinnehmen und werden Positives dagegen nur ausrichten, wenn wir die Weltöffentlichkeit und uns selber immer wieder nachdrücklich mit dem Problem konfrontieren. Darum ist möglichst überall das Bewußtsein zu wecken, daß „West“ und „Ost“ heute mehr bedeuten als hochaktuelle Realitäten von Freiheit und Un-

freiheit, von Demokratie und Diktatur bzw. von geographischen Begriffen und staatspolitischen Lehren. Die Erkenntnis sollte sich weltweit durchsetzen, daß unter der Decke des Gegensatzes zwischen West und Ost das entscheidende Problem von Menschlichkeit und Unmenschlichkeit in Gestalt von Heimatrecht und Vertreibung vor unser Zeitalter tritt.

Der russische Kommunismus bleibt seinen Prinzipien treu, selbst wenn er neuerdings das Moskauer Bolschoi-Ballett und andere folkloristische Gruppen mit bunten Kostümen, Tänzen und Liedern durch die Welt schickt. Seit dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Verlauf der nationale Gedanke und die angeborene Heimatliebe der Russen sich als unschätzbare Quellen moralischer Truppenaufrüstung und als entscheidende Hebelarme für alle Durchhalteparolen erwiesen, werden solche optisch wirkungsvollen Dingen skrupellos in den Dienst einer verlogenen Propaganda gestellt. Nach wie vor aber widerspricht es dem Kern der bodenfremden marxistischen Lehre und dem Wesen der kommunistischen Diktatur, Volkstum und Heimat anzuerkennen. An der ursprünglichen Ausrichtung des Kommunismus hat sich in dieser Hinsicht nichts geändert. Die marxistisch-kommunistische Lehre unterbewertet den Besitz von Volkstum und Heimat ebenso, wie sie die wirtschaftliche Ordnungsfunktion des persönlichen Eigentums unterschätzt. Völlig konsequent lehnt sie mit der Freiheit der Einzelpersonlichkeit auch die Freiheit der einzelnen Völker und mit der Autonomie des Staatsbürgers das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ab. Der Weltherrschaftsanspruch des Kommunismus in Form der Forderung eines „internationalen Proletariats“ kann gar keine volkhaften, landschaftlichen und kulturellen Unterschiede in der geplanten abstrakten Verwaltungsmaschine ihres Termitenstaates dulden.

Freilich mag hier die Feststellung eines bekannten Rußlandkenners der Gegenwart interessant sein, daß die tatsächliche Entwicklung in der Sowjetunion doch anders verlaufen ist, als es die fanatischen Ideologen der dogmatisch eingefrorenen marxistisch-kommunistischen Gesellschaftslehre glaubten voraussehen zu müssen. Man war z. B. während der ersten nachrevolutionären Jahre eifrig bestrebt, die Familie aufzuheben und endgültig zu zerschlagen. Entsprechende Gesetze folgten rasch aufeinander, und die „freie Liebe“ feierte zeitweise wahre Triumphe. Dennoch setzte sich der ausge-

Die Fremde

aus Hermann Thole:

Im Reigen des endlosen Liedes

*Ich war in der Welt,
ihr Auge ist kalt,
ihr Herz war von Stein,
ihre Hand voll Gewalt.*

*Sie nahm mir, was mein,
und stieß mich in Not.
Sie lachte voll Hohn —
So lacht auch der Tod!*

prägte Familiensinn der Russen über alle ideologischen Forderungen und gesetzlichen Regelungen zwecks Auflösung von Ehe und Familie hinweg. Zur Zeit soll im kommunistischen Rußland trotz allem die Familie fester denn je dastehen. Längst ist keine Rede mehr von der Aufhebung der Ehe. Auch von der radikalen Integration der Gesellschaft soll man kaum noch zu sprechen wagen. Der sowjetische Staat übt sogar aktive Familienpolitik entgegen den Bestrebungen der marxistischen Schriftgelehrten und der kommunistischen Funktionäre.

Die Kraft des russischen Volkstums scheint also stärker zu sein als die heimatlose Lehre von Marx und Engels. Dennoch muß man vor den propagandistischen Trugbildern des Kommunismus warnen. Abgesehen von den ostdeutschen Vertreibungen sprechen die zahllosen Eingriffe der Sowjetunion in ihre eigenen Volkstumsverhältnisse und in die der Satellitenstaaten eine unüberhörbare Sprache. Nach dem Tode Stalins öffnete sich einige Male der Vorhang vor dieser kommunistischen Staatspraxis. Dadurch wurden die Umrisse von größten Völkerverschiebungen unter rücksichtslosem Terror sichtbar. Ganze Völkerschaften (Ostpolen, Ukrainern, Krimtartaren, Wolgadeutsche usw.) sind auf brutale Weise deportiert worden. Das zielbewußte Abwürgen aller bodenständigen Volkstümer in der Sowjetunion geht auch heute noch systematisch weiter, um endlich jene sozialistische Einheitsmasse der „klassenlosen Gesellschaft“ zu erreichen, deren Mitglieder total Enterbte sind.

Erst die spezielle Breitenaufklärung darüber, daß die marxistische Lehre, die dem Kommunismus zugrundeliegt, zu absolut antivaterländischen Schlußfolgerungen und zu radikal antiheimatlichen Praktiken führt, wird die Krise um Vaterland und Heimat, um nationales Selbstbestimmungsrecht und Heimatrecht in das gehörige Licht rücken.

Der leicht abgedroschene Hinweis, der Kommunismus bedrohe die Freiheit Europas und der ganzen Welt, genügt nicht mehr, um breite Aufmerksamkeit zu wecken. Vor allem unsere Jugend muß verstehen lernen, warum Marxismus und Kommunismus jeden volkhafte, vaterländischen, traditionellen und heimathlichen Impuls grundsätzlich einzuschläntern versuchen. Dann wird sie auch besser begreifen, warum der technisch-industriellen Ausplunderung in den Ostgebieten ein diabolischer Versuch der „biologischen Ausplunderung“ bzw. der „biologischen Demontage“ parallel lief. Dieser verbrecherische Versuch entspricht folgerichtig der animalischen Zuchtlosigkeit, die sich hinter dem politischen, geschichtlichen und gesellschaftlichen Nihilismus des Osten verbirgt. Der unmittelbare Zusammenhang des Kommunismus mit den Vertreibungen, der Geist, der sie auslöste und trug, sind offen darzulegen, wenn es um die Frage der Lösung des Heimatrechtes geht, das weniger in den Bezirken von Rache und Wiedervergeltung als zwischen den Fronten einer weltweiten geistigen Auseinandersetzung angesiedelt ist.

Heimatrecht zwischen den Fronten

„Das Recht auf Selbstbestimmung, zu dem das Recht auf Heimat gehört, kann weder durch eine augenblickliche Machtlage geloscht, noch durch eine vollzogene soziale, wirtschaftliche und kulturelle Eingliederung geschmalert werden.

Ein Gewaltakt wird nicht dadurch rechters, daß der Betroffene überlebt oder wieder zu Arbeit, Wohnung und Vermögen kommt!“

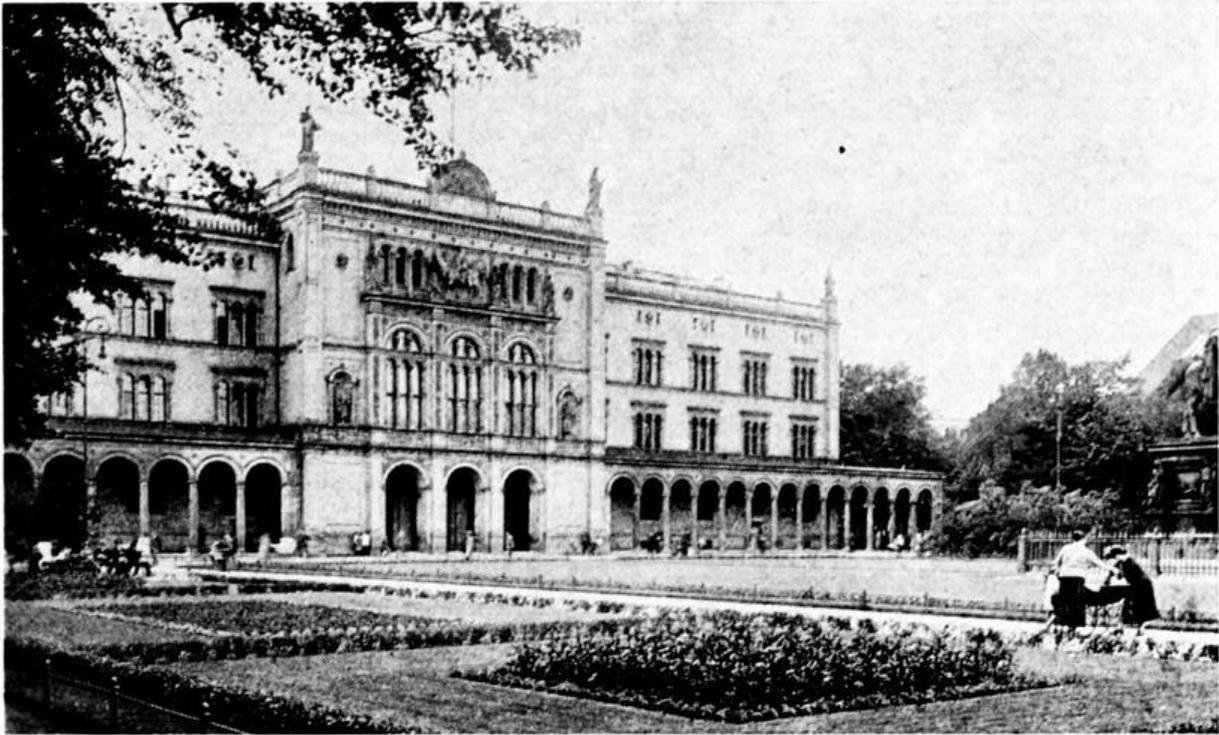
Staatssekretär Dr. Nahm
Bundesvertriebenenministerium

Die gegenwärtige Welt nimmt Worte in einem Heimatkalender sicher nicht allzu wichtig. Worte über Heimatliebe und Heimatrecht werden eben von unserem Zeitgeist kaum gewogen und sind deshalb vielfach ins Dunkle geschrieben. Gedanken über das Heimatrecht vor allem mögen in den Augen von vielen bloß noch theoretische und sonst nicht mehr sehr attraktive Überlegungen sein. Jemand hat kürzlich gesagt, man könne besser den Mond anbellern. Dabei sind Exodus und Heimatlosigkeit die großen Geißeln unseres Jahrhunderts: Exodus als unfreiwillig erduldetes Schicksal von Flucht und Vertrei-

bung; Heimatlosigkeit als kulturpolitische Entrechtung durch eine unduldsame Philosophie und eine nihilistische Gesellschaftslehre. Exodus und Heimatlosigkeit im materiellen und ideellen Sinne wurden so wie schwärende Wunden im Angesichte unserer Zeit. Keine diplomatische Schminke, keine öffentliche Meinungskosmetik und kein propagandistisches Make-up kann sie in Zukunft wieder zum Verschwinden bringen.

Es gibt Kreise, die rühmen sich ihrer „realistischen“ Betrachtungsweise in Hinblick auf die Vertreibungen und nehmen deswegen offenes Unrecht schweigend in Kauf. Diese verstehen darunter ein diplomatisches Gebahren, das man als „Pseudodiplomatie“ bezeichnen muß. Sie wollen oder können offenes Unrecht nicht sehen, das durch eine „Realpolitik“, die der Fixierung von Unrecht dient, hervorgerufen wird, und flirten mit sogenannten „fortschrittlichen“ Auffassungen. In Wirklichkeit werden sie bei aller diplomatischen Klugheit dumme Opfer eines raffinierten Betrug oder einer groben Vergewaltigung. So hält ihr praktischer Materialismus in der „Realpolitik“ es für inopportun, sich den Folgen der Wahrheit über die Vertreibungen auszusetzen. Von ihrer kleinbürgerlichen „Vernünftigkeit“, akademischen Spießbürgerlichkeit und trägen Wirtschaftswundergemächlichkeit suchen sie ihre Ruhe im hohen Lebensstandard. „Bequemlichkeit ist erste Bürgerpflicht!“ Irgendwelche Initiativen hinsichtlich der Forderungen des Heimatrechtes sind von ihnen nicht zu erwarten. Im Gegenteil! Dort werden Kommunismus und Antiheimatlichkeit bagatellisiert, um das komplizierte Problem leichter ignorieren zu können. Im angeblichen Interesse des Friedens finden solche Kreise sich mit der Vertreibung und mit der Verletzung des Heimatrechtes ohne Protest ab. Ja, sie offerieren ihr Verhalten als letzten Schluß aller Diplomatie und verdächtigen wohl noch die unbequemen Vertreter des Heimatrechtes, die ihre Selbstzufriedenheit stören.

Unsere heutigen Schulbücher gehen, freilich mit einigem Recht, ohne große heroische Worte und schwingende Fahnen an der Frage nach der Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg und für die herkömmlich als „Kriegsfolgen“ bezeichneten Vertreibungen vorüber. Die junge Generation hat ohnehin gelernt, daß Fahnen wohl Staat, aber noch keinen Staat machen. Sie weiß zu gut, wie leicht nationale Helden in Schulbüchern geboren und durch Orden geprägt werden.



Die alte Universität in Königsberg war lange eine Heimstatt des Geistes im Deutschen Osten. Sie wurde von Studenten aus allen deutschen Gauen besucht. Namhafte Gelehrte, Wissenschaftler und Philosophen fanden hier ein fruchtbares Wirkungsfeld.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1929)

Jede optische Demonstration des Vaterländischen, etwa in schneidigen Paraden, bereitet ihr Unbehagen; denn diese Jugend möchte sich ihre eigene Vaterlandsliebe nicht gern in „Zackigkeit“ ummünzen lassen. Eingangs sagte ich schon, daß sie sich instinktiv weigert, Vaterland und Heimat im schillernden Begriff des „Soldatischen“ vorgeführt zu bekommen. Wenn also das Problem der Vertreibungen irgendwann vor ihr behandelt wird, macht der moralpatriotisch erhobene Zeigefinger keinen Eindruck auf sie. Vergangenheitsgarnierte Standpauken und geschichtlich verbrämte Ermahnungen sind in dieser Hinsicht völlig fehl am Platze. Die oben vorweg skizzierten Auswirkungen der Niederlage von 1945 lassen es geboten erscheinen, mit den Worten Vaterlandsliebe und Heimatliebe bei der jungen Generation recht behutsam umzugehen. Das Gleiche gilt von den Worten Heimat und Heimatrecht. Daß sich Freiheit und Vaterlandsliebe in unserem Lande selten gut vertragen, bewies schon die politische Entwicklung von den Freiheitskriegen bis 1848. Wie manche Patrioten hatten damals unter Verfolgung zu leiden! Unter besonders starken Spannungen lebten diese wichtigen politischen Triebkräfte in der Ära von Wilhelm II. und von

Hitler, als Patriotismus einfach kommandiert wurde. Das Erbe, das wir Älteren übernehmen mußten, schlägt die Jugend heute mit gutem Grund aus.

Kernige Revanchereden an reichgedeckten Tischen und in vornehmen Kasinos gehören verflossenen Zeiten an, die gesellschaftliche Konvention mit überheblichem Hurrapatriotismus verquicken. In solcher Gesellschaft würde unser Anspruch auf Heimatrecht schlecht aufgehoben sein. Echte Heimatliebe mißtraut fatalem Patriotismus, der sich bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten zu äußern beliebt und in vaterländisch-kriegerischen Gemeinplätzen erschöpft. Die Loyalität unserer heutigen zivilen Staatsbürger und der „Staatsbürger in Uniform“, wie unsere Zeit die Soldaten nennt, bedarf weder gegenwärtig noch zukünftig markiger Devisen zu ihrer Festigung. Deswegen auch bieten hochgemute Proklamationen von Landsmannschaften, Kameradenverbänden oder Kriegervereinen keine geeignete Plattform für die Lösung des Problems der Vertreibungen, wenn in trutzigen Worten verkündet wird, „daß wir alle Mann für Mann, Schulter an Schulter zusammenstehen müssen, um jedem Angreifer unerschrocken die Stirn zu bieten und die Hei-

mat bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen ..."

Dieser Wortschatz stammt aus einer Zeit, die noch keine Raketen und Atombomben kannte, in deren Schatten sich heute die Auseinandersetzung um das Heimatrecht vollzieht. Unser Heimatrecht wartet auf seine Stunde im Mantel der Gewaltlosigkeit. Die Realitäten des Volkstums und der Geschichte sind zwingender als die russischen Sozial- und Weltbildklischees. Auf roten Ideologien und marxistischen Gedankenkonstruktionen läßt sich kein dauerhaftes Haus politischer Wirklichkeiten aufbauen. Die Sozialromantik von Marx und seinen östlichen Jüngern oder die Diktatur fanatischer Funktionäre und blinder Phantasten wird kein „Paradies auf Erden“ ohne Heimat und Heimatrecht verwirklichen. Dennoch wäre unsere militärische Bereitschaft wertlos, wenn ihr die Kraft des Geistes abginge, eines Geistes freilich, der seine Impulse aus den demokratischen Idealen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit in Frieden und Freiheit, nicht aus unfruchtbaren Rachedgedanken oder irrationalen Restaurationsplänen empfängt. Es muß die Kraft eines Geistes sein, der den unsichtbaren Werten eines intakten Volkstums entspringt und sowohl jede materielle Ausrüstung bzw. Übermacht als auch die technische Perfektion einer nuklearen Apokalypse überlebt.

Natürlich darf man das Heimatrecht nicht einseitig sehen, z. B. nur für Deutsche, die allerdings den größten Gewaltverlust an Heimatrecht erlebt und erlitten haben. Überflüssig zu sagen, daß wir es bereits ganz im europäischen Sinne verstehen. Es wäre gewiß wohl des Schweißes der Besten aus allen europäischen Völkern wert, hier zunächst einmal alle Ungerechtigkeit, die zugleich Unmenschlichkeit ist, auszuräumen. Darüber hinaus geht es um jenes weltgültige Heimatrecht, dessen Grundlage die globale Selbstbestimmung bildet. Recht auf Heimat für oder gegen uns? Diese Frage legen die deutschen Vertriebenen immer nachdrücklicher der internationalen Weltöffentlichkeit vor. Für uns Deutsche scheint im Augenblick noch die Selbstbestimmung am allerwenigsten zu gelten. Es gehört zu den typischen Phänomenen der Weltpolitik und Weltpublizistik, daß das Unrecht der Massenverreibungen mit Schweigen übergangen wird, falls es Deutsche betrifft. Vielleicht wäre es besser, wenn wir in Afrika liegen würden!

Von politischer und auch von kirchlicher Seite mehren sich die Stellungnahmen zur Frage des Heimatrechtes. Ihnen allen ist

gemeinsam, daß die Forderung erhoben wird, das individuelle Heimatrecht jedes einzelnen anzuerkennen und abzusichern, und daß über Generationen hinweg das Recht auf Heimat im stärksten und naturrechtlichen Sinne ein unverlierbares Stammrecht bleibt. Das urmenschliche Motiv der Heimkehr knüpft sich unmittelbar an das Heimatrecht, Heimkehr trotz allem aus Armut und schwerer Erniedrigung, aus dem Dunkel der Unbekanntheit einer schmerzlich erlittenen Ferne, aus dem „Elend“ schlechthin, von dem die alten Volkslieder singen. Sobald jedoch das Heimatrecht nicht der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit, Billigkeit und Liebe unterstellt wird, muß jede andere Zuordnung eine gewaltpolitische sein. „Wer das Heimatrecht als einklagbares Recht ansieht, wird abstreichen müssen, was es mit dem Begriff an Gemütmäßigem und Schönerm verbindet“, sagte Prof. Dr. Scholz auf einer Tagung im Christkönigshaus zu Stapelfeld (November 1962).

Vaterlandsliebe und Heimatliebe, Selbstbestimmung und Heimatrecht bilden in einem vereinigten Europa keinen Widerspruch. Die übernationale Neuordnung braucht ein differenziertes Nationalgefühl nicht auszuschließen. Alle historisch gewachsenen europäischen Volkstümer und Kulturlandschaften würden mit ihrer lebendigen Vielfalt durchaus in der angestammten ethnischen und sprachlichen Bedingtheit eingebettet bleiben. Wahrscheinlich gewännen die „Vereinigten Staaten von Europa“ dadurch jene schöpferische Wechselspannung zurück, die das Abendland in den großen Zeiten seiner Geschichte stets beflügelte. Ein Franzose würde im europäischen Sinne ebenso vaterlandsliebend sein, wie es gegenwärtig im deutschen Sinne der Bayer ist. Gerade die einzelnen Heimatbewegungen der europäischen Volkstümer wären in der Lage, sich bei aller Bindung an historische und regionale Eigenarten zu aufbauenden Versuchsfeldern des Verständigungswillens in ganz Europa zu entwickeln. Obwohl echte Heimatliebe in erster Linie aus der friedvollen Geborgenheit im eigenen Bereich lebt, vermag sie sich einem größeren politischen Verband einzuordnen, der dann erneut als Vaterland begriffen wird.

Unter dem Motto: Einheit in der Vielfalt! würde die recht verstandene europäische Volkstumsidee unseren abendländischen Erdteil wieder in den Zustand einer ausgeglichenen inneren Befriedung und Stabilisierung versetzen. „Aber welche Gleich-

gewichtslösung?" fragt Prof. Walter Hallstein, der Präsident der Europäischen Kommission in Brüssel, und antwortet: „Es ist heute ausgemacht, daß es nicht die (Gleichgewichtslösung, d. Verf.) des ‚europäischen Staatensystems‘ sein kann, die Europa bis in den Anfang dieses Jahrhunderts leidlich in Ordnung gehalten hat: eine Summe strukturell unverbundener, auf ihre Souveränität bedachter Staaten, die nach jeweiliger Opportunität sich durch wechselnde Allianzen im Schach hielten ... An der Stelle dieses Systems, das seine Autorität verloren hatte, weil es die einzig gültige Probe nicht bestanden hatte, weil es den Frieden nicht hatte wahren können, begannen wir einen Neubau ... Was wir wollen, ist nicht die Vernichtung der Mitgliederstaaten, sondern ihre lebendige Verbindung. Europa ist eine Vielfalt! Diese Vielfalt wollen wir erhalten. Der ganze Reichtum der europäischen Traditionen, Begabungen und Hoffnungen soll befruchtend auf die Gemeinschaft wirken ... Darum ist auch die Erwartung begründet, daß das, was unsere tägliche Arbeit bewirkt: die Gewöhnung der Menschen an die größere europäische Perspektive, die allmähliche Veränderung ihrer Denk- und Verhaltensweisen, das wachsende Gefühl einer europäischen Verantwortung — daß das alles sich auch vorbereitet und ermutigt zu den weiteren Verwirklichungen ...“

Völlige Gleichberechtigung aller Volkstumsgruppen und aller historischen Kulturlandschaften, sowie unbehinderte sprachliche Autonomie gehören zu diesem Bilde eines „Vereinigten Europas“. Auf der Grundlage von volkhaft bestimmter Heimatliebe und kontinental geprägter Vaterlandsliebe böte das Abendland endlich die Möglichkeit zu einer geschlossenen Föderation, die wie die Schweiz die Unterschiede des Volkhaften, Kulturellen und Sprachlichen bestehen ließe, während Wirtschaft, Verkehr und Verteidigung nach den großräumigen Konzentrations- und Organisationserfordernissen unserer Tage einheitlich zusammengefaßt würden. Die bisherigen kleinräumigen nationalen Ambitionen würden vermutlich schon nach einer Generation in Europa ebenso wenig verstanden, wie wir heute den berechtigten Duodezgeist der zahlreichen deutschen Staaten vor der Reichsgründung von 1871 noch verstehen. Die Franzosen würden das Heimatrecht der Deutschen auf europäischer Grundlage ebenso respektieren, wie die

Preußen das der Bayern auf deutscher Grundlage. Wie gesagt, dieser Volkstums-gedanke steckt sicher voller brauchbarer Initiativen für eine europäische Verständigung und Umgruppierung. Er hebt auch die regionale Heimatarbeit über ihre provinzielle Enge hinaus. Natürlich ist eine weltweite bzw. europäische Volkstums- und Heimatpflege nicht das Alleinrezept für das Zustandekommen der „Vereinigten Staaten von Europa“, aber sie baut mit an wichtigen Fundamenten. Darüber wird im einzelnen an anderer Stelle mehr zu sagen sein.

Wir Deutschen dürfen hinsichtlich der Integrierung Europas selbst dann noch optimistisch bleiben, wenn augenblicklich immer furchtbares Geschrei entsteht, sobald irgendjemand seine Stimme für deutsche Selbstbestimmung und deutsches Heimatrecht erhebt. Solches Geschrei wird vorzüglich im Osten veranstaltet. Die Gründe dafür können uns kaum befremden. Sie sind handfester und brutaler politisch-ideologischer Natur. Es gehört in ein besonderes Kapitel über die Paradoxien und Lügen der Geschichte nach dem Zweiten Weltkriege, daß der Osten immer wieder die einschlägigen Rechte der jungen afrikanischen und asiatischen Staaten lauthals verkündet, während er uns gleiche Rechte abstreitet.

Diese „Realpolitik“ wird die Heimatbewegung nicht hindern, zur Lösung der Frage des Heimatrechtes unentwegt mit beitragen zu helfen. In der politischen Hochspannung zwischen Ost und West und um die Gestaltwerdung Europas ist solch ein entschiedener Wille unerläßlich. Zweifelsohne steht im Brennpunkt der großen globalen und europäischen Auseinandersetzung eine Rehabilitierung des Heimatrechtes bevor; denn es gibt keine Menschlichkeit ohne Freiheit und Gerechtigkeit. Wer sich für sie und zugleich für Europa entscheidet, der entscheidet sich für die Heimat und das Heimatrecht. Wer sich aber den gewaltpolitischen Phantasmagorien und der sozialistisch-kommunistischen Diktatur des Ostens unterwirft, der wird heimatlos gemacht werden und das Recht auf Heimat verscherzen. Die Verweigerung des Heimatrechtes durch den Osten beweist, daß der Kommunismus noch immer eine große Gefahr darstellt; und die Ansicht, daß die kommunistische Gefahr sich verringert habe, ist zweifellos trügerisch.

Alwin Schomaker-Langenteilen

freiheit, von Demokratie und Diktatur bzw. von geographischen Begriffen und staatspolitischen Lehren. Die Erkenntnis sollte sich weltweit durchsetzen, daß unter der Decke des Gegensatzes zwischen West und Ost das entscheidende Problem von Menschlichkeit und Unmenschlichkeit in Gestalt von Heimatrecht und Vertreibung vor unser Zeitalter tritt.

Der russische Kommunismus bleibt seinen Prinzipien treu, selbst wenn er neuerdings das Moskauer Bolschoi-Ballett und andere folkloristische Gruppen mit bunten Kostümen, Tänzen und Liedern durch die Welt schickt. Seit dem Zweiten Weltkrieg, in dessen Verlauf der nationale Gedanke und die angeborene Heimatliebe der Russen sich als unschätzbare Quellen moralischer Truppenaufrüstung und als entscheidende Hebelarme für alle Durchhalteparolen erwiesen, werden solche optisch wirkungsvollen Dingen skrupellos in den Dienst einer verlogenen Propaganda gestellt. Nach wie vor aber widerspricht es dem Kern der bodenfremden marxistischen Lehre und dem Wesen der kommunistischen Diktatur, Volkstum und Heimat anzuerkennen. An der ursprünglichen Ausrichtung des Kommunismus hat sich in dieser Hinsicht nichts geändert. Die marxistisch-kommunistische Lehre unterbewertet den Besitz von Volkstum und Heimat ebenso, wie sie die wirtschaftliche Ordnungsfunktion des persönlichen Eigentums unterschätzt. Völlig konsequent lehnt sie mit der Freiheit der Einzelpersonlichkeit auch die Freiheit der einzelnen Völker und mit der Autonomie des Staatsbürgers das Selbstbestimmungsrecht der Nationen ab. Der Weltherrschaftsanspruch des Kommunismus in Form der Forderung eines „internationalen Proletariats“ kann gar keine volkhafte, landschaftliche und kulturellen Unterschiede in der geplanten abstrakten Verwaltungsmaschine ihres Termitenstaates dulden.

Freilich mag hier die Feststellung eines bekannten Rußlandkenners der Gegenwart interessant sein, daß die tatsächliche Entwicklung in der Sowjetunion doch anders verlaufen ist, als es die fanatischen Ideologen der dogmatisch eingefrorenen marxistisch-kommunistischen Gesellschaftslehre glaubten voraussehen zu müssen. Man war z. B. während der ersten nachrevolutionären Jahre eifrig bestrebt, die Familie aufzuheben und endgültig zu zerschlagen. Entsprechende Gesetze folgten rasch aufeinander, und die „freie Liebe“ feierte zeitweise wahre Triumphe. Dennoch setzte sich der ausge-

Die Fremde

aus Hermann Thole:

Im Reigen des endlosen Liedes

*Ich war in der Welt,
ihr Auge ist kalt,
ihr Herz war von Stein,
ihre Hand voll Gewalt.*

*Sie nahm mir, was mein,
und stieß mich in Not.
Sie lachte voll Hohn —
So lacht auch der Tod!*

prägte Familiensinn der Russen über alle ideologischen Forderungen und gesetzlichen Regelungen zwecks Auflösung von Ehe und Familie hinweg. Zur Zeit soll im kommunistischen Rußland trotz allem die Familie fester denn je dastehen. Längst ist keine Rede mehr von der Aufhebung der Ehe. Auch von der radikalen Integration der Gesellschaft soll man kaum noch zu sprechen wagen. Der sowjetische Staat übt sogar aktive Familienpolitik entgegen den Bestrebungen der marxistischen Schriftgelehrten und der kommunistischen Funktionäre.

Die Kraft des russischen Volkstums scheint also stärker zu sein als die heimatlose Lehre von Marx und Engels. Dennoch muß man vor den propagandistischen Trugbildern des Kommunismus warnen. Abgesehen von den ostdeutschen Vertreibungen sprechen die zahllosen Eingriffe der Sowjetunion in ihre eigenen Volkstumsverhältnisse und in die der Satellitenstaaten eine unüberhörbare Sprache. Nach dem Tode Stalins öffnete sich einige Male der Vorhang vor dieser kommunistischen Staatspraxis. Dadurch wurden die Umrisse von größten Völkerverschiebungen unter rücksichtslosem Terror sichtbar. Ganze Völkerschaften (Ostpolen, Ukrainern, Krimtartaren, Wolgadeutsche usw.) sind auf brutale Weise deportiert worden. Das zielbewußte Abwürgen aller bodenständigen Volkstümer in der Sowjetunion geht auch heute noch systematisch weiter, um endlich jene sozialistische Einheitsmasse der „klassenlosen Gesellschaft“ zu erreichen, deren Mitglieder total Enterbte sind.

Erst die spezielle Breitenaufklärung darüber, daß die marxistische Lehre, die dem Kommunismus zugrundeliegt, zu absolut antivaterländischen Schlußfolgerungen und zu radikal antiheimatlichen Praktiken führt, wird die Krise um Vaterland und Heimat, um nationales Selbstbestimmungsrecht und Heimatrecht in das gehörige Licht rücken.

20 Jahre Vertreibungszeit

Von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer brandete nach der Kapitulation 1945 die Flut einer für die Neuzeit unmöglich gehaltenen Völkerwanderung. Diese wurde freilich nicht freiwillig ausgelöst, sondern erzwungen. Gleichmaßen trieb sie Deutsche aus den, jetzt unter fremder Verwaltung stehenden, alten Reichsgebieten, sowie ohne Rücksicht auf das Selbstbestimmungsrecht auch aus anderen, jahrhundertelangen Heimaträumen. Tausendjährige Städte standen verwaist.

Dem Westen zu . . .

Elf Millionen Deutsche — weitaus mehr als die Gesamtbevölkerung Skandinaviens — fluteten dem Westen zu. Kinder, blühende Jugend, Frauen im besten Alter, Greise — zusammen ausreichend, um eine Stadt größer als Hamburg zu bevölkern, und von der Statistik sachlich als „Vertreibungsopter“ bezeichnet — blieben auf den Straßen der Not.

Einfache Pferdefuhrwerke, Menschen mit Bollerwagen, ganze Elendszüge treckten den inzwischen gebildeten Besatzungszonen zu. Die Flut versickerte, teilweise gelenkt, in den noch raumbietenden Landkreisen von Westdeutschland. Alle Ankömmlinge ahnten in freierer Luft instinktiv die Rückkehr zu ihrer herausgepeitschten Menschenwürde. Sie kannten vorerst nur einen Wunsch: einmal in Ruhe zu schlafen!

Der Landkreis Vechta als Aufnahmegebiet

Zur bodenständigen Bevölkerung waren hier bereits vor Kriegsende Evakuierte aus bombengefährdeten Gebieten, von der umkämpften Ostsee und später Wehrmacht angehörige gestoßen, denen die Heimkehr versagt blieb. Ein gütiges Geschick hatte den Landkreis Vechta vor größeren Verwüstungen bewahrt. Er wies zudem als landwirtschaftlich genutzter Kreis eine dünne Streuung der Bewohner auf. So gehörte er, wie das rasche Anwachsen der Bevölkerung zeigt, von selbst zu den wichtigsten Aufnahmegebieten für die Ostvertriebenen.

Zu seiner niederdeutschen Stammbevölkerung gesellten sich stammesverwandte Bewohner des Baltikums, ferner das lebhaftere Element von Rhein und Ruhr und schließlich der oberdeutsche Volksteil jenseits und diessseits der Sudeten.

Die Statistik weist vergleichsweise aus:

1939 52 176 Einwohner

1950 79 125 Einwohner,

davon 19 453 Vertriebene und
1 523 Flüchtlinge

Es galt mithin, rund 20 000 Menschen zusätzlich unterzubringen, für die ursprünglich weder Wohnraum, noch Beschäftigung im ausreichenden Maße vorhanden war. Selbst die Unterbringung vertriebener Bauern stieß trotz der ländlichen Verhältnisse des Kreises auf Hindernisse. Infolge des Kinderreichtums war von dort ohnehin seit jeher eine Abwanderung der Landjugend nach dem Osten erfolgt, die nunmehr als Vertriebene bevorzugt wieder in ihre Stammheimat zurückkehrte.

Wirren der Nachkriegszeit werden überwunden

Man unterschätzt heute die Gefahr — von einer Vertriebenenversammlung jener Tage treffend als „gefährlichste Bombe aller Zeiten“ bezeichnet —, in die Restdeutschland durch das Einströmen von Millionen bodenentwurzelter, jeglichen Besitzes beraubter Menschen absichtlich von den Russen hineinmanövriert wurde. Die allgemeine Besonnenheit der Vertriebenen sicherte aber die Ruhe. Einer späteren Geschichtsschreibung mag es anheimgestellt sein, den Beginn und Verlauf der ruhigen Entwicklung, elementare Voraussetzungen zur Demokratie, in ihren entscheidenden Einzelheiten abzuwägen.

Bei aller Würdigung, muß festgestellt werden, daß karitative Maßnahmen allein nicht ausreichen konnten, die unvorstellbaren Notstände zu beseitigen. An den Wohnungsbau und an die Existenzsicherung traten Aufgaben heran, die nur durch einen umfassenden Ausgleich der Kriegslasten zu lösen waren. Kurzum: der Notstand verlangte nach legaler Abhilfe. Diese konnte jedoch über die Maßnahmen des Besatzungsregimes hinaus erst durch eine gesetzgebende Körperschaft getroffen werden. Bis dahin galt es, dem Elend in den eigenen Reihen, so gut oder schlecht es ging, zu begegnen und vor allem Ruhe zu bewahren.

Als dämpfende Faktoren wirkten zunächst die örtlichen Interessengemeinschaften der Ostvertriebenen „Igo“ genannt. Ihr Initiator war hier der in Westfalen kürzlich ver-

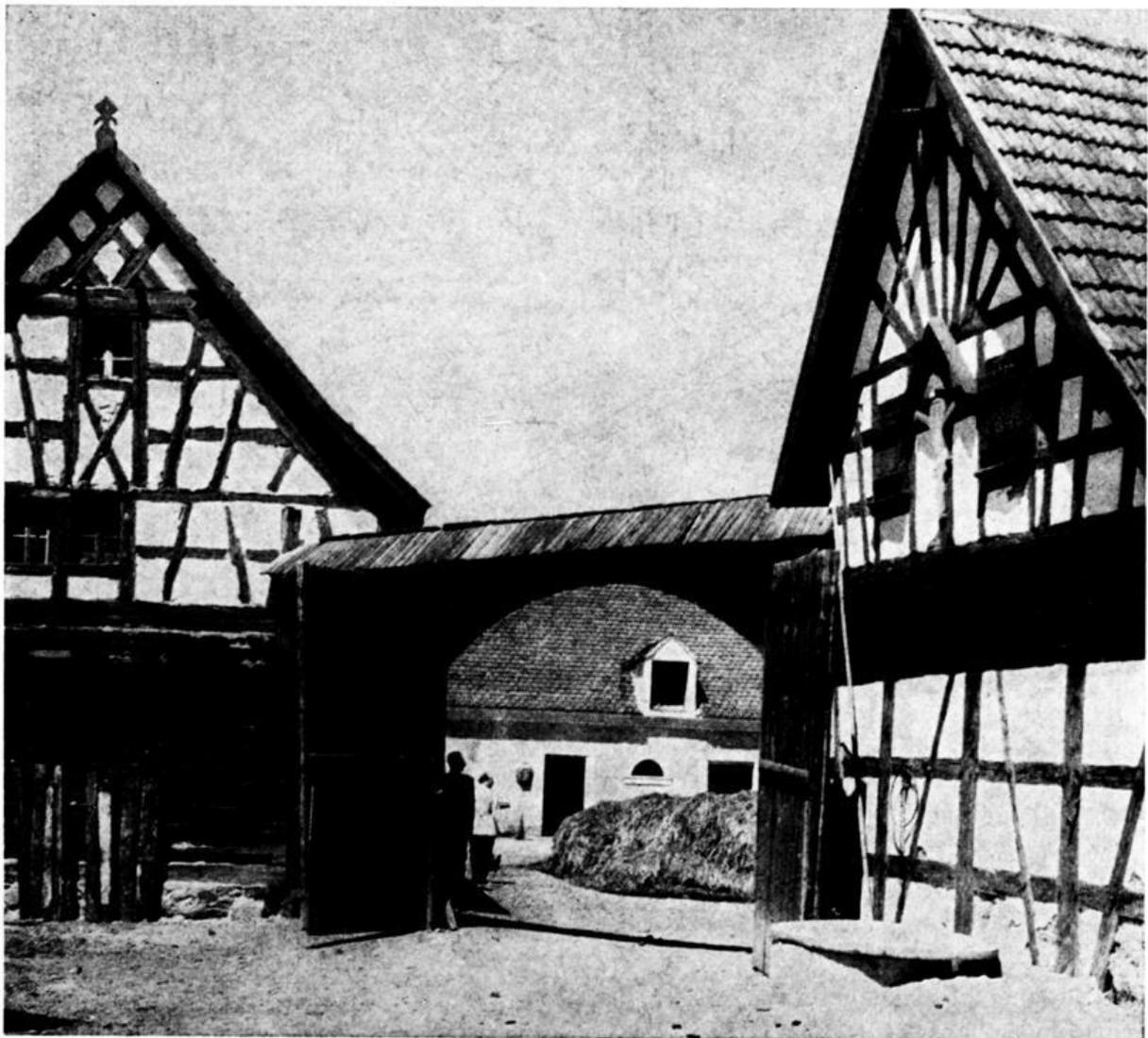
storbene Geistliche Rat Göbel. Sie wurden nach Gründung der Bundesrepublik durch den Zentralverband vertriebener Deutscher (ZvD) sowie durch Landsmannschaften — und nach dem Zusammenschluß beider Organisationen zu einem Dachverband — durch den Bund der Vertriebenen (BdV) abgelöst.

Das Bundes-Vertriebenen- und Flüchtlingsgesetz (BVFG) und Lastenausgleichsgesetz (LAG) schufen weitere wichtige Voraussetzungen für eine geregelte Betreuung und Eingliederung.

Die Eingliederung erforderte Beschränkung der Eingewiesenen auf ein tragbares Maß und sinnvolle Ansetzung von Arbeitskräften. Soweit nicht schon durch Neubetriebe eine Erfassung möglich war, kam Umsiedlung an anderweitige Arbeitsplätze

in Frage. Dadurch gelangten zahlreiche Industriearbeiter, Handwerker, Beamte, Angestellte wieder in Arbeit und Brot. Mit ihren Angehörigen zusammen gehörten rund 6 000 Vertriebene der Landwirtschaft an, 7 000 dem Handwerk und der Industrie. Die schwere Frage der Ansetzung vertriebener Bauern und Rückwanderer wurde ebenfalls durch Umsiedlung und Errichtung von Nebenerwerbsstellen zum Teil gelöst.

Alle Maßnahmen setzten aber eine geregelte Betreuung voraus. Solche Betreuung verlangte wegen der landsmannschaftlichen Herkunft und der wechselvollen Geschehnisse ein starkes Einfühlungsvermögen. Heute erfolgt sie im Kreisgebiet durch das Kreisvertriebenenamt und durch zehn Außenstellen. Die umfassende Materie des Lastenaus-



Im sudetendeutschen Grenzgebiet gehörte das Egerland zu den markantesten und ältesten Kulturlandschaften. Sein bäuerliches Volkstum kam in prächtigen Bauernhöfen von ganz eigentümlicher Prägung besonders zum Ausdruck. Das kleine Ländchen war bis in die Wurzel deutsch und für seine Bewohner Heimat im echten Sinne des Wortes.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1934)



Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen (1938)
Schlesischer Grenzbauer

gleichs, die eine sehr genaue Kenntnis vielseitiger gesetzlicher Bestimmungen voraussetzt, bearbeitet das Ausgleichsamt.

Nicht zuletzt sei in diesem Zusammenhang auf die rege Tätigkeit sozialer Baugesellschaften hingewiesen. Wenn im übrigen die Wirren der Nachkriegszeit in ruhiger Entwicklung ausliefen, ist das ganz wesentlich dem gegenseitigen Verständnis zwischen Vertriebenen und Verbliebenen, den Kirchen, sozialen Verbänden, dem Landkreis und den Gemeindeverwaltungen zu danken.

Heimatkultur und Kulturarbeit der Vertriebenen

Die Kulturarbeit leitet der Gedanke, daß wir alle in einem Boot sitzen; sie ist also gesamtdeutsch. Die Forderung: Kein vorzeitiger Verzicht auf den deutschen Osten! will

weiterer Zerstückelung vorbeugen und aller Welt den gemeinsamen Wunsch nach Wiedervereinigung dokumentieren. Dabei lehnt die Charta der Vertriebenen ausdrücklich jede Gewalt ab. Im Rahmen gesamtdeutscher Kulturarbeit wird gleichermaßen die Bindung zur Stammheimat wie zur jetzigen Heimat angestrebt. Gleichzeitig sucht sie das Verständnis für unsere gesamtdeutschen Geistesgrößen zu fördern.

Das rasch entwickelte Bildungswerk für Ostvertriebene veranstaltete bereits 1949 Vorträge wie: „Streifzug durch die oldenburgische Landesgeschichte“ oder „Oldenburgs Vorgeschichts-Denkmäler“. Auch führte es Fahrten in die Landschaft durch. Das Programm der am 3. Juli 1949 vom Bildungswerk veranstalteten Goethe-Gedenkfeier — vielleicht der einzigen im Kreis — lautete auszugsweise: Largo von Händel (Klavier, Violine); Rede: „Goethes Bedeutung für unsere Zeit“; Goethes Jugend aus „Dichtung und Wahrheit“; der Vertriebenenzug aus „Hermann und Dorothea“; Szenen aus „Faust“ und „Erlkönig“ (Vertonung von Schubert).

Es scheint bezeichnend, wenn Menschen — der Heimat und Habe beraubt — selbst in größter Not solche Bindungen zu den Großen unseres Volkes suchen. Als eindrucksvollstes Mittel des Bekenntnisses zur gemeinsamen Heimat diente der „Tag der Heimat“, der als Großveranstaltung in Steinfeld (6 000 Besucher), in Lohne und in Vechta, auch in Verbindung mit Heimatverbänden, durchgeführt wurde.

Die heutige Vertriebenenstruktur

Durch Umsiedlung und Tod hat sich die Zahl der Vertriebenen und Flüchtlinge im Kreisgebiet zwar verkleinert. Aber es erfolgt weiterhin ein nicht unbeträchtlicher Ausgleich durch den steten Zuzug aus Mitteldeutschland und von Spätaussiedlern. Eine genauere Erfassung wird voraussichtlich kaum möglich sein, da nach dem BVFG Vertriebenenkinder bei Erreichen der Altersgrenze Anspruch auf einen Vertriebenenausweis besitzen und Anträge darauf noch heute stellen. Die Statistik weist im Augenblick folgende bemerkenswerte Zahlen auf:

Bevölkerungszahl 1965	80 552
davon Vertriebene	12 861
Flüchtlinge	590

Vom 1. Januar 1951 bis 20. September 1965 wurden insgesamt 1295 Familien mit 4891 Personen umgesiedelt, davon in ungetaktem Verfahren 629 Familien mit 1808 Personen.

Dokumentation der Vertreibung — eine Notwendigkeit

Die vorliegende, knappe Skizze über die Vertriebenenbewegung will nur einen kleinen Beitrag zu dieser besonderen Heimatgeschichte des Landkreises Vechta liefern. Sie wird jedoch einer ausführlichen Ergänzung bedürfen. In Voraussicht ihrer Notwendigkeit hat der Bund der Vertriebenen eine eigene „Dokumentation der Vertreibung“ für das Kreisgebiet angeregt. Begreiflicherweise konnte im Drang der Zeit während der ersten Nachkriegsjahre nicht jene Erfassung erfolgen, die notwendig wäre. Mit der angeregten Dokumentation würde sie in letzter Minute erfolgen; denn mit jedem Jahr verblaßt die Erinnerung.

Die „Dokumentation der Vertreibung“ soll Quellenmaterial bieten, wenn später in einer „Ostdeutschen Heimatstube“ Angehörige neuer Geschlechter Stoff und Anregung für volkskundliche Arbeiten suchen. Was heute

noch erfaßt wird, hat für die Zukunft festen Bestand. Aus diesem Bestreben heraus erfolgte der Vorschlag, in den Dammer Bergen und an der See durch eine einfache Riesengebirgsbaude und eine Fischerkate eine Art Heimatmuseum zu schaffen. Dieser Vorschlag fand bei der „Oldenburg Stiftung“ Verständnis. Welche Verwirklichung ihm beschieden werden kann, bleibt freilich abzuwarten.

In der deutschen Geschichte existiert kein Beispiel dafür, daß durch Krieg und Vertreibung jemals eine Stammesvermischung ähnlichen Grades erfolgte. Ihre Auswirkung erfaßte selbst die fernsten Kreise Westdeutschlands. Das niederdeutsche und oberdeutsche Element wurde nebst fremdvölkischen Einflüssen durcheinandergewürfelt. Neue Erbfaktoren beeinflussen die Wesensart kommender Generationen. Osterbe mengt sich mit Stammeserbe; Umstände und Einflüsse, die volkskundlich und geschichtlich, vor allem heimatgeschichtlich, nicht zu übersehen sind.

Karl Bittner



Der Marktplatz von Heilsberg im ostpreußischen Ermland trug rein ein deutsches Gesicht. Die alte Stadt selbst ging auf eine Gründung des Deutschen Ritterordens zurück, von dem hier auch eine mächtige Burg erhalten war. Im Jahre 1929, als die Aufnahme gemacht wurde, konnten die Bewohner nicht ahnen, wie bald sie ein brutales Schicksal aus der Heimat vertreiben würde.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Wissenschaftliche Forschung - Laienforschung

Unter dem Datum vom 20. Mai 1965 wurde mir nachstehende Stellungnahme aus Kreisen der Oldenburg-Stiftung zugeleitet. Diese verdient sicherlich vollste Aufmerksamkeit bei unseren Heimatfreunden, weil ganz spezielle Eigenbelange darin angesprochen sind. Es geht um die Unterbewertung der „Laienforschung“ in der Heimarbeit von seiten eines Vertreters der „Wissenschaftlichen Forschung“. Auch wir meinen, daß die Dinge schief gesehen werden, wenn der Heimarbeit die Berechtigung zu einer anspruchsvolleren publizistischen Darbietung fehlen soll. Eine solche Auffassung möchten wir im Bunde mit der Oldenburg-Stiftung an dieser Stelle ebenfalls entschieden ablehnen.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Der Vorsitzende des Nieders. Heimatbundes, Dr. Röhrig, hielt vor mehreren Jahren vor dem Arbeitskreis zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Niedersachsen einen Vortrag, der sich mit der Landesforschung befaßte. In diesem Vortrag sprach er von den Kontakten zwischen den „wissenschaftlichen Hochschulen und zahlreichen in der Forschung tätigen Persönlichkeiten draußen im weiten Lande“. Diese Männer saßen selten an irgendwelchen Schalthebeln im politischen, kulturellen oder wirtschaftlichen Machtbereich, obwohl sie aktiv an den Aufgaben der Wissenschaft

arbeiten. Dr. Röhrig bezeichnete sie, indem er sich dabei auf das militärische Bild bezog, als Beobachtungsposten auf den tiefgestaffelten Außenwerken der Wissenschaft. Dabei sah er z. B. das Amt für Bodenforschung und die Akademie der Wissenschaften, Göttingen, als eine Einrichtung an, die noch innerhalb der Zitadelle liegt. Das gelte auch für die Landesmuseen und die Vogelwarte Helgoland, obwohl es ihm in dem oben angeführten Arbeitskreis zum ersten Male begegnet sei, daß man diese als Forschungsstätte in Zweifel gezogen hätte. Weiterhin wurden als private Vereinigungen mit Forschungscharakter angesehen: Die Historische Kommission und die Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens sowie einige andere Vereinigungen.

Er berichtete dann von Einzelpersonlichkeiten, die sich irgendwelchen Forschungsaufgaben widmen, ohne dabei einen wirtschaftlichen Gewinn zu beabsichtigen. Dabei könnten die Einzelforscher Fachleute sein, also akademisch gebildete Personen, auch Laienforscher oder freie Forscher, die sich nachhaltig bemühen, „unbekannte Zusammenhänge mit wissenschaftlichen Methoden zu entdecken“. Diese freien Forscher beschäftigen sich mit Disziplinen wie Geologie, Geographie, Botanik, Ornithologie, Urgeschichte, Geschichte, Sprache, Volkstum und Soziologie u. a. Dr. Röhrig untersuchte dann die Gründe der Zusammenarbeit dieser freien Forscher mit wissenschaftlich tätigen Organisationen. So brauche z. B. die Vogelforschung ein ganzes Heer von Mitarbeitern für die Beobachtung und Beringung. Hochschulen, Behörden und staatliche Institute brauchten Bindeglieder zu der Bevölkerung, zu den Vereinen im Lande. Derartige Laienforscher seien Mittler zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, vorausgesetzt, daß sie sich von dem Halbwissen abkehren. Zu diesen Männern gehörten ehemals in unserem Küstenbereich Hafenbaudirektor Dr. h. c. Krüger, Rektor Dr. h. c. Schütte, Lehrer Dr. h. c. Dodo Wildvang, Lehrer Dr. h. c. Leege, Bäckermeister Dr. h. c. Sandstede, Lehrer Dr. h. c. Brockmann und Dr. h. c. Schlabow.

Soweit die Aufzeichnungen dieses Vortrages von Dr. Röhrig, der von den anwesenden Professoren und Wissenschaftlern mit großem Beifall aufgenommen wurde, der

Die Geborgenen

aus Hermann Thole:

Im Reigen des endlosen Liedes

*Seine Liebe nahm uns Arme auf,
daß wir Staub und Last der Straßen,
daß wir Tagesfron und Sklavenkauf
und der Satten Hohn vergaßen.*

*Seine Güte gab uns Trank und Brot,
gab uns Obdach, Kleid und Schuhe,
gab uns auf dem Weg durch unsere Not
in den Nächten tiefe Ruhe.*

*Unsere Seelen sind erlöst vom Leid,
löschten aus des Hasses Brände —
Fröhlich tragen wir der Armut Kleid;
denn uns tragen Gottes Hände.*



außerdem dazu beitrug, daß von der Landesregierung nunmehr seit Jahren erhebliche Mittel aus dem Zahlenlotto für die Landesforschung zur Verfügung gestellt wurden.

Dieser Darlegung hätte es in unserem Kreise — so glaube ich — nicht bedurft, wenn nicht ganz kürzlich in dem Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte eine Besprechung des Buches „Oldenburgische Heimatpflege im Wirkungsbereich der Oldenburg-Stiftung“ aus der Feder von Staatsarchivdirektor Dr. Haase erschienen wäre, der eine andere Auffassung vertritt. In diesem Aufsatz glaubt Dr. Haase darauf hinweisen zu müssen, daß das Niveau der einzelnen Artikel der Oldenburgischen Heimatpflege keine so anspruchsvolle Ausstattung des Buches rechtfertigt. Der Gesamteindruck bleibe zwiespältig, weil die staatlichen Institute mit ihren Beiträgen nicht erscheinen konnten. Dr. Haase verkennt dabei, daß die Oldenburg-Stiftung als eine Einrichtung gegründet worden ist, die ganz bewußt über den Rahmen der staatlichen Institute und Dienststellen hinaus ihre Aufgaben erledigen will, als ein typisches Organ der Selbstverwaltung, wie es ähnlich auch in der traditionsreichen Ostfriesischen Landschaft mit großem Erfolg geschieht. Ebenso bekannt ist, daß die Oldenburg-Stiftung ihre Aufgaben stets in engster Zusammenarbeit mit den staatlichen Dienststellen und Instituten in so vorbildlicher Weise löst.

Es ist das gute Recht von Dr. Haase, eine negative Kritik an einzelnen Beiträgen zu üben, obwohl diese eigenartigerweise nur allgemein ausgesprochen wird. Auch die wohlwollende Kritik an einigen Beiträgen ist sicherlich berechtigt. Dagegen muten verschiedene Seitenhiebe „recht eigentümlich“ an, sowie die Lobeshymne auf den sicherlich verdienten ehemaligen Vorgesetzten der Niedersächsischen Archivverwaltung. Dennoch muß doch wohl gerechterweise erwähnt werden, daß nicht nur das niedersächsische sondern vielmehr das gesamte Archivwesen in Deutschland mit Recht eine bessere Würdigung erfahren hat, als ehemals.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als wenn diese negative Kritik als Aushängeschild für die dann folgenden Darlegungen über die Landesforschung gelten soll, die uns besonders angeht. Dr. Haase behauptet, daß sich auf den meisten Gebieten, so etwa in der Geschichts- und Kunstgeschichtsforschung, zwischen der Fachwis-



Vater und Sohn

von Erika Täuber

*Was raschelt dort im hohen Gras?
Ist das vielleicht ein junger Has?
Ist dort versteckt ein Mäusenest?
Vielleicht ist es ein Bodentest!
Wie dem auch sei; was auch „passiert“,
Hauptsache — zwei sind intressiert!*

senschaft und der Laienforschung längst eine „tiefe Kluft“ aufgetan habe, die von der Seite der Laien her nur noch in Einzelfällen zu überbrücken wäre. Die Laienforschung, etwa die Heimat- und Ortsgeschichtsschreibung, erreiche in den allerseltensten Fällen noch einen Rang, der sie für die Fachwissenschaft diskutabel mache. Dr. Röhrig kommentiert diese Auffassung, daß man wirklich erstaunt sein müsse, mit welcher Selbstverständlichkeit dies von Dr. Haase behauptet würde, und bemerkt, daß diese Zeilen doch wohl von einem gewissen Hochmut diktiert seien.

Die Fachwissenschaft, so meint Dr. Haase, solle ihre Ergebnisse so aufbereiten, daß sie für den Laien nicht nur lesbar, sondern auch interessant sei, wenn er auch nur in die Situation des nur noch rezeptiv Aufnehmenden gedrängt werde. Wenn von den Historikern Hermann Oncken und Georg Sello erwähnt wird, daß sie bereits „vor mehr als einem halben Jahrhundert verzweiflungsvoll

vor dem Dilettantismus der gängigen Heimatgeschichtsschreibung „resigniert“ hätten, dann muß man dem doch wohl entgegenhalten, daß sich gerade in unserem Nordwesten hervorragende Laienforscher betätigt haben, die ebenso verzweifelt gegen eine voreingenommene Einstellung der Wissenschaftler gekämpft haben und — bis zum heutigen Tage — Sieger geblieben sind.

Dr. Röhrig entgegnet dazu, daß dem Laien auch heute noch in ganz bestimmtem Rahmen wesentliche Aufgaben zufallen. Vor allem aber scheint es mir wichtig zu sein, so betont er, daß der Wissenschaftler dem interessierten und strebenden Laien sehr viel mehr als dem nur rezeptierenden Leser

oder Hörer Freundschaft und Sympathie entgegenbringen sollte. Man solle den Laien nicht in die „Situation des nur noch rezeptiv Aufnehmenden“ drängen.

Die Auffassung von Dr. Haase, daß der Sinn der Errichtung von Museen und der Veranstaltung von Heimatspielen darin liege, etwas gemeinsam aufzubauen, daß z. B. ein Flüchtling mithilfe, sich eine neue Heimat zu schaffen, ist auch unsere Ansicht. Es ist geradezu eine Hauptaufgabe der Oldenburg-Stiftung, diese vielen aktiven Kräfte im Lande zu sammeln und sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Dr. Haase glaubt, daß folgender Weg eingeschlagen werden müsse: „Der Staat unterhält vor



Ein Symbol natürlicher Bodenverbundenheit! Diese mächtige Kiefer auf einer zerfallenden Wallhecke („Euwer“) klammert sich mit zahllosen Wurzeln am Boden fest, aber eines Tages wird sie dem modernen agrarwirtschaftlichen Kultivierungsbedürfnis zum Opfer gefallen sein. Könnte nicht unser heimisches bodenständiges Volkstum, wenn seine Wurzeln allmählich bloßgelegt und ihren Halt verlieren würden, ebenso den entwurzelnden Kräften unserer technischen Zivilisation zum Opfer fallen?

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Wissenschaftliche Forschung - Laienforschung

Unter dem Datum vom 20. Mai 1965 wurde mir nachstehende Stellungnahme aus Kreisen der Oldenburg-Stiftung zugeleitet. Diese verdient sicherlich vollste Aufmerksamkeit bei unseren Heimatfreunden, weil ganz spezielle Eigenbelange darin angesprochen sind. Es geht um die Unterbewertung der „Laienforschung“ in der Heimarbeit von seiten eines Vertreters der „Wissenschaftlichen Forschung“. Auch wir meinen, daß die Dinge schief gesehen werden, wenn der Heimarbeit die Berechtigung zu einer anspruchsvolleren publizistischen Darbietung fehlen soll. Eine solche Auffassung möchten wir im Bunde mit der Oldenburg-Stiftung an dieser Stelle ebenfalls entschieden ablehnen.

Alwin Schomaker-Langenteilen

Der Vorsitzende des Nieders. Heimatbundes, Dr. Röhrig, hielt vor mehreren Jahren vor dem Arbeitskreis zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Niedersachsen einen Vortrag, der sich mit der Landesforschung befaßte. In diesem Vortrag sprach er von den Kontakten zwischen den „wissenschaftlichen Hochschulen und zahlreichen in der Forschung tätigen Persönlichkeiten draußen im weiten Lande“. Diese Männer saßen selten an irgendwelchen Schalthebeln im politischen, kulturellen oder wirtschaftlichen Machtbereich, obwohl sie aktiv an den Aufgaben der Wissenschaft

arbeiten. Dr. Röhrig bezeichnete sie, indem er sich dabei auf das militärische Bild bezog, als Beobachtungsposten auf den tiefgestaffelten Außenwerken der Wissenschaft. Dabei sah er z. B. das Amt für Bodenforschung und die Akademie der Wissenschaften, Göttingen, als eine Einrichtung an, die noch innerhalb der Zitadelle liegt. Das gelte auch für die Landesmuseen und die Vogelwarte Helgoland, obwohl es ihm in dem oben angeführten Arbeitskreis zum ersten Male begegnet sei, daß man diese als Forschungsstätte in Zweifel gezogen hätte. Weiterhin wurden als private Vereinigungen mit Forschungscharakter angesehen: Die Historische Kommission und die Wirtschaftswissenschaftliche Gesellschaft zum Studium Niedersachsens sowie einige andere Vereinigungen.

Er berichtete dann von Einzelpersonlichkeiten, die sich irgendwelchen Forschungsaufgaben widmen, ohne dabei einen wirtschaftlichen Gewinn zu beabsichtigen. Dabei könnten die Einzelforscher Fachleute sein, also akademisch gebildete Personen, auch Laienforscher oder freie Forscher, die sich nachhaltig bemühen, „unbekannte Zusammenhänge mit wissenschaftlichen Methoden zu entdecken“. Diese freien Forscher beschäftigen sich mit Disziplinen wie Geologie, Geographie, Botanik, Ornithologie, Urgeschichte, Geschichte, Sprache, Volkstum und Soziologie u. a. Dr. Röhrig untersuchte dann die Gründe der Zusammenarbeit dieser freien Forscher mit wissenschaftlich tätigen Organisationen. So brauche z. B. die Vogelforschung ein ganzes Heer von Mitarbeitern für die Beobachtung und Beringung. Hochschulen, Behörden und staatliche Institute brauchten Bindeglieder zu der Bevölkerung, zu den Vereinen im Lande. Derartige Laienforscher seien Mittler zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit, vorausgesetzt, daß sie sich von dem Halbwissen abkehren. Zu diesen Männern gehörten ehemals in unserem Küstenbereich Hafenbaudirektor Dr. h. c. Krüger, Rektor Dr. h. c. Schütte, Lehrer Dr. h. c. Dodo Wildvang, Lehrer Dr. h. c. Leege, Bäckermeister Dr. h. c. Sandstede, Lehrer Dr. h. c. Brockmann und Dr. h. c. Schlabow.

Soweit die Aufzeichnungen dieses Vortrages von Dr. Röhrig, der von den anwesenden Professoren und Wissenschaftlern mit großem Beifall aufgenommen wurde, der

Die Geborgenen

aus Hermann Thole:

Im Reigen des endlosen Liedes

*Seine Liebe nahm uns Arme auf,
daß wir Staub und Last der Straßen,
daß wir Tagesfron und Sklavenkauf
und der Satten Hohn vergaßen.*

*Seine Güte gab uns Trank und Brot,
gab uns Obdach, Kleid und Schuhe,
gab uns auf dem Weg durch unsere Not
in den Nächten tiefe Ruhe.*

*Unsere Seelen sind erlöst vom Leid,
löschten aus des Hasses Brände —
Fröhlich tragen wir der Armut Kleid;
denn uns tragen Gottes Hände.*



außerdem dazu beitrug, daß von der Landesregierung nunmehr seit Jahren erhebliche Mittel aus dem Zahlenlotto für die Landesforschung zur Verfügung gestellt wurden.

Dieser Darlegung hätte es in unserem Kreise — so glaube ich — nicht bedurft, wenn nicht ganz kürzlich in dem Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte eine Besprechung des Buches „Oldenburgische Heimatpflege im Wirkungsbereich der Oldenburg-Stiftung“ aus der Feder von Staatsarchivdirektor Dr. Haase erschienen wäre, der eine andere Auffassung vertritt. In diesem Aufsatz glaubt Dr. Haase darauf hinweisen zu müssen, daß das Niveau der einzelnen Artikel der Oldenburgischen Heimatpflege keine so anspruchsvolle Ausstattung des Buches rechtfertigt. Der Gesamteindruck bleibe zwispältig, weil die staatlichen Institute mit ihren Beiträgen nicht erscheinen konnten. Dr. Haase verkennt dabei, daß die Oldenburg-Stiftung als eine Einrichtung gegründet worden ist, die ganz bewußt über den Rahmen der staatlichen Institute und Dienststellen hinaus ihre Aufgaben erledigen will, als ein typisches Organ der Selbstverwaltung, wie es ähnlich auch in der traditionsreichen Ostfriesischen Landschaft mit großem Erfolg geschieht. Ebenso bekannt ist, daß die Oldenburg-Stiftung ihre Aufgaben stets in engster Zusammenarbeit mit den staatlichen Dienststellen und Instituten in so vorbildlicher Weise löst.

Es ist das gute Recht von Dr. Haase, eine negative Kritik an einzelnen Beiträgen zu üben, obwohl diese eigenartigerweise nur allgemein ausgesprochen wird. Auch die wohlwollende Kritik an einigen Beiträgen ist sicherlich berechtigt. Dagegen muten verschiedene Seitenhiebe „recht eigentümlich“ an, sowie die Lobeshymne auf den sicherlich verdienten ehemaligen Vorgesetzten der Niedersächsischen Archivverwaltung. Dennoch muß doch wohl gerechterweise erwähnt werden, daß nicht nur das niedersächsische sondern vielmehr das gesamte Archivwesen in Deutschland mit Recht eine bessere Würdigung erfahren hat, als ehemals.

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als wenn diese negative Kritik als Aushängeschild für die dann folgenden Darlegungen über die Landesforschung gelten soll, die uns besonders angeht. Dr. Haase behauptet, daß sich auf den meisten Gebieten, so etwa in der Geschichts- und Kunstgeschichtsforschung, zwischen der Fachwis-



Vater und Sohn

von Erika Täuber

*Was raschelt dort im hohen Gras?
Ist das vielleicht ein junger Has?
Ist dort versteckt ein Mäusenest?
Vielleicht ist es ein Bodentest!
Wie dem auch sei; was auch „passiert“,
Hauptsache — zwei sind intressiert!*

senschaft und der Laienforschung längst eine „tiefe Kluft“ aufgetan habe, die von der Seite der Laien her nur noch in Einzelfällen zu überbrücken wäre. Die Laienforschung, etwa die Heimat- und Ortsgeschichtsschreibung, erreiche in den allerseltensten Fällen noch einen Rang, der sie für die Fachwissenschaft diskutabel mache. Dr. Röhrig kommentiert diese Auffassung, daß man wirklich erstaunt sein müsse, mit welcher Selbstverständlichkeit dies von Dr. Haase behauptet würde, und bemerkt, daß diese Zeilen doch wohl von einem gewissen Hochmut diktiert seien.

Die Fachwissenschaft, so meint Dr. Haase, solle ihre Ergebnisse so aufbereiten, daß sie für den Laien nicht nur lesbar, sondern auch interessant sei, wenn er auch nur in die Situation des nur noch rezeptiv Aufnehmenden gedrängt werde. Wenn von den Historikern Hermann Oncken und Georg Sello erwähnt wird, daß sie bereits „vor mehr als einem halben Jahrhundert verzweiflungsvoll

allem die großen Kultur- und Forschungsinstitute mit ihren geschulten Fachkräften, welche für alle Forschungsvorhaben die methodischen Leit- und Richtlinien geben müssen, usw., so bleibe den kleineren privaten Vereinigungen die Aufgabe, sich in Selbsthilfe diese Arbeit nach Bedarf zunutze zu machen und auf der geschaffenen Plattform nun unmittelbar den Bürger anzusprechen.“ Nur diese Institute sollen mit staatlichen Mitteln gespeist werden. Dieser Ruf nach dem Staat sollte zu denken geben. Ihm muß entgegengehalten werden, daß die staatlichen Institute nicht als museale Gebilde im Raum stehen, sondern selbst lebendig und aktiv in das kulturelle Geschehen eingreifen sollten, wie es z. Zt. in Oldenburg geschieht. Dr. Röhrig glossiert diese Auffassung folgendermaßen: „Wissenschaftliche Forschung ist nur Sache des gelehrten Fachmannes. Wer sich dazu nicht zählen darf, möge entgehen, was der Fachmann erarbeitet hat, und es allenfalls in kleine Münze zum Gebrauch weiterer Kreise umwechseln.“

Die Befürchtung, daß die Oldenburg-Stiftung der Gefahr unterliegt, als Dachorganisation jedem etwas zu geben, der das Zeichen „Heimat“ führt, ist unbegründet, weil für jede wichtige Beihilfe Gutachten maßgeblicher Stellen, in erster Linie von den wissenschaftlichen Instituten, den Denkmal- und Naturschutzbehörden, gefordert werden. Dieser wichtigen Aufgabe war sich die Oldenburg-Stiftung von Anfang an bewußt. Durch ihre Einrichtung sind im Verwaltungsbezirk Oldenburg die Stadt- und Landkreise und viele andere Vereinigungen zusammengefaßt und dadurch sind neben den staatli-

Dei Dießel

von Elisabeth Osterhoff

*Ick läul mi at König up dei Wisk,
drum staoh ick hier so stolt un risk.
Deip inne Eern schick ick mien Faul,
dei haolt mi Sapp, so gaut at Blaut.
Is einer fräch un packt mi an,
dei läult, dat ick uck stäken kann.
Kump dann dei Tied, wett jede Saot
van mi en lüttken Fallschirmsoldaot.
Dusend fleigt los, sett sick uppe Eern
un willt uck grote Dießeln weern.
Bolt staot sei dor recht rank un risk,
so krieg ick unner dei ganze Wisk.*

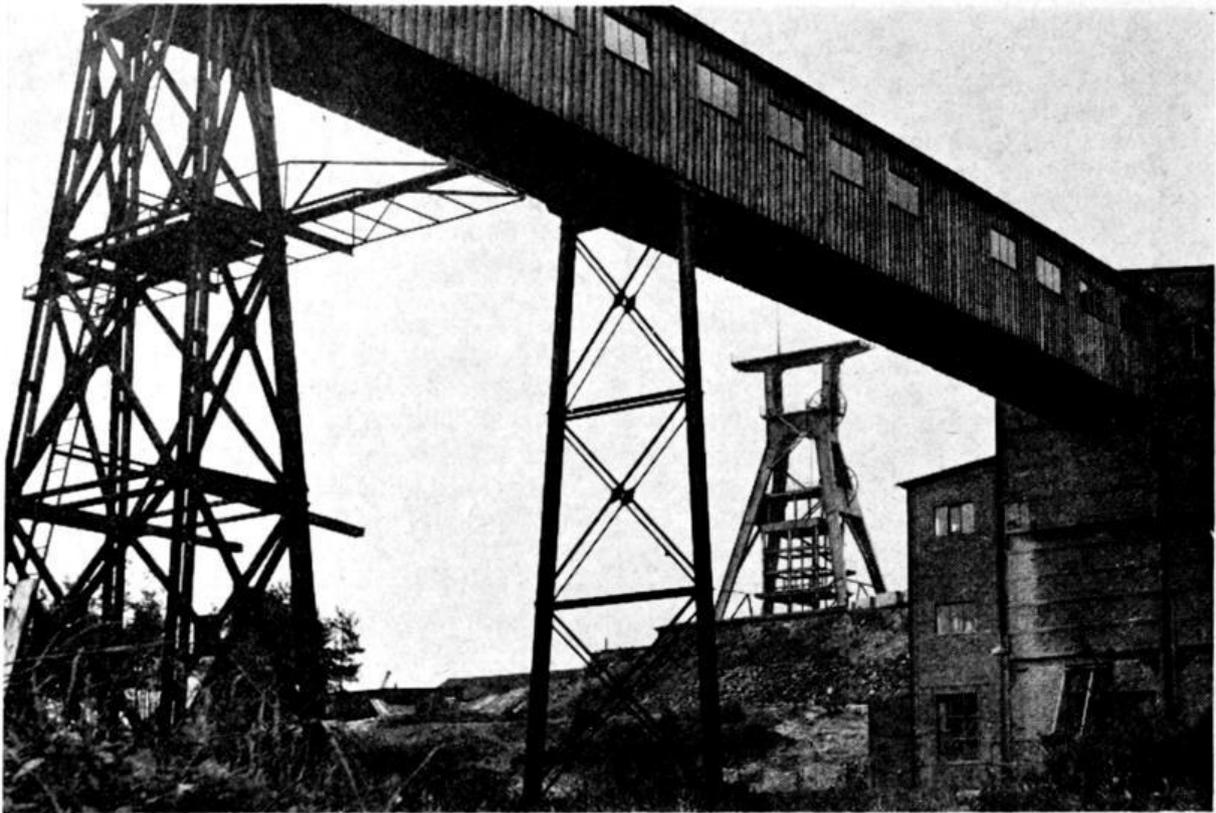
chen Zuschüssen weitere Mittel für kulturelle Aufgaben frei gemacht worden, die nach eingehender Prüfung allen Stellen, die sich mit der Landesforschung und der Heimatpflege befassen, zur Verfügung stehen. „Mehr denn je kommt es darauf an, Mitarbeiter dem Gebiet der Forschung zu erhalten und als wissenschaftlich qualifiziert ausgewiesene Kräfte der hauptberuflichen Mitarbeit zuzuführen“ (Prof. Dr. Hartung, Seite 65, Oldbg. Heimatpflege). Die Oldenburg-Stiftung geht mit der Ostfriesischen und der Stader Landschaft darin einig, wenn sie sich nach wie vor gleichermaßen für die wissenschaftliche Forschung und die Laienforschung einsetzen will, weil sie glaubt, daß beide auf einander angewiesen sind und zu ihrem Teil wichtige Bausteine für die gesamte Landesforschung beitragen können.

Wem gehören die Bodenschätze?

Die Frage, wem die Bodenschätze in der Erde gehören, beschäftigt immer wieder die Grundeigentümer. Dies gilt in neuester Zeit insbesondere für das Erdöl und Erdgas, das nunmehr auch seit Jahren im Südoldenburger Raum gefunden und gefördert wird. Viele Bauern sind der Ansicht, daß sich ihre Eigentumsrechte an dem Grund und Boden auch auf die Fossilien und Mineralien beziehen, die tief unten in der Erde liegen. Diese Meinung ist aber nicht richtig.

Zwar besagt § 905 des Bürgerlichen Gesetzbuches, daß das Recht des Eigentümers

eines Grundstücks sich auf den Luftraum über der Oberfläche und auf den Erdkörper unter der Oberfläche erstreckt. Demnach kann der Eigentümer grundsätzlich das Erdreich senkrecht unter dem Grundstück und ebenso den Luftbereich senkrecht über seinem Grundstück für sich in Anspruch nehmen. Er ist berechtigt, andere von jeder Einwirkung auf sein Eigentum auszuschließen. Er kann jedoch Einwirkungen nicht verbieten, die in solcher Höhe oder Tiefe vorgenommen werden, daß er an der Ausschließung kein Interesse hat.



Die Dammer Grube verfügt mengenmäßig über eine beträchtliche Erzförderung. Ihre Belegschaft gehört zu den zahlenmäßig stärksten Industriebetrieben, die das Oldenburger Münsterland im Augenblick aufweist. Das Werk stellt somit einen wichtigen wirtschaftlichen und sozialen Faktor dar. Leider droht eine Schließung des Schachtes, weil die Konkurrenz für das Dammer Erz auf dem Weltmarkt zu stark ist.
Auf. Alwin Schomaker-Langenteilen

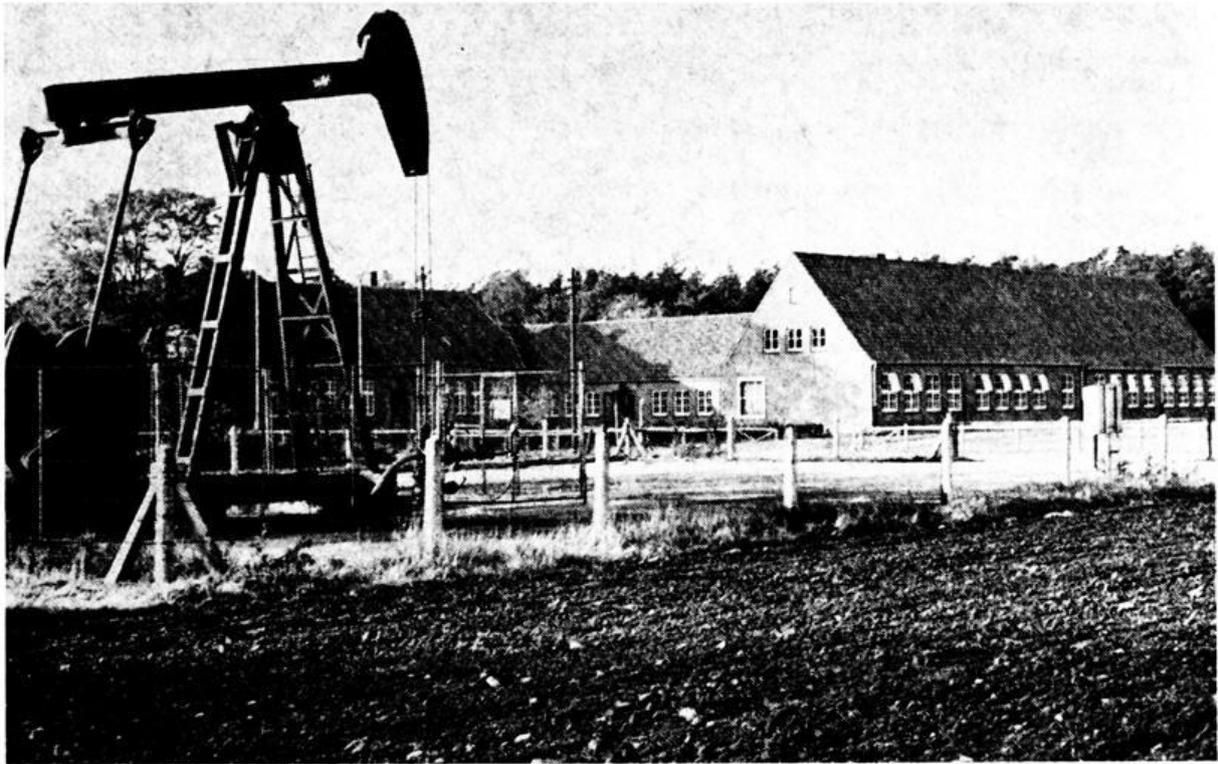
In den Artikeln 67 und 73 des Einführungsgesetzes zum BGB ist nun bestimmt worden, daß die landesgesetzlichen Vorschriften über Regalien und Bergrechte bestehen bleiben. In Oldenburg gilt noch das Berggesetz vom 3. April 1908. Nach § 1 dieses Gesetzes sind von dem Verfügungsrecht des Grundeigentümers u. a. ausgeschlossen Gold, Silber, Eisen (mit Ausnahme von Raseneisen), Blei, Kupfer, Zinn usw. sowie Erze, Kohle und die meisten Salze.

Bei den Beratungen und Verhandlungen über den Erlaß eines Berggesetzes im Jahre 1899 im alten Oldenburger Landtag hatte die damalige Oldenburgische Staatsregierung einen Entwurf vorgelegt, der auf dem Grundsatz der Bergbaufreiheit aufgebaut war, wonach also jeder Grundeigentümer berechtigt war, auf seinem Grund und Boden die Mineralien und Fossilien für sich in Anspruch zu nehmen bzw. zu verwerten. Nur für Salze sollte das Regal des Staates gelten. Dieser Gesetzentwurf vom Jahre 1899 wurde aber vom Landtag nicht verabschiedet.

Im Jahre 1908 legte dann die Staatsregierung dem Oldenburger Landtag einen

neuen Entwurf vor, der nicht von dem Prinzip der Bergbaufreiheit ausging, sondern von dem Grundsatz der Regalität des Staates. Danach sollte also das Aufsuchen und Gewinnen der Mineralien, Salzquellen, von Kohle und Erdölen ausschließlich Recht des Staates sein. Die Staatsregierung ging davon aus, daß dem Staate das Bergregal zustehe. Dagegen sprach das römische und ursprüngliche Gemeine deutsche Recht. Fossilien und Mineralien in der Erde standen hiernach dem Grundeigentümer zu.

Es hat sich dann aber historisch ein Regal in verschiedenen Gebieten Deutschlands entwickelt. Die Kaiser nahmen die Regalität der Bergwerke in Anspruch. Von Kaiser Friedrich Barbarossa wurde auf den ronkalischen Feldern in Mailand verordnet, daß die Silberbergwerke ihm gehören. Die Kaiser und Könige bedurften angeblich dieser Einnahmen, um ihren Regierungspflichten zu genügen. Das führte zu den finanziellen Vorbehalten dieser Herrscher, somit zur Entstehung der Regale. Im Sachsenspiegel, der etwa aus dem Jahre 1220 stammt, ist schon der Satz enthalten: „Jeder Schatz, der tiefer



Erdölpumpe in Hagen bei Vechta. In den beiden münsterländischen Landkreisen Cloppenburg und Vechta sowie in deren Nachbarschaft sind nach dem letzten Kriege ganze Felder von Erdöl- und Erdgasvorkommen erschlossen worden. Heute werden diese Schätze weitgehend aus den tieferen Schichten unseres Heimatbodens gefördert, ohne daß sie allerdings für uns von unmittelbarem Vorteil sind. Mit den Bodenschätzen selbst fließt der wirtschaftliche Nutzen in andere Gebiete ab.
Aufn. Zurborg

liegt, denn der Pflug geht, gehört zur königlichen Gewalt.“

Kaiser Karl IV. und König von Böhmen hat sodann in der Goldenen Bulle vom Jahre 1356 auf das Regal an den Metallen und Salzen zu Gunsten der Kurfürsten verzichtet. Hierauf haben sich allmählich die Landesherren die Regalität angemahnt und es hat sich so eine Entwicklung vollzogen, wonach in vielen Gebieten Deutschlands die Landesherren sich als die einzigen Regalberechtigten ansahen.

Oldenburg hat aber niemals zu einem Kurfürstentum gehört, so daß es sich nicht als Nachfolger der Rechte der Kurfürsten ansehen konnte. Allerdings hat das alte Amt Wildeshausen früher zu Kur-Hannover gehört. Hannover bekam nämlich im Jahre 1692 die Kurwürde und trat in die Rechte der Kurfürsten ein. Außer dem Amt Wildeshausen hat auch Goldenstedt zu Kur-Hannover gehört. Abgesehen von diesen Gebietsteilen hat aber das alte Herzogtum Oldenburg vorher niemals einem Kurfürstentum angehört.

Die Frage war nun damals sowohl für den Landtag wie auch für die Staatsregierung, ob das Bergregal, wie es sich historisch entwickelt hat, allgemein Anerkennung in Deutschland gefunden hat, so daß es sich zu einem gemeinen, unmittelbar geltenden Recht herausgebildet und das ursprüngliche gemeine Recht abgeändert hat oder ob das Bergregal sich nur partikulär entwickelt, sich somit nur in denjenigen Gebieten Anerkennung verschafft hat, wo tatsächlich auch eine Ausübung stattgefunden hat, wo also die Landesherren Bergbau betrieben haben. Letzteres war ja im Oldenburger Land bis dahin niemals der Fall gewesen. Diese Frage war ganz außerordentlich umstritten und dabei standen sich die Auffassungen der verschiedenen Rechtslehrer gegenüber.

Um diese Zweifel für Oldenburg auf die Dauer zu beseitigen, ist im Jahre 1908 der Landtag mit der Staatsregierung den Weg gegangen, die Regalien auf den Staat zu übertragen, d. h. also dem Staat das Verfügungsrecht über die anfangs genannten Bodenschätze einzuräumen und die Grund-

eigentümer davon auszuschließen. Dazu war der Oldenburger Landtag auch berechtigt, da die Gesetzgebung hierüber ihm zustand.

Hierbei hat allerdings die Staatsregierung der seiner Zeit vom Landtag gegebenen Anregung, dem Grundeigentümer eine vorzugsweise Beteiligung an dem Gewinn aus Bodenschätzen (Bergbau, Erdöl usw.) zu sichern, dadurch weitgehend Rechnung getragen, daß den Gemeinden in deren Bezirk der Bergbau betrieben wurde, ein angemessener Teil der dem Staate durch Abgaben oder Auflagen zufließenden besonderen Einnahmen aus dem Bergbau mit der Maßgabe zugewiesen wurde, daß diese Gemeinden die Hälfte die Einnahmen zur Deckung der auf den Grundbesitz entfallenden Kommunallasten erhielten. Die andere Hälfte der Einnahmen wurde an sämtliche Gemeinden des Herzogtums Oldenburg nach ihrem Flächeninhalt verteilt. Die Gemeinden waren dabei verpflichtet, diese Einnahmen im Interesse des Grundeigentums zu verwenden. So bestimmte der § 49 des Oldenburgischen Berggesetzes von 1908.

Dieser Anteil der Gemeinden an dem Förderzins wurde in der Nazizeit zunächst durch das Oldenburgische Finanzausgleichsgesetz vom 2. Juli 1937 eingeschränkt und sodann im Oldenburgischen Finanzausgleichsgesetz vom 2. September 1938 ganz aufgehoben.

Die Beteiligung der Gemeinden und Grundeigentümer an dem Förderzins ist auch in anderen Gebietsteilen Niedersachsens sowie in anderen Ländern der Bundesrepublik nicht vorgesehen. Lediglich in dem ehemaligen preußischen Gebietsteil Niedersachsens gibt es nach dem alten preußischen Berggesetz eine Entschädigung bei der Förderung von Erdöl und Erdgas. Früher wurde diese Grundeigentümerentschädigung in dem ehemaligen Preußen auch für Steinkohle und Kalisalze gewährt.

Die Rechtslage ist jetzt außerhalb des ehemaligen Landes Oldenburg in dem früheren preußischen Gebietsteil von Niedersachsen so, daß dort den Grundeigentümern bei Altverträgen eine besondere Vergünstigung vorbehalten ist. Unter Altverträgen versteht man dort solche, die von den Grundeigentümern bereits vor Einführung des Staatsvorbehaltes mit Erdölfirmen abgeschlossen wurden.

Im übrigen war die Rechtslage so, daß durch das Berggesetz von 1865 den Grundeigentümern bedeutende Mineralien entzogen und unter die Kontrolle des Staates gestellt wurden. Das trifft auch für den Ab-

bau von Kalisalzen zu. In diesem preußischen Berggesetz von 1865 ist das Öl aber nicht erwähnt. In der Folgezeit, als das Erdöl entdeckt wurde, stand somit dem Eigentümer des Grund und Bodens das Recht zu, über den Abbau zu verfügen. Die Grundeigentümer erhielten hiernach auf Grund bestehender Verträge mit den Erdölfirmen neben der Oberflächenentschädigung einen durchschnittlichen Förderzins von 5 Prozent. Durch eine preußische Verordnung aus dem Jahre 1934 wurde in den Gebieten, in denen keine Verträge vorlagen, der Förderzins aufgehoben, so daß die Grundeigentümer danach, soweit keine Altverträge bestanden, nur noch eine Oberflächenentschädigung erhalten. Diese preußische Verordnung aus dem Jahre 1934 wurde durch das Urteil des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe vom 2. Dezember 1955 ausdrücklich für rechtsgültig erklärt.

Da nunmehr die Altverträge aus der Zeit vor dem Jahre 1934 in den ehemaligen preußischen Gebieten Niedersachsens mit der Zeit immer mehr auslaufen, wird auf die Dauer der gleiche Rechtszustand in ganz Niedersachsen sowie im gesamten Bundesgebiet eintreten, wonach also das Bergrecht ein Regal des Staates ist, das durch Verleihung von Nutzungs- und Schürfrechten an leistungsfähige Unternehmen ausgeübt wird. Diese Betriebe haben für den Abbau bzw. für die Förderung der Mineralien einen bestimmten Prozentsatz als Abgabe an den Staat bzw. an das Land Niedersachsen zu zahlen.

Die Aufrechterhaltung des staatlichen Rechts in bezug auf die Bodenschätze rechtfertigt sich auch aus sachlichen Erwägungen. Die Förderung von Erdöl und Erdgas ist ihrer Natur nach nicht Sache des Grundeigentümers, und die unterirdischen Lagerstätten haben mit den Grundstücksgrenzen auf der Erdoberfläche nichts zu tun. Die Abtäufung von Bergwerksfeldern bzw. die Gewinnung von Erdöl und Erdgas kann zweckmäßig nur durch ein Unternehmen erfolgen, welches die Verfügung über die im Boden lagernden Mineralien eines größeren Gebietes hat, nicht aber in Abhängigkeit von den Eigentümern der in zahlreiche Einzelparzellen zerfallenden Erdoberfläche.

Die Beteiligung der Grundeigentümer am Förderzins ist auch wirtschaftlich nicht gerechtfertigt, weil die Grundeigentümer selbst fachlich nicht die Erdöl- bzw. Erdgasförderung vornehmen können. Diese Mineralien sind regelmäßig nur in solchen Tiefen anzu-

Geschichte des Hunte-Ems-Kanals

Vorgeschichte des Küstenkanals

Es sind gut 100 Jahre her, daß der Hunte-Ems-Kanal dem Verkehr übergeben werden konnte. Er verbindet die Hunte mit der Sater-Ems und stellt so eine Verbindung zwischen der unteren Weser und der unteren Ems her. Er hat eine Spiegelbreite von 13,50 m, eine Sohlenbreite von 9 m und eine Tiefe von 1,50 bis 1,80 m. Auf der 44,5 Kilometer langen Strecke hatte er ursprünglich neun Schleusen, die eine Torbreite von 5,20 m und eine Länge von 24 m hatten. Jetzt ist nur noch die Strecke Kampe-Nordelisabethfehn in der alten Form erhalten, während von Kampe bis Oldenburg der Küstenkanal das Bett des alten Hunte-Ems-Kanals benutzt.

Wie die meisten unserer deutschen Kanäle hat auch die Verbindung der Unterläufe von Weser und Ems eine jahrhundertealte Vorgeschichte, der hier einmal nachgegangen werden soll, weil die genannten Kanäle sehr weitgehend das Bild unserer engeren Heimat verändert haben und besonders der Küstenkanal heute eine große Bedeutung für den Verkehr hat.

Ausführlich behandelt ist das Kanalprojekt durch D. Reinhold und J. Oltmanns in „Der deutsche Handelskanal . . .“, 1817, Leer. Bis ins einzelste werden alle Waren aufgezählt, die über Emden, Leer, Oldenburg ein- und ausgeführt wurden, wobei interessant ist, daß alle Kolonialwaren und Kohlen für die Nordwestecke unseres Vaterlan-

treffen, daß die Anerkennung von Eigentümerrechten der natürlichen Auffassung widersprechen würde, zumal bei diesen Mineralien niemals festzustellen ist, welchen Grundstücken sie entstammen.

Dagegen erhalten in allen Gebietsteilen Niedersachsens die Grundeigentümer volle Entschädigung, wenn ihnen durch die Inanspruchnahme von Grund und Boden für die Förderung von Erdöl und Erdgas die Nutzung der Oberfläche entzogen, ihre Grundstücke durch die Betriebsanlagen beeinträchtigt oder sonstige Schäden verursacht werden. Erfahrungsgemäß verfahren die Erdölgesellschaften bei diesen Entschädigungen großzügig, und Streitigkeiten darüber sind zwischen Grundeigentümern und den Erdölfirmen kaum bekannt geworden.

Alfons Grave

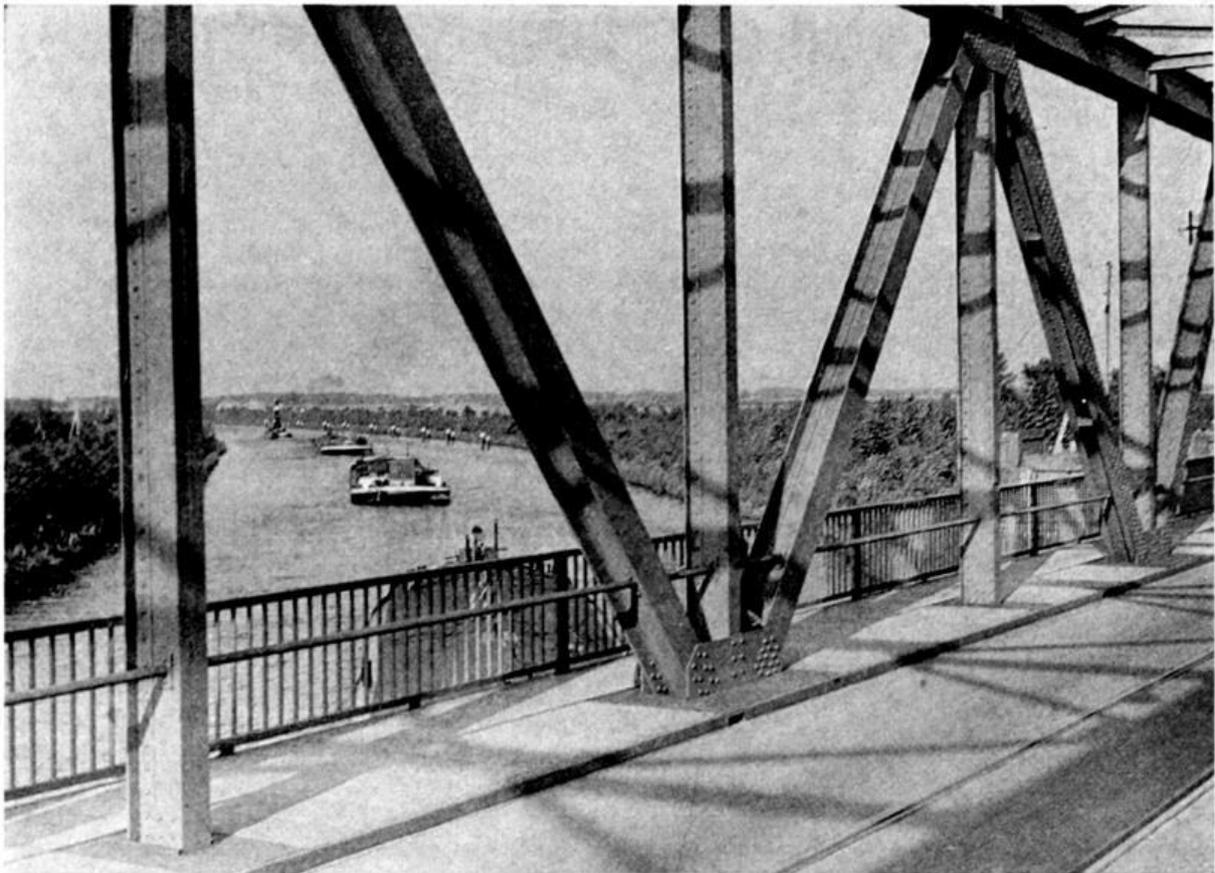
des von England kamen. Mehrfach werden auch die ehemaligen Umschlaghäfen Ellerbrock und Barbel genannt, von wo ab die Waren aus dem Osnabrück'schen verladen wurden. Auch der Blockadezustand Deutschlands unter Napoleon wird herangezogen, um die Notwendigkeit und Nützlichkeit einer durchgehenden Wasserverbindung zwischen Emden und Oldenburg klarzulegen. Reinhold und Oltmanns zitieren aus einer noch älteren Quelle (S. J. C. Freese, Über die Fehne und Torfgräbereien, Aurich 1789), eine Stelle, wonach die geforderte Wasserstraße für die Torfversorgung Emdens und der Seemarsch notwendig sei.

Der letzte Anstoß, der zum Bau des Hunte-Ems-Kanals führte, war ein Vortrag General Mosles 1844 vor dem Handels- und Gewerbeverein in Oldenburg, in welchem er die Anlage eines Schifffahrtskanals von der Hunte zur Ems forderte. Er verwies auf die Kanalbauprojekte Weser-Elbe und Rhein-Emden und stellte seinen Zuhörern die erstrebenswerte Verbindung des Ruhrgebietes mit den Nordseehäfen an der Ems, Weser und Elbe vor Augen.

Tatsächlich wurde schon Anfang der vierziger Jahre d. v. Jh. mit dem Bau des Hunte-Ems-Kanals begonnen. Unter dem Druck des Oldenburger Landtages baute man ihn aber mehr als Meliorationskanal durch die großen Moore denn als Schifffahrtstraße.

Erst die Bemühungen um den Mittellandkanal und die preußische Kanalvorlage von 1882 brachten den Küstenkanal wieder ans Tageslicht. In dieser Denkschrift werden zwei Kanallinien zur Diskussion gestellt: 1. Die Linie von Ruhrort über Minden und Hannover nach Magdeburg (Mittellandkanal), 2. die Linie von Neudörpen über Oldenburg zur unteren Weser und von da unter Benutzung der Lesum nach Stade (Elbe).

Die in der Denkschrift zur Erörterung gestellte Kanallinie vom Unterlauf der Ems zu den Unterläufen der Weser und Elbe fand eine lebhafte Besprechung in der Öffentlichkeit. Sie wurde auch entschieden bekämpft mit dem Argument, daß der Ausbau dieser Strecke den Bau des Mittellandkanals hindere oder doch in den Hintergrund schiebe. Man argumentierte so: Um den Kanal rentabel zu machen, sei die Verdrängung der englischen Kohle aus Norddeutschland notwendig. Dies sei aber nur zu erreichen, wenn



Die Kanalbrücke (Blick nach Osten in Richtung Oldenburg) Sedelsberg. Es handelt sich um eine kombinierte Eisenbahn- und Straßenbrücke, die hauptsächlich dem Verkehr zwischen dem Saterland und Friesoythe dient.
Aufn. Walter Deeken

der Kanal ganz bis zur Elbe durchgebaut würde. Gerade das aber mache den Mittellandkanal überflüssig.

Die preußische Kanalbaukommission schlug daraufhin vor, den Ausbau des Mittellandkanals mit einem Stichkanal zu dem Nordseehafen Emden ins Auge zu fassen und von diesem Vorhaben zunächst den Kanal über Dortmund, Münster, Bevergern, Papenburg zur unteren Ems zu bauen. Der Dortmund-Ems-Kanal wurde also als Nebenstück des Mittellandkanals behandelt. Doch das preußische Herrenhaus in Berlin lehnte den Gesetzentwurf der Regierung ab unter Hinweis auf die schädliche Wirkung, die der Kanal auf die oberschlesischen Bezirke haben werde und unter starker Anzweiflung der Nützlichkeit größerer Kanalbauten überhaupt.

Im Jahre 1886 legte die preußische Regierung einen neuen Gesetzentwurf vor, der sich nur auf den Dortmund-Ems-Kanal bezog. Inzwischen war die Kenntnis der Kanalfragen und die Erkenntnis ihrer Wichtigkeit größer geworden. Nunmehr wurde die Frage des Kanalprojekts günstiger diskutiert. Ein

Teil der Abgeordneten vertrat zwar nach wie vor den Standpunkt, daß erst die Verlängerung des Kanals zur unteren Weser und Elbe seine volle Rentabilität bringen würde. Interessant sind die Ausführungen eines Abgeordneten, der auf die mögliche strategische Bedeutung der Verbindung der Unterläufe unserer Flüsse hinwies. Im Falle eines Krieges mit England benötige die Marine so enorme Kohlenmengen (ein Panzerkreuzer z. B. 80 t Kohlen täglich), daß diese Mengen auf dem Landwege kaum heranzuschaffen seien.

Der Versuch, das Küstenkanalprojekt im zweiten Antrag aufrechtzuerhalten, scheiterte. Auf Antrag von Windthorst wurde lediglich folgende Fassung erreicht: Die Staatsregierung wird ermächtigt zur Ausführung eines Schifffahrtskanales, welcher bestimmt ist, den Rhein mit der Ems in einer den Interessen der mittleren und unteren Weser und Elbe entsprechenden Weise mit diesen Strömen zu verbinden ... In dieser Form wurde der Antrag auch Gesetz. Danach wurde der Dortmund-Ems-Kanal in den Jahren von 1892 bis 1899 gebaut.

Leider blieb also zunächst das einsichtige Vorhaben der Regierung in Berlin, zwei Ost-West-Kanäle zu bauen (zwischen den Unterläufen und Mittelläufen der Flüsse) unausgeführt. Der Hauptgrund des Scheiterns vom Küstenkanalplan lag wohl im hartnäckigen Widerstand der mächtigen Interessenvertretungen der Provinzen Westfalen, des südlichen Hannovers und der Provinz Sachsen. Einige Schuld trifft aber auch die Verfechter des Küstenkanals. Sie hatten ihr Projekt in seiner technischen Ausführung sowie in seiner späteren Wirkung nicht genügend ausgearbeitet.

Die von mir weitgehend herangezogene „Denkschrift des Norddeutschen Kanalvereins“ von 1898 (Stalling, Oldenburg) bringt nun den weiteren Kampf um die Verwirklichung des uns besonders interessierenden Küstenkanals. Der Dortmund-Ems-Kanal und der Hunte-Ems-Kanal waren fertig, die Lage also wesentlich anders als z. Zt. der ersten und zweiten Regierungsvorlage. Auch ist inzwischen für die Entwicklung der Binnenwasserzugänge nach Berlin, Schlesien und der Ostsee allerlei getan worden. Nunmehr hält der Kanalbauverein die Zeit für gekommen, daß der Dortmund-Ems-Kanal nicht länger ein Torso bleibt.

Es wird betont, daß der Bau des Küstenkanals den des Mittellandkanals nicht ausschließt. Als Linienführung propagiert der Kanalbauverein nicht die Führung über Kampe-Dörpen, sondern möchte aus praktischen Gründen den Unterlauf der Leda benutzen. Als Gründe dafür führt er an: 1. Die Kostenverbilligung, 2. die Notwendigkeit der sowieso erforderlichen Melioration der Ledagebiete (die man jetzt erst ausführt!) und 3. die Tatsache, daß an der Einmündung des Kanals in die Ems ein Hafenplatz vorhanden ist (Leer), der über Einrichtungen des modernen Schiffsverkehrs sowie über den entsprechenden Großhandel verfügt. Das war der Stand der Dinge um die Jahrhundertwende.

Noch sollten wiederum 20 Jahre vergehen, bis mit dem Bau des Kanals begonnen werden konnte, nachdem der Dortmund-Ems-Kanal bereits lange fertig und der Mittellandkanal ein gutes Stück angefangen war (bis über Hannover hinaus). Wieder war es der Kanalbauverein unter Gustav Schnittger, der eine groß angelegte Propaganda für den Kanalbau startete. Männer wie Ministerpräsident Tantzen, Minister Driver, der spätere Verwaltungspräsident Wegmann und Staatsrat Ahlhorn setzten sich mit voller Kraft für das Werk ein.

Aobendlüchten

von Hans Varnhorst

*Een blanken Schien flütt üm dei Strüker,
un Taug un Tacken hangt vull Gold.
Bei Schatten dwält up Moß un Spricker,
een lechten Daok stigg up van't Holt.
Un gün lücht dör dat Slopp een Striepen,
dei Himmel brennt, ut Füer een Wand.
Van baoben süht du düster griepen
in'n Busk een grote Geisterhand.
Dör gület Loof stappt mine Fäute,
un Duben fluttert up, een Tuchl.
Bei Togwind weiht mi kolt taumeute,
speukhaftig kummt de Ulenilucht.*

Inzwischen war der Hunte-Ems-Kanal vom Reich übernommen worden (1921). Trotzdem bedurfte es noch der persönlichen Initiative des Ministerpräsidenten Tantzen, damit der Bau endlich begonnen wurde. Langsam bequeme sich auch Preußen, von der Ems her mit dem Kanal zu beginnen, freilich nur als Meliorationskanal mit kleineren Ausmaßen. Nach neuen Kämpfen und Verhandlungen des Staatsrates Ahlhorn kam endlich am 6. Oktober 1926 aus Berlin das Telegramm: „Küstenkanalbau von Preußen beschlossen. Heil und Sieg! Ahlhorn“. (Entnommen einem Dr. R. K.-Artikel „30 Jahre Küstenkanal-Arbeit“).

Schnell ging die Arbeit nun vonstatten. Noch einmal kam ein Stopp hinein. Der ganze Kanal war fertig, nur zwischen Sedelsberg und Neuscharrel bestand noch eine Landbrücke von gut 100 m Breite im Kanal, durch die die Sater-Ems floß. 1935 begann man mit dem Bau des Dükers für die Sater-Ems. Da erst konnte der Kanal auf seiner ganzen Länge benutzt werden. Die Einweihung erfolgte am 28. September 1935 in nationalsozialistischer Zeit. So kam es, daß die um das Werk eigentlich verdienten Männer nicht bei der Einweihung zugegen waren. (Nach oben genanntem Artikel).

Es gehört nicht in den Rahmen dieser Abhandlung, über die wirtschaftliche Entwicklung des Kanals zu berichten. Aber das muß zum Abschluß doch gesagt werden: Er ist durchgeföhrt worden auf Grund von wirtschaftlichen Argumenten, die man lange angezweifelt hat. Die Zeit jedoch gab dem Kanalbauverein mit seinen Berechnungen recht; nicht nur das: Die Erwartungen sind weit übertroffen worden.

Engelbert Behrens

Das Plattdeutsche als Auftrag

Wir leben in einem Zeitalter, das in zunehmendem Maße durch die Technik geprägt wird. Die Wirkungen von Presse, Funk und Fernsehen beeinflussen auch den letzten Einwohner in irgendeinem abgelegenen Dorfe und bedrohen die individuelle Eigenart. Man richtet sich nach einigen standardisierten Vorbildern. Starke Tendenzen unserer Zeit führen zur Nivellierung und Vermassung des Menschen. Gegen sie kann die Mundart — neben anderen Kräften — einen Ruckhalt bilden. Ihr Zerfall würde Verarmung des inneren Volkslebens und zugleich einen Schritt zur geistigen Uniformierung bedeuten. Dort, wo die Mundart noch innerlich notwendiges Ausdrucksbedürfnis ist, wo sie mit dem Wesen des Menschen in enger Bindung steht, würde er mit ihr ein Stück Eigenpersönlichkeit verlieren.

Der Gedanke und der Anspruch, die landschaftlich gebundene Sprache müsse gepflegt und gefördert werden, ist nicht den Wünschen einiger ruckwärtsgewandter Heimatforscher und kurzichtig-antiquierter Einzelgänger entsprungen, sondern gerade die moderne Kultursoziologie und die heutige Sprachwissenschaft haben sich zu Fürsprechern der Mundart gemacht. (Unter dem Begriff „Mundart“ ist hier und im folgenden auch das Plattdeutsche zu verstehen, obwohl es ja eine Sprache mit eigenen Merkmalen und keinen Dialekt darstellt. Damit schließe ich mich dem Gebrauch an, wie er in der Fachliteratur üblich ist).

Auftrag und Aufgabe der Mundart

Früher hat man häufig den Gegensatz zwischen Mundart und Hochsprache betont. Heute sieht die Sprachwissenschaft es so, daß die verschiedenen Schichten der Mundart, der Umgangssprache und der Hochsprache erst in ihrer Gesamtheit den lebensfähigen Sprachleib ausmachen. Sie stehen also in einem notwendigen Nebeneinander oder — wenn man die Schichten sieht — in einem Ubereinander. Beides aber bedeutet Aufeinander-angewiesen-sein.

L. Weisgerber hat die Frage untersucht, worin nun die Leistung der Mundart innerhalb dieses Sprachganzen zu sehen sei, und er kommt zu folgender Feststellung: „Mundart ist die sprachliche Erschließung der Heimat. Daß Mundart und Heimat zusammengehören, ist eine alte Einsicht. Aber sie gewinnt ein neues Ansehen und eine neue

Begründung von dem Gedanken des sprachlichen Umschaffens der Welt aus: nicht erst als Zusätzliches kommt dieses Sprachgut hinzu, als Mittel, das im heimatlichen Leben nicht enbehrt werden kann; auch nicht als ein Ausschnitt neben Sitte und Brauch. Vielmehr steht die Mundart als mitgestaltende Größe im geistigen Aufbau der Heimat selbst darin. Noch viel stärker, als man es von den Sprachmitteln allgemein sagen kann, gilt vom lebendigen Mundartgut, daß es den Lebensraum zur geistigen Heimat gestaltet. Denn das ist ja das Kennzeichen der Mundart, daß ihre Sprachmittel sich erstrecken auf das, was den Mundartangehörigen in unmittelbarer Erfahrung zugänglich ist: Mundart und gelebtes Leben des Dorfes, der allen zugängliche räumliche und geistige Umkreis, decken sich weithin.“¹⁾

Danach hat also die Mundart die Aufgabe, die inhaltliche Ubereinstimmung von Lebenswelt und Sprachwelt herzustellen. K. Schulte-Kemminghausen, zieht daraus diese Folgerung: „Wenn die Mundart eine echte Funktion innerhalb des Sprachganzen hat, dann ... muß an die Stelle des Rufs nach dem Schutz der Mundart die Forderung nach ihrem Recht treten²⁾“. Auch im öffentlichen Leben müsse der Mundart der ihr gemäße Platz gesichert werden. Dem seiner Mundart Getreuen gebühre das Gefühl, nicht nur geduldet, sondern auch in sinngemäßem Verbinden mundartlicher und hochsprachlicher Leistungen erhöht anerkannt zu sein.

Ein weiterer Gesichtspunkt bestimmt die Sprachwissenschaft zu dem Wunsche, daß eine landschaftlich bewußte Mundartpflege sich darum bemühen sollte, den Rückgang der Mundarten wenn nicht aufzuhalten, so doch wenigstens im Tempo zu verringern: Die deutsche Hochsprache befindet sich mehr als die anderen germanischen Hochsprachen in der Gefahr, daß sie „zu rational, zu verwickelt, zu blaß und blutleer wird, kaum noch fähig, neue Begriffe aufzunehmen³⁾“. Das Hochdeutsche ist im Vergleich zu den natürlich gewachsenen Mundarten ein künstlicheres Gebilde und deshalb empfindlicher. Darum können sie ein ständiges Kraftreservoir für die Hochsprache sein, die auf diese Weise teilhaben kann an der „gesunden Frische und Naturhaftigkeit der Mundarten, der phantasievollen Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit, der inneren Schlichtheit und Einfachheit des Ausdrucks und des Satzbaues



Die alte Südforte zum Dammer Kirchplatz mußte vor einiger Zeit abgerissen werden. Der malerische und charakteristische Bau war weit über Damme hinaus bekannt und berühmt. Er bildete die letzte Erinnerung an die Altdammer Kirchenburg bzw. an die spezielle Umbauung des Kirchplatzes.
Auf. Alwin Schomaker-Langenteilen

und an der Art, die Welt sprachlich zu bewältigen und zu gestalten¹⁾".

Für viele große Sprachmeister ist die Berührung mit der Mundart aus diesem Grunde förderlich gewesen. Goethe entsann sich im Mannesalter gern des Frankfurter Dialekts, in dem er aufgewachsen war, und schrieb später: „Jede Provinz liebt ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ („Dichtung und Wahrheit“). Man darf so gesehen die Bemühungen um das Plattdeutsche auch als einen Dienst an der hochdeutschen Sprache auffassen. Voraussetzung ist allerdings, daß ein bodenständiges Plattdeutsch erhalten bleibt, selbständig in Wortschatz, Wortgestalt und Satzbau.

Zusammenfassend können hier also aus kultursoziologischer und sprachwissenschaftlicher Sicht drei Gründe angeführt werden, die eine Bewahrung der Mundarten verlangen:

1. Die Mundart gibt einen Rückhalt gegen die gleichmacherischen Tendenzen unserer Zeit.

2. Die Mundart hat innerhalb des Sprachganzen ihre Eigenfunktion. Sie stellt die inhaltliche Übereinstimmung von Lebenswelt und Sprachwelt her.
3. Die Mundart kann der Hochsprache wertvolle Dienste leisten, indem sie diese immer wieder von unten her erneuert.

Möglichkeiten der Erhaltung des Plattdeutschen

Wenn man die Gründe anerkennt und bejaht, die für eine Pflege und Förderung der heimischen Mundarten sprechen, dann muß man sich die Frage vorlegen, wie dies geschehen soll. Nun, die plattdeutsche Sprache zu pflegen, heißt im Augenblick vor allem, dafür Sorge zu tragen, daß sie als Sprechsprache nicht weiter an Boden verliert.

Außer den Heimatvereinen, die dieses Ziel ja ausdrücklich als ihr Anliegen ansehen, sollten auch die anderen ländlichen Organisationen, Verbände und Vereine sowie die Presse dieser Aufgabe mehr Raum geben. Welcher Chor könnte nicht hin und

wieder ein plattdeutsches Lied einüben? Und welche dörfliche Laienbühne, die bisher immer nur hochdeutsche Stücke (vielleicht gar aus dem Hochgebirgsmilieu!) aufführte, könnte sich nicht einmal eines niederdeutschen Stückes annehmen? Sie würde sich dabei nichts vergeben, denn „die landschaftlichen Mundarten haben ihre Probe als Sprachform für hohe Ansprüche längst erwiesen“). Und darum sollte der Redner auf einem ländlichen Fest sich nicht der plattdeutschen Sprache bedienen, die ihm vielfach sogar „besser zu Munde steht“?

Wenn die Pflege der Mundart auf die Dauer Erfolg haben soll, dann muß die Jugend für sie gewonnen werden. Aber ist nicht gerade sie der Ansicht zugeneigt, das Plattdeutsche sei veraltet und überholt und es gehöre irgendeines Tages ins Museum? Solch einem Vor- und Fehlurteil entgegenzuwirken, ist eine wichtige Voraussetzung für die Erhaltung der plattdeutschen Sprache. In der Schule empfängt die heranwachsende Generation manche Anhaltspunkte, von denen aus sie die an sie herantretenden Erscheinungen wertet. Wie steht nun diese Institution zur der Frage der Mundartpflege? Sieht sie es als ihren Auftrag an, neben vielen anderen Verpflichtungen, die ihr die moderne Welt auferlegt, sich auch dieser Aufgabe zu widmen?

Das Plattdeutsche und die Schule

In früherer Zeit war in der Schule für die Mundart kein Platz. Ihr Gebrauch durch die Kinder im Unterricht wurde mißbilligt und zurückgedrängt. Man hielt die Mundart für eine entartete Sprache, und ihr Sprecher galt als ein ungebildeter Mensch.

Diese Meinung wurde von vielen Lehrenden vertreten, weil man auch der Auffassung war, für das Erreichen des Zieles im Sprachunterricht, der Erlernung einer lautreinen und stilistisch guten Hochsprache, stehe die Mundart als Hindernis, zumindest aber als hemmende Kraft entgegen.

Rudolf Hildebrandt stellte in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts den Grundsatz auf, daß „das Hochdeutsch als Ziel des Unterrichts nicht als etwas für sich gelehrt werden sollte, wie ein anderes Latein, sondern im engsten Anschluß an die in der Klasse vorfindliche Volks- oder Hausprache“). Das Hauptgewicht sollte auf die gesprochene und gehörte, nicht auf die geschriebene und gelesene Sprache gelegt werden. Diese Forderung Hildebrands, die einen Wandel in der Bewertung und in der

Bedeutung der Mundart für den Unterricht einleitete, ist heute noch nicht überall erfüllt. — Weithin aber nimmt die Erkenntnis zu, daß jene Ansicht „überheblich und falsch“ ist, „Mundart sei ein Hemmnis für die Geistesbildung“ (W. Foerster).

Das Hochziel des Sprachunterrichts bleibt die Erlernung und Beherrschung der Schriftsprache durch die Kinder aller Volksschichten. — „Nach wie vor muß bei der sprachlichen Bildung die hochdeutsche Sprache den Vorrang haben“, heißt es auch in den Leitsätzen „Mundart und Schule in Niedersachsen“), „daneben aber gebührt der Mundart ein angemessener Wirkungsraum ... Daß die Schule die Mundart einbezieht, ist notwendig,

1. um der Mundart willen,
2. um der Hochsprache willen,
3. um des Kindes willen.“

Über die beiden ersten Punkte ist oben schon einiges gesagt worden. Da die moderne Pädagogik in dem Grundsatz „vom Kinde aus“ ein berechtigtes Anliegen erkennt, so beachtet und schätzt sie alles, was das Kind an echtem geistigem Besitz aus Familie und Umwelt mitbringt. Daneben bedeutet auch die Beherrschung einer Mundart in vielen Fällen einen Vorteil für die Bildung des Kindes in der Hochsprache, und das völlige Heimischwerden in einer ausgeprägten Mundart stellt für das Kind einen großen Wert an sich dar.

L. Weisgerber fordert auf Grund seiner sprachphilosophischen Erkenntnisse nachdrücklich, „daß der Unterricht für alle mundartlichen Leistungen seine Tore weit öffnet“).

J. Antz schreibt: „Die Beherrschung der Hochsprache in Wort und Schrift darf keineswegs dazu führen, daß die Kinder die Mundart als eine minderwertige Sprache ansehen, deren sie sich schämen müßten. Dem wird am ehesten vorgebeugt, wenn der Lehrer gelegentlich die Mundart spricht. Sie ist ein eigenwertiges geistiges Gut der Heimat, ein Vätererbe, das als solches gepflegt und geschätzt wird. Darum sollen die Kinder aller Altersstufen bei passender Gelegenheit in der Mundart sprechen“).

Sicherlich kann jede Schule die Mundart pflegen. Umfang und Weise der Mundartpflege werden aber z. B. in einer Volksschule oft anders sein als in einer Mittel- oder in einer höheren Schule. Wo die Mund-



Hans Varnhorst erhielt Freudenthal-Preis 1965

Laudatio von hohem Format

Soltau (Ini) Der 58 Jahre alte Volksschulrektor Hans Varnhorst aus Lindern (Oldenburg) ist am Sonnabend in Soltau mit dem Freudenthalpreis für plattdeutsche Dichtung 1965 ausgezeichnet worden. Dieser Preis ist dotiert mit 750 DM. Überreicht wurde die Auszeichnung bei einem plattdeutschen Heimatabend von Prof. Dr. Mehlem aus Celle, der zu dem dreiköpfigen Kuratorium der Freudenthalgesellschaft gehört, das den Preisträger auswählt. Insgesamt hatten sich für dieses Jahr 43 Einsender beworben. Als bestes plattdeutsche Gedicht wurde „Nachtlied“ von Hans Varnhorst ausgezeichnet.

Dem alljährlich um die Zeit der Heideblüte stattfindenden Jahrestag der Freudenthal-Gesellschaft e. V., Vereinigung von Niederdeutschen zur Pflege der plattdeutschen Sprache, war ein voller Erfolg beschieden. In der im Bugenhagen-Hause für die Öffentlichkeit festgesetzten Feierstunde galt es, den diesjährigen Preisträger aus 43 Bewerbern, Rektor Hans Varnhorst, Lindern bei Cloppenburg, zu ehren, dessen Gedicht „Nachtlied“ das einstimmige Lob des Kuratoriums als das beste des letzten Jahres gefunden hatte.

Der Dichter, dessen plattdeutsche Schöpfungen in Zeitungen und Zeitschriften und als Andachtssendungen im Rundfunk recht bekannt geworden sind, war anwesend und mit vielen Gästen des Abends Zeuge einer laudatio, die namens des Vorstandes der Gesellschaft Professor Dr. Mehlem, Celle, darzubringen hatte. Er würdigte die plattdeutsche Sprache als ein Vermächtnis aus der Vergangenheit, das weiter zu pflegen und zu entwickeln die vornehmste Aufgabe der schöpferisch tätigen gegenwärtigen Generation sei und wies so dem Plattdeutschen eine Stellung zu, deren Bedeutung nicht überall richtig eingeschätzt würde. Seine ebenso tieferschürfenden wie eindringlichen Worte waren eine großartige Einstimmung zu der Dichterlesung durch Hans Varnhorst, die in aller Deutlichkeit zeigte, wie wortgewaltig doch die alte, ehrwürdige Sprache der Bauern, Fischer, Handels- und Seeleute ist. Auch diese Darbietungen zeugten von einem hohen Format, dem von den Gästen mit herzlichem Beifall gedankt wurde.

Urkunde
Herrn Rektor
Hans Varnhorst
-Lindern i. O.-
ist der
Freudenthal-Preis
1965
für seine plattdeutschen
Dichtungen zuerkannt
worden.
Dieses wird hiermit beurkundet.
Rotenburg/Wümme 4. September 1965

FREUDENTHAL GESELLSCHAFT e. V.
VEREINIGUNG von NIEDERDEUTSCHEN

Hans Varnhorst
VORSITZER

J. Mehlmann
GESCHAFTSFÜHRER

Nachtlied

Hoch aover us' Hüsken
dor glemmert de Steern,
dann fällt us de Dröme
as sneelichte Feern.

Un rund üm de Barge
sleit sinnig un sacht
un rund üm de Mensken
ehrn Mandel de Nacht.

Een lürlütken Timpen,
heel schuldig un blau,
deckt al use Sorgen
un Firléanz tau.

De Heer thront doraover
mit Macht in sien Telt
un leit't mit een Finger
dien Slaop — un de Welt.

art bodenständig und lebendig ist, tritt sie in der Unterstufe der Volksschule beispielsweise als „Altersmundart“ der Kinder auf. In diesem Fall kann nach W. Menzel die Mundart zunächst voll die Unterrichtssprache sein.

In der Mittel- und höheren Schule, die ja Fachunterricht bieten, ist die Pflege der Mundart weitgehend Sache des Deutschlehrers. In den Mittelschulrichtlinien unseres Landes¹⁰⁾ finden wir eine Bezugnahme auf die Mundart für das Fach Deutsch: „Die Pflege der heimischen Mundart, die lebendige Beziehung zu ihrem Lautbestand und Wortschatz, ihren Redewendungen und Sprichwörtern, der Vergleich mit der Hochsprache und mit Proben aus dem alt- und mittelhochdeutschen Schrifttum führen zur Einsicht in das Werden unserer Sprache.“

In den Fachmethodiken für den Deutschunterricht wird ebenfalls die Beschäftigung mit der Mundart in den Deutschstunden befürwortet.

So schreibt E. Essen: „Wenn Kinder von Hause aus Mundart sprechen, sollte gerade der Deutschunterricht ihnen diesen sprachlichen Heimatboden zu erhalten suchen. Natürlich muß das Kind in die Hochsprache hineinwachsen. Das wird ihm aber leichter fallen, wenn es seine Mundart nicht als eine Hemmung, sondern als besonderen Besitz empfindet¹¹⁾“.

F. Schnaß zählt eine Reihe von Dialekt-dichtungen als Ganzschriften auf und tritt in diesem Zusammenhang dafür ein, daß „Mundartliches überall angemessen berücksichtigt wird... Früh kann die heimische Mundart hereingeholt werden. Durch sie erst wird der Leselehrgang bodenständig¹²⁾“.

W. Menzel schreibt: „Aufs ganze gesehen ist Mundart eine geistige Größe von geschichtlicher Macht, kulturschaffender Kraft — wie alle Sprachen — und nicht zuletzt ein Element der Menschenbildung. Kein Erzieher, der sich um einen sachgemäßen Umgang mit der Sprache bemüht, d. h. in diesem Fall der Muttersprache, kann die Mundart leichtfertig abtun. — Dies ist um so weniger möglich, wenn für die Mundart seines Wirkungskreises echte Dichtung und echtes Lied vorhanden sind. Das trifft in besonderem Maße zu für das Niederdeutsche, für das Schlesische, für das Schwäbische oder das Alemannische¹³⁾“.

Zuletzt sei hier noch die Stellungnahme H. Reitemeiers zu diesem Problem erwähnt: „Im Hinblick auf den Wert der Mundart

sollte der muttersprachliche Unterricht dafür sorgen, daß auch die jüngste Generation die mundartliche Literatur verstehen lernt und daß ihr Ohr geöffnet wird für die geschichtlich gewordene heimatliche Sprechweise¹⁴⁾“.

Man wird zugeben, daß diese Zitate an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen: Die moderne Pädagogik bejaht die Beherrschung einer Mundart durch die Kinder und sieht sie als wertvolles geistig-seelisches Gut, und die Fachmethodik setzt sich dafür ein, daß die mundartlichen Belange im Unterricht angemessen berücksichtigt werden. Um Mißdeutungen vorzubeugen: das soll natürlich auf keinen Fall heißen, daß es Sache des Schulunterrichts sein könnte, die Kinder ein mundartliches Idiom richtig sprechen zu lehren. Dies wird auch nirgends ernsthaft in Erwägung gezogen.

Den Befürchtungen einiger Eltern, ihr Kind müsse Nachteile in der Schule in Kauf nehmen, wenn es von zu Hause nur Plattdeutsch gewohnt ist, kann man die Erfahrungen mancher Lehrer entgegenstellen: Gerade Schüler aus solchen Familien, in denen mit ihnen aus eben diesen Überlegungen heraus ausschließlich hochdeutsch gesprochen wird — aber leider oftmals in unrichtiger und verderbter Form —, finden sich z. B. in den Fallgruben deutscher Grammatik nur schwer zurecht, weil ihnen der falsche Gebrauch der Regeln und Formen immer wieder begegnet. — Es trifft sicher zu, daß einem in der plattdeutschen Sprache aufgewachsenen Kind anfangs manche Ausdrucksmöglichkeit im Hochdeutschen fehlt; dieser Mangel sollte aber dadurch als aufgehoben gelten, daß es den Vorzug der Zweisprachigkeit, die Beherrschung des Platt- und Hochdeutschen, erreicht.

Die Jugend von heute und die plattdeutsche Sprache

Es soll an dieser Stelle auch kurz auf die Frage eingegangen werden, wie es um das Verhältnis der Jugend zum Plattdeutschen steht. Oben wurde schon gesagt, daß es darüber wohl kaum eine Erhebung gibt, die sich auf den gesamten niederdeutschen Sprachraum bezieht. In einem engbegrenzten Rahmen habe ich sie vor einigen Monaten durchführen können, als ich nämlich alle Schüler und Schülerinnen einer Mittelschule im benachbarten Kreise Bersenbrück genau formulierte Fragestellungen beantworten ließ. Die Kinder — es handelt sich insgesamt um 225 — kommen zu etwa 40 Prozent aus



dem Schulort, einem alten Kirchdorf mit rund 2 500 Einwohnern, und zu 60 Prozent aus den umliegenden Ortschaften. Sie sind etwa zu gleichen Teilen Jungen und Mädchen und bis auf ganz wenige Ausnahmen katholischer Konfession. Der Anteil der Vertriebenenkinder beträgt elf Prozent (Dabei wurde als Vertriebenenfamilie schon jene Familie gewertet, in der entweder der Vater oder die Mutter nicht einheimisch ist).

Ein Fragenkomplex lautete: „Wer von euch versteht Plattdeutsch?“ Er wurde in vier Teilfragen aufgegliedert, wie unten ersichtlich ist. Die Antworten der Kinder finden sich in den betreffenden aufgerundeten Prozentzahlen:

- | | |
|--|------|
| a) Wer versteht gut Plattdeutsch? | 84 % |
| b) Wer versteht fast alles in dieser Sprache? | 14 % |
| c) Wer versteht nur wenig? | 2 % |
| d) Wer versteht nichts, wenn plattdeutsch gesprochen wird? | — |

Manchen mag die hohe Zahl derjenigen Kinder überraschen, die angaben, gut plattdeutsch verstehen zu können. Die Richtigkeit dieser Antworten konnte aber durch entsprechende Fragen und in einigen Klassen auch durch plattdeutsche Unterrichtsstunden bestätigt werden.

Der zweite Fragenkreis beschäftigte sich mit der Sprache, die im Elternhaus gebraucht wird. Es folgen wieder die Antworten der Kinder:

- | | |
|---|------|
| a) Wo wird zu Hause häufig plattdeutsch gesprochen? | 66 % |
| b) Wo wird zu Hause manchmal plattdeutsch gesprochen? | 21 % |
| c) Wo wird zu Hause nie plattdeutsch gesprochen? | 13 % |

Zu dieser Frage war erläuternd hinzugefügt worden, wie man sich unterhalte, wenn z. B. Verwandte, Nachbarn u. a. zu Besuch kämen. Es sind also nur wenige Kinder, die im Elternhaus niemals plattdeutsche Laute hören.

Anders wird das Bild beim dritten Fragenkomplex, der sich damit befaßt, welche Sprache die Eltern im Umgang mit ihren Kindern benutzen:

- | | |
|---|------|
| a) Wessen Eltern sprechen immer mit den Kindern plattdeutsch? | 24 % |
| b) Wessen Eltern tun es manchmal? | 32 % |
| c) Wessen Eltern sprechen nie mit den Kindern plattdeutsch? | 44 % |

Hier zeigt sich, daß annähernd die Hälfte aller Eltern mit ihren Kindern hochdeutsch spricht. Ausschließlich die plattdeutsche Sprache benutzten immerhin noch ein Viertel

der Eltern im Verkehr mit ihren Kindern. Es besteht wohl kein Zweifel, daß die Zahl dieser Eltern in den letzten Jahrzehnten stark zurückgegangen ist. Interessant ist ein Vergleich der jeweils entsprechenden Fragen im zweiten und dritten Fragenkomplex. Während nur 13 Prozent der Eltern — also etwas mehr als der Prozentsatz der Vertriebenenfamilien — auch mit Bekannten oder Nachbarn nie plattdeutsch sprechen, erhöht sich der Anteil um über 30 Prozent, wenn die eigenen Kinder die Gesprächspartner sind.

Es gibt aber auch noch andere Möglichkeiten, die plattdeutsche Sprache zu erlernen, als im Elternhaus. Jedenfalls weist dies der folgende Fragenbereich aus:

- | | |
|---|------|
| a) Wer kann ohne Schwierigkeiten plattdeutsch sprechen? | 56 % |
| b) Wer kann sich auf plattdeutsch verständigen (wenn er z. B. jemandem den Weg zeigen muß)? | 35 % |
| c) Wer kann überhaupt nicht plattdeutsch sprechen? | 9 % |

Weniger als ein Zehntel der Kinder also beantwortete diese Fragen negativ. Wann und wie oft die restlichen 90 Prozent die plattdeutsche Sprache im täglichen Gebrauch verwenden — darüber ist damit selbstverständlich nichts ausgesagt.

Die Erhebung bietet im ganzen ein recht erfreuliches Bild, vor allem wenn man den ersten und letzten Fragenkomplex betrachtet, auf die es im wesentlichen dabei ankam.

Es leuchtet ein, daß es unter solchen Umständen ein Leichtes ist, sich im Unterricht mit der Mundart zu beschäftigen. Aber nicht überall — auch in ländlichen Gegenden nicht — sind die Voraussetzungen ähnlich günstig. Oftmals beherrscht auch der Lehrer das Plattdeutsche nicht so, wie es für diesen Zweck erforderlich wäre. Manchmal findet er aber neben all den anderen Aufgaben nicht die genügende Zeit, der Mundart entsprechenden Raum zu gewähren. — Vielleicht ist es möglich, daß solche Widerstände nach und nach beseitigt werden können.

Als zumindest ebenso wirksam wie die Behandlung in der Schule dürfte sich für die Pflege und Förderung der plattdeutschen Sprache unter diesen Bedingungen die Unterstützung des Elternhauses erweisen. Es fällt nicht leicht, stichhaltige Gründe dafür zu finden, daß z. B. in einer ländlich-bäuerlichen Familie, in der die Erwachsenen miteinander plattdeutsch sprechen, die Kinder ängstlich von ihrer Muttersprache — das ist sie in diesem Fall doch wörtlich — ferngehalten werden. Dürfte im Gegenteil nicht nach all



dem Gesagten ein Gefühl des Stolzes aufkommen, wenn man sich der althergebrachten Sprache auch im Umgang mit den Nachkommen bedienen kann? Es wäre ein echter Fortschritt, wenn weithin solch eine Einstellung wachsen und damit die Klage eines älteren Bauern gegenstandslos werden würde, der einmal bissig-humorvoll äußerte: „Dat is 'n raaren Kram; de meisten Lüe hiertaulanne sünd ja däftige Mensken — aver mit Katten, Kötters und Kinner schnackt se hochdüütsch!“

Zusammenfassung und Ergebnis

Zum Schluß mag zusammengefaßt werden:

1. Wir beobachten allgemein einen Rückgang im Gebrauch der plattdeutschen Sprache, der auf verschiedene Ursachen zurückzuführen ist.

2. Mancher Mundartsprecher meint immer noch, daß Plattdeutsch etwas Zweitrangiges sei. Daß dem nicht so ist, beweist allein ein Rückblick auf die Leistungen der plattdeutschen Sprache in den vergangenen Jahrhunderten.

3. Aufbauend auf die Erkenntnisse der modernen Wissenschaft ist eine Änderung in der Bewertung der Mundarten eingetreten. Man sieht sie als einen Rückhalt gegen die nivellierenden Strömungen unserer Zeit, als ein sprachliches Mittel, das die inhaltliche Übereinstimmung von Lebens- und Sprachwelt herstellen kann, und versteht die Bemühungen um ihre Erhaltung gleichzeitig als einen Dienst an der hochdeutschen Sprache.

4. Das Bild über das Verhältnis der Jugend zur plattdeutschen Sprache ist wohl nicht als so düster anzunehmen, wie es manchmal gezeichnet wird.

5. Die heutige Pädagogik erblickt in der Beherrschung einer Mundart durch das Kind einen Vorzug, der auch im Schulunterricht angemessene Berücksichtigung finden muß.

6. Man sollte von der mit mancherlei Aufgaben überlasteten Schule nicht erwarten, daß sie allein dem Gebrauch des Plattdeutschen im täglichen Umgang neuen Auftrieb verleihen könnte. Sie bedarf dazu der Mithilfe der ländlichen Vereine und Verbände, besonders aber des Elternhauses, in dem die plattdeutsche Sprache noch bodenständig ist. Es kann sein, daß die nachfolgenden Generationen noch mehr als wir in ihrer Selbstbehauptung der ungebrochenen Werte der Tradition dringend bedürfen. Verspielen wir sie darum heute nicht leichtfertig und gedankenlos! Damit als ein wich-

tiger Faktor unseres überlieferten Kulturerbes die Heimatsprache an die kommenden Geschlechter lebendig übergeben werden kann, muß in weiten Bevölkerungskreisen sich die Überzeugung verbreiten, „welch ein kostbarer Schatz unsere Muttersprache ist. Denn auf dieser Erkenntnis beruht ihre Lebenskraft“ (W. Foerste).

Quellenangaben:

- 1) Leo Weisgerber, „Die Leistung der Mundart im Sprachganzen“, Münster 1956, S. 7.
- 2) Karl Schulte-Kemminghausen in der „Gedenkschrift zur Verleihung des Fritz-Reuter-Preises 1957 an Hans-Henning Holm“, Hamburg o. J., S. 47 f.
- 3) Hugo Moser, „Mundart und Hochsprache im neuzeitlichen Deutsch“, in der Zeitschrift „Der Deutschunterricht“, Heft 2, Stuttgart 1956, S. 61.
- 4) Hugo Moser, a. a. O., ebenfalls S. 61.
- 5) Konrad Maria Krug in „Das Laienspiel“, Münster 1962, zitiert nach den „Mitteilungen aus dem Quickborn“, Hamburg 1963, 53. Jg., Nr. 1, S. 27.
- 6) Rudolf Hildebrand, „Vom deutschen Sprachunterricht“, 1876.
- 7) „Mundart und Schule in Niedersachsen“, Leitsätze, entworfen von Hans Lüschen, verbessert und ergänzt von Lehrern aller Schulgattungen aus ganz Niedersachsen auf einem Lehrerfortbildungslehrgang in Dreierbergen vom 1. bis 8. 2. 1954.
- 8) Leo Weisgerber, a. a. O., S. 13.
- 9) Josef Antz in dem Artikel „Mundart“ im „Lexikon der Pädagogik“, Band III, Freiburg 1954, Spalte 544 f.
- 10) „Richtlinien für den Unterricht an Mittelschulen im Lande Niedersachsen“, Entwurf, Hannover 1956, S. 22.
- 11) Erika Essen, „Methodik des Deutschunterrichts“, Heidelberg 1959, S. 39.
- 12) Frank Schnaß, „Die Einzelschrift im Deutschunterricht“, Bad Heilbrunn 1956, S. 56.
- 13) Wilhelm Menzel, „Mundart und Schule“ im „Handbuch des Deutschunterrichts“, Emsdetten o. J., Lieferung 7, S. 6.
- 14) Heinrich Reitemeier, „Die Pflege der sprachlichen Ausdrucksgestaltung im Deutschunterricht“, Frankfurt 1960, S. 33.

Ferner benutzte Literatur:

- Foerste, William, „Über plattdeutsche Sprache und Dichtung“, Münster 1949.
- HASO, „1200 Jahre Plattdeutsch — und was nun?“ in „Volkstum und Landschaft“, 17. Jg., Nr. 35, Cloppenburg 1956.
- Martini, Fritz, „Deutsche Literaturgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart“, Stuttgart 1957.
- Mehlem, Richard und Seedorf, Wilhelm (Hg.), „Niederdeutsch“, Handbuch, Hannover 1957.
- Ulshöfer, Robert, „Methodik des Deutschunterrichts“, 2 Bände, Stuttgart 1956.

Heinz von der Wall

Hans Varnhorst erhielt Freudenthal-Preis 1965

Laudatio von hohem Format

Soltau (Ini) Der 58 Jahre alte Volksschulrektor Hans Varnhorst aus Lindern (Oldenburg) ist am Sonnabend in Soltau mit dem Freudenthalpreis für plattdeutsche Dichtung 1965 ausgezeichnet worden. Dieser Preis ist dotiert mit 750 DM. Überreicht wurde die Auszeichnung bei einem plattdeutschen Heimatabend von Prof. Dr. Mehlem aus Celle, der zu dem dreiköpfigen Kuratorium der Freudenthalgesellschaft gehört, das den Preisträger auswählt. Insgesamt hatten sich für dieses Jahr 43 Einsender beworben. Als bestes plattdeutsche Gedicht wurde „Nachtlied“ von Hans Varnhorst ausgezeichnet.

Dem alljährlich um die Zeit der Heideblüte stattfindenden Jahrestag der Freudenthal-Gesellschaft e. V., Vereinigung von Niederdeutschen zur Pflege der plattdeutschen Sprache, war ein voller Erfolg beschieden. In der im Bugenhagen-Hause für die Öffentlichkeit festgesetzten Feierstunde galt es, den diesjährigen Preisträger aus 43 Bewerbern, Rektor Hans Varnhorst, Lindern bei Cloppenburg, zu ehren, dessen Gedicht „Nachtlied“ das einstimmige Lob des Kuratoriums als das beste des letzten Jahres gefunden hatte.

Der Dichter, dessen plattdeutsche Schöpfungen in Zeitungen und Zeitschriften und als Andachtssendungen im Rundfunk recht bekannt geworden sind, war anwesend und mit vielen Gästen des Abends Zeuge einer laudatio, die namens des Vorstandes der Gesellschaft Professor Dr. Mehlem, Celle, darzubringen hatte. Er würdigte die plattdeutsche Sprache als ein Vermächtnis aus der Vergangenheit, das weiter zu pflegen und zu entwickeln die vornehmste Aufgabe der schöpferisch tätigen gegenwärtigen Generation sei und wies so dem Plattdeutschen eine Stellung zu, deren Bedeutung nicht überall richtig eingeschätzt würde. Seine ebenso tieferschürfenden wie eindringlichen Worte waren eine großartige Einstimmung zu der Dichterlesung durch Hans Varnhorst, die in aller Deutlichkeit zeigte, wie wortgewaltig doch die alte, ehrwürdige Sprache der Bauern, Fischer, Handels- und Seeleute ist. Auch diese Darbietungen zeugten von einem hohen Format, dem von den Gästen mit herzlichem Beifall gedankt wurde.

Urkunde
Herrn Rektor
Hans Varnhorst
-Lindern i. O.-
ist der
Freudenthal-Preis
1965
für seine plattdeutschen
Dichtungen zuerkannt
worden.
Dieses wird hiermit beurkundet.
Rotenburg/Wümme 4. September 1965

FREUDENTHAL GESELLSCHAFT e. V.
VEREINIGUNG von NIEDERDEUTSCHEN

Hans Varnhorst
VORSITZER

Hans Varnhorst
GESCHAFTSFÜHRER

Nachtlied

Hoch aover us' Hüsken
dor glemmert de Steern,
dann fallt us de Dröme
as sneelichte Feern.

Un rund üm de Barge
sleit sinnig un sacht
un rund üm de Mensken
ehrn Mandel de Nacht.

Een lürlütken Timpen,
heel schuldig un blau,
deckt al use Sorgen
un Firléanz tau.

De Heer thront doraover
mit Macht in sien Telt
un leit't mit een Finger
dien Slaop — un de Welt.

Twée Hann'n

Nächtelang heff hei van ehr dröömt. Dusend seute Biller hebbt vör üm fluttert un bäwert, seuter as Drömen un Slaopen. Un dei klore Lechtschien up dei Biller is utstraohlt van ehr, dat krüdige Wicht, wat hei van sin Kinnertied nich vergäten heff, dei Eva.

Dusendmaol heff hei sik fraogt, wo dat woll wäsen schull, wenn hei sei nu weer-seeg.

Un nu sitt sei dor aohnwäten prick vör üm up dat ole Kanapee un bleiht as'n vör-nähme Blaumen. Dei witte Hals un dat fiene Gesicht stieget as'n Liljenkelch ut den Blusenkraogen.

Sine Ogen wannert aower dat junge Wicht hen, straokt sei af van baben bet unnern. Hei sitt un sitt un holt Utkiek, wat hei blot an ehr finnen kann.

„Nett, Klaus, dat du inkickst“, segg sei liese.

„Du bist 'n heele Tied wäge wäsen“, luurt hei, „man gaut, dat du weer dor bist!“

„Jejao, dat is'n heel Tied her, meist dree Johr!“ Un ehre witte Händken straokt aower dei Diskdäken, wor een poor Krünkeln in sittet.

Hei lett't dr up, wat sei deit un wat sei segg.

„Wenn'm so trügge denkt! Weeßt du't noch, as wi vör Johrn in dei Strautbäke stünden un dei Stielstarben fungen? Barft stündst du in't ieskole Waoter, un wenn du so'n lütken Stint tau packen harst, dann juchdest du vör Freide. Weeßt du't noch?“

„Jao“, segg sei un wippt een bäten schalu mit dei Beene, dei dör dei dünnen Strümpe schient, „dat is lang her.“ Un dat klingt ok so wiet her.

„Du wullst ok'n düchtige Buernfru weern, sä'st du, un 'n Koppel Blaogen wullst du hemm, un dei schulln in'n Sommer al in dei Bäke stahn un Stielstarben fangen.“

„Tja, wenn'm noch lütke is, wat heff man dann nich al vör Grappen in'n Koppe!“ Minn klingt dat Lachen, wat sei dorup giff. „Man dei Tien sind vörbi. Wi wörn ja noch Kinner, un dei weetet nich, wat in dei Welt los is. Löterhen vergaohet een dei Flausen, un man mott doraower lachen, wat'm freuher so dacht heff.“

Dat is, as stünd dor 'n hoge Scheerwand tüsken ehr. Dei Wörde drüppelt dr af as Draopens van Iespingels, un ok ehr Snackels

is so wat dr hersocht, geiht kolt un stief un stökerig. Füler straohlt dei Ogen noch ut, wisse, man dat is'n kolt Lüchten, dor is nin Warmte in.

„Heff di dat gaut gaohn'n dei Johrn dor in Hamborg?“

„Dägt gaut! Ik bin dor utbildt worn in min Fach un kann woll seggn, ik heff wat lehrt. Dat is'n ännern Kraom! Weeßt du, dor in'e Stadt weihet 'n ännern Wind, dei smeckt so nao Soltwaoter un giff een Drift in't Blaut, segg ik di. Dor sitt Vergang in dei Lüe. Dei Lüe gaohet, dei Schippe gaohet, un dei Pulsschlag geiht een ok dernao. Man mennt, dat sünd ännern Lüe, dei een dor tau-meute kaomt. Dei hebbt wat ännern in'n Koppe as dei Buerns hier. Weeßt du, dei käönt sik dreihn un rögen un benähmen!“

Sei sitt dor as'n ieskolt Götzenbild, tau fien för üm, den däftigen Buern.

„Dann — — kunnst du di hier woll nich mehr bestäen?“, tippt hei vörsichtig an.

Ehr schlanken Beene wippwappt langsaom up un daol. Schraot kickt sei üm an, un lütke Blitze scheet't ut ehr Ogen, as wull sei üm seggn: Wullt du mi foppen?

„Hier? — — In düt Kaff?“

„Hoho“, giff hei trügge, „achter'n Barg waohnt ok Lüe!“

„Nee, nee, nao jau Dörp treckt mi nin tein Peere trügge! Ik bliev in dat grote Geschäft van min Fründin. Läben, Lachen un Bedriev mott ik üm mi hemm!“

„So, soo — — —“, segg Klaus dröge un kort un holt ehr sin Buernhand hen.

As so'n weeken Sünnaogel ligg ehr lütke Hand dor in'n. Do fallt üm in, hei heff freuher van sin Bestmauder maol so'n Wintermüssen schenkt krägen. Dor is ut Siede so'n witten Sünnaogel anneiht wäsen, un dei heff sik so kolt anföhlt, wenn hei dr aowerstraokt heff. Een Stoot holt hei dei weeke Hand in sie eegen, dann zuckt sei in sin Fuust, as klappde dei Sünnaogel mit dei Flöögels. Un as dei Droom ut dei Kinnertied glitt dei lütke, weeke Hand ut sin, flügg weg un tründelt af as'n Sünnaogel, dei gön achtern in Weihsand daol-sackt.

Sei segg nix, as hei sinnig dei Döörn achter sik tautreckt.

Sünnaogel ligg aower den Hoff, as hei buten steiht. Een groten Koppel Häuerner

tuckert un kaokelt un kratzt, dat dei Kluten stuuvt. Dei Keih traät up dei Weide up un daol un nuxt mit ehr bree Muul dei Gräspiern af. Van wieten hört man noch dat Radattern van'n Motor un dat Rättern un Snatern van'n Meihmaschin'n.

Klaus hört un süht dr nix van. Leege Gedanken treckt üm dör'n Kopp.

Bilangs den Stall kummt üm Aolheid, dei Süster van Eva, taumeute mit twee Korfvull Eier, dei sei jüst socht heff. Liek vor üm böögt sei sik daol, sett't dei schworen Körwe hen und blitzt üm an mit ehr karngesund Lachen.

„Klaus“, segg sei, „wo nett, dat du ok maol taukickst!“

Heff dei ännern nich boll datsülwige seggt? Man dei Klang van dei Wörde wör heel anners wäsen.

„Mein Zeit, Wicht, dei Sünn heff di ja heel bruun brennt van't Sommer!“

„Jao, dei Sünn mennt dat gaut.“

„Dat heff ik geern, so'n Hätte maakt een dei Seel warm.“

Dat is'n klüftig Wichtken, denkt Klaus, un dei paßt hier up'n Hoff.

„Dat giff ok harte Aorbeit van't Johr!“

„Dat is ok man gaut“, lacht sei, „dann kummt man nich up leepe Gedanken.“

„So, nu werd dat ok Tied“, giff Klaus ehr dei Hand. Do ligg sei in sin Pranken as'n lütke, lebännig Vöogelken, ehr lütke, faste Hand, un hei fählt ehrn Pulsschlag un dat warme Blaut, wat dr dörpeest.

Un twee Ogen glöört üm an un lücht't: „Weer inkieken, Klaus!“

Hans Varnhorst

Naturbetrachtung eines alten Kalendermeisters

Vorbemerkung

Mit einem „Heimatkalendar für das Munsterland“ haben die nachstehenden Naturbetrachtungen unmittelbar nichts zu tun. Sie sollen nur bezeugen, daß auch schon im vorigen Jahrhundert die kleinen Kapitel aus dem Leben der Natur zu jedem Kalender gehörten. Ein bis heute unübertroffener Kalenderschreiber war der Freiburger Professor Alban Stolz. Jahrzehntlang haben seine „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ unter den Christen aller Konfessionen eine Fülle von Freude und Erbauung verbreitet. Zu den anziehendsten Beiträgen seiner Kalender gehörten die originellen und gleichzeitig tiefgründigen Naturbetrachtungen. Darin ist alles vereint: Erstaunlich treffsichere Beobachtung, prachtvolle Schilderung und überraschend zielklare Anwendung. Unsere Naturfreunde werden sich alle davon überzeugen, welcher Gewinn es wäre, wenn auch heute einmal wieder ein Naturdarsteller hervorträte, der wie Alban Stolz ein wenig von der Kunst des Evangeliums verstünde, aus Feigenbaum, Weinstock und Senfkorn Gleichnisse für das Himmelreich zu machen. Hierzu vier Beispiele:

Laubwald und Tannenwald

Ich habe dieser Tage gewissermaßen das Eigentümliche der Tanne gleichsam verehren gelernt. Sie steht da so ernst und ruhig; sie

ist gleichsam das Abbild eines männlichen, festen Charakters, der still und ruhig seinem Ziel entgegenstrebt. Der belaubte Baum scheint dagegen in seinem Blätterspiel weichlich, unstedt, bald vom Winde heftig bewegt, bald durch das Spätjahr zerrupft und im Winter kahle Gerten in die Höhe strekend. Der Tannenbaum gleicht dem Vogel, der auch im Winter bei uns ausdauert, während der Laubbaum dem Wandervogel gleicht, indem er erst im Frühling wieder anfängt, sich im Blätterschmuck zu zeigen. Der Ernst des Tannenbaumes ist auch ausgeprägt in seinem ständigen Deuten nach oben.

Das Gleichnis vom weißen Schmetterling

Der weiße Schmetterling kommt mir in letzter Zeit interessanter vor als jeder andere. Diese Ruhe und Stille, womit er im höchsten Sonnenschein und doch auch wieder an den schneebedeckten Alpengipfeln fliegt und nichts zu wollen scheint, als zu leben und zu weben unter blauem Himmel und in den silbernen Strahlen der Sonne, versinnbildet mir, wie gar nichts sonst, die Zuständlichkeit einer abgeschiedenen, leidlosen Seele. Es ist, wie wenn man ein Wesen sähe, das von aller Angehörigkeit zu dieser Welt abgelöst ist und nur, soweit es gerade will, diese Welt noch berührt. Andere Schmetterlinge zeigen sich viel irdischer, als



Idyll am Lohner Mühlenteich

Auf. Alwin Schomaker-Langenteilen

sinnliche Wesen. Sie sind sorgfältiger, die Flucht zu ergreifen, wenn ein Mensch näher kommt; sie scheinen wie in Eitelkeit die Flügel glänzen zu lassen. Hingegen in stundenlangem Schweben unter dem schönen Himmel sieht man nur den weißen Schmetterling. Unter den Vögeln ist ihm hierin am ähnlichsten die Lerche.

Zwei Adler

„Da wir nun mehr und mehr hinaufkamen und die Bergkuppen wie unsinnig in die Höhe ragten, kam mir der Gedanke und die Sehnsucht: Wenn ich doch nur ein Adlernes sähe, da wir doch in der Gegend sind, wo sie sich aufhalten! Kaum hatte dieser Gedanke ausgedämmert, da rief mein Begleiter: „Zwei Adler!“ Schon dieses Wort war für mich wie ein Trompetenstoß für ein Schlachtroß. Als aber mein Auge sie gefunden hatte, wie kochte da plötzlich meine Seele auf! Ja, es war etwas Hehres, dieser Anblick, und ich halte ihn für eines der schönsten Schmuckgeschenke, die mir Gott in meinem bewegten Leben gab. Schon für den sinnlichen Blick schwebt etwas unbeschreiblich Herrliches darin, weit, weit

über allerhöchsten Alpen- und Gletscherhöhen, wohin die Erde fast unerlaubt sich erhoben hat, noch einige von den größten und mächtigsten Tieren schweben zu sehen. Im dunkelblauen Himmelsgewölbe, wohin kein Erdwesen dringt, ist es allein den Adlern vergönnt, wohligh und ruhig dahinzuschweben. Das kam mir so prächtig und majestätisch vor, daß ich meinte, es könne fast nicht sein, daß diese Tiere kein Bewußtsein davon haben, was sie darstellen. Und doch ist seltsamerweise auch am Menschen so vieles nur so lange wahrhaft schön, als er kein Bewußtsein davon hat, so lange es somit in seiner Unmittelbarkeit nur für andere, nicht aber für ihn selbst vorhanden ist.

Abendsonne

Gegen Abend erschloß sich eine ganz wunderbare Schönheit der Fernsicht. Der See und der Himmel hatten die Tiroler Alpen zwischen sich genommen und hatten sie mit Hilfe des abendlichen Septembersonnenscheines sich selber angeglichen, so daß sie gebaut schienen aus weißem Wasser, blauem Himmel und lichtem Schein. Es war so unsäglich schön, wie kaum der schönste Traum

einen Augenblick die Seele umschwärmt. Es schien der Himmel eine Weile sich herabgesenkt zu haben und da zu ruhen, so ganz voll Silber und Luftäther und unendlicher Zartheit. Die Natur schien ein Kind geworden zu sein und holdselig zu lächeln.

Du schöner Gott, der du dies schaffst und

uns zeigst, muß denn nicht deine schöne Natur selbst, wie die Königin von Saba, gegen uns aufstehen und sagen: Warum seid ihr so zwieträftig und häßlich, da ich so schön und mild bin, und ihr doch Göttlicheres in euch tragt.

Franz Morthorst

»Räuberische Instinkte« beim Fettkraut

(*Pinguicula vulgaris*)

„Wer sucht, der findet“, sagt der Volksmund. Und wenn es sich um das Auffinden einer botanischen Seltenheit handelt, die vor einiger Zeit eigentlich noch keine war, möchte man die Wahrheit dieses Wortes, bezogen auf das Fettkraut als pflanzenfressende Pflanze der Dümmerlandschaft, gern bestätigt finden. So habe ich im Verlauf der letzten Jahre dort dem Fettkraut immer wieder nachgespürt. Leider habe ich es nicht mehr gefunden.

Daß es zu den merkwürdigsten Sumpfpflanzen gehört, das *Pinguicula vulgaris*, dürfte bekannt sein. Manchmal steht es aber gar nicht einmal an sumpfigen Stellen, sondern auch in Moorwiesen oder an feuchten Wegen.

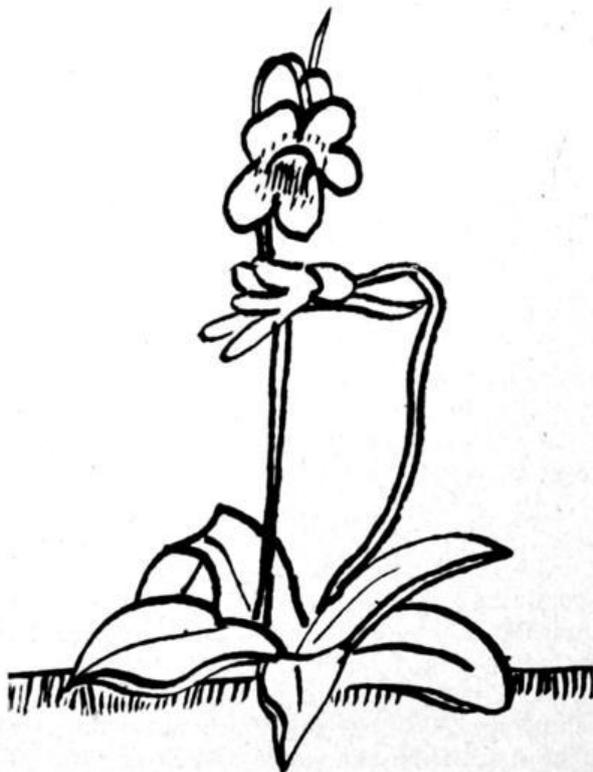


Abbildung 1

Die in zierlicher Rosette am Boden liegenden Blätter (siehe Abb. 1) leuchten mit glänzenden Punkten. Es handelt sich dabei um Drüsen, die eine schleimige Schicht auf dem blaßgrünen Blatt ausbreiten. Zu welchem Zwecke das geschieht, weiß jeder Pflanzenfreund, wenn er schon mal etwas über diese Pflanzen mit „den räuberischen Instinkten“ hörte. Der Sonnentau in unseren Mooren — *Drosera rotundifolia* und *anglica* — und die Wasserschlaucharten — *Utricularia* — des Dümmers gehören ebenfalls dazu.

Am gewöhnlichen Fettkraut erkennt der Pflanzenbiologe bei genauer Prüfung zwei Arten von Drüsen: gestielte Fang- und sitzende Verdauungsdrüsen (siehe Abb. 2). Auf der Größe eines Fingernagels stehen, wie Dr. Karl Bertsch in „Sumpf und Moor als Lebensgemeinschaft“ sagt, rund 40 000 Drüsen.

Ganz kleine Mücklein lassen sich von der hellen Farbe und dem auffallend leuchtenden Überzug der Blätter täuschen. Sie setzen sich darauf nieder und bleiben hängen. In ihrem Bemühen, sich frei zu machen, zappeln und strampeln sie und müssen dadurch wohl einen Kitzel im Blatt verursachen; denn der Blattrand rollt sich ein, umschließt das Tierchen mit der entstandenen Röhre und drängt es gegen die Mitte des Blattes (siehe Abb. 2).

Darauf können die Drüsen in Tätigkeit treten. Der Schleim verstopft die Atemlöcher. Nach dem Erstickungstod wird das Opfer von den Verdauungsdrüsen aufgezehrt. Später rollt sich das Blatt mit seinem Fangmechanismus wieder auf.

Besondere Erfolge werden sich bei diesem Tierfang jedoch kaum einstellen. So kann das Fettkraut weder auf echte Wurzeln, noch auf grüne Blätter, die die Assi-

milation sichern, verzichten. In anmutigem Schwung aufragende Stiele tragen tiefblaue Veilchenblüten.

Gegen Verletzungen ist das Fettkraut sehr empfindlich. Sonnentau und Wasserschlauch sind ungleich robuster und lebenszäher. Dafür blüht das Fettkraut reichhaltiger. Es meidet nährstoffärmere Gebiete wie das Hochmoor und schätzt einen Standort, der ihm den notwendigen Lebensunterhalt bequemer zuführt.

Bestäubt wird die Blüte von der Mauerbiene. Nach Feststellung der Pflanzenbiologen bedient sich das Fettkraut nur dieses Insektes. „Diese ausschließliche Anpassung an ein einziges Insekt macht eine Rückversicherung nötig für den Fall, daß der erwartete Besuch ausbleibt. Dann rollt sich der Narbenlappen auf und fegt den Blütenstaub aus den eigenen Staubbeutel. Ein so fein geregeltes Bestäubungswerk kann mit einer geringen Menge Blütenstaub auskommen. Die Blüte enthält deshalb nur zwei Staubblätter mit einfächerigen Staubbeutel“ (Dr. K. Bertsch).

In alten „Kräuterbüchern“ des Mittelalters ist zu lesen, mit welcher großen Liebe unsere Vorfahren sich in die Betrachtung der Natur versenkten. An erdrückend heißen Sommertagen fiel ihnen beim Sonnentau an der Spitze jeden rötlichen Fingers ein kristallklarer Schleimtropfen auf, der um so größer war, je heißer die Sonne vom Him-

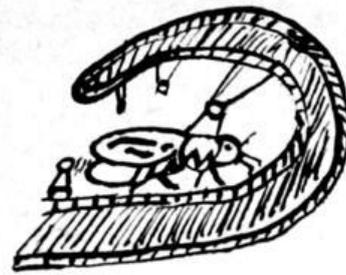


Abbildung 2

mel strahlte. Sicherlich bemerkten sie auch das Zappeln und Strampeln einer winzigen Fliege, die an diesem Leimtropfen hingablie und das in den Blättern eingebaute „Bewegungswerk“ in Gang setzte.

Hinter allem vermuteten sie ein Naturgeheimnis. So sagt Dodonaeus in der Einleitung zu seinem Kräuterbuch: „Wie dieses Kraut auf das zäheste den auf ihn gefallenen Tau zurückhält, so daß auch die brennendste Sonnenglut ihn nicht aufzuzehren vermag, so glaubt man, daß es die natürliche Feuchtigkeit im menschlichen Körper erhalten könne.“ Man vermutete deshalb, in dem Sonnentau-Schleimtropfen ein Mittel gegen alle „austrocknenden und zehrenden“ Krankheiten, namentlich gegen die bösertige Schwindsucht, gefunden zu haben.

Pflanzenbiologen haben sich die Frage gestellt, ob insektenfangende Pflanzen des tierischen Eiweißes bedürfen. Darwin stellte durch eine Reihe von Versuchen fest, als er



Das Fettkraut, eine „räuberische“ Pflanze

Aufn. Pan Harlan, Hunteburg

eine Anzahl Sonnentaupflänzchen im Zimmer wiederholt und nach längeren Pausen mit kleinsten Fleischstückchen „fütterte“, daß diese Sonnentau-Exemplare ungleich uppiger gediehen und fast viermal soviel Samen erzeugten, als jene, die keinerlei zusätzliche Kost erhielten.

Kommen wir aber zum Schluß noch einmal auf das Fettkraut zurück! Eine zweite Art von ihm, das Alpen-Fettkraut, *Pinguicula alpina*. Es verfügt über einen geradezu raffinierten Fangmechanismus. Bei ihm laden leuchtende Gaumentlecke im Schlund der Rachenblüte mittelgroße Fliegen und Mücken zum Besuch ein. Ein lehnstuhlförmiger Anfliege- und Landeplatz dient als weitere Anreiz. Sobald das Insekt mit seinem vorderen Körper in den weiten, sackartigen Sporn eindringt, bergen zarte Zuckerhaare unter dünnwandiger Haut einen süßen Saft. Mit Wohlbeha-

gen weidet die Fliege ihn ab. Danach möchte das Tierchen zurück. Nun geschieht jedoch, daß die scharfen Spitzen von Sperrhaaren gegen Kopf und Vorderbrust stechen. Immer nervöser wird das Insekt und zappelt sich schließlich zu Tode.

Das Alpen-Fettkraut ist ein echtes Kind der Hochalpen. Aber es mußte „aus der lichtvollen Bergeshöhe ehemals auswandern, nachdem Schnee und Firn dort alles deckten und die Gletscher vordrangen“. An seinen klebrigen Blättern erkennt man leicht die kleinen Hautreste verschiedener Käferchen, Spinnen, Fliegen und Ameisen. All diese Insekten wurden hier oder im sackartigen Sporn der Blüte zum Opfer ihrer sorglosen Naschhaftigkeit. Außer diesem bemerkenswerten Alpen-Fettkraut gibt es noch an die 260 verwandte Arten, Sie sind über die ganze Erde verbreitet. Gregor Mohr

DER NEUNTÖTER

Die Zugvögel im warmen Süden dachten noch nicht an die Heimreise. Nur den Rotrückigen Würger, wie der Neuntöter richtig heißt, hatte schon der Wandertrieb gepackt. — Er ist kein guter Flieger, deshalb mußte er sich beizeiten auf den Weg machen. — Mehrere gleichartige Würger schlossen sich zu einer kleinen Reisegesellschaft zusammen. Monate währte der mühselige Heimflug, in geringer Höhe, oft unterbrochen, aber immer zielsicher in nördlicher Richtung.

Als sich die ersten Maikäfer aus der Erde wühlten, trennte sich der Rotrückige Würger von seinen Wandergefährten und landete in steilem Anflug auf dem Draht der Hochspannungsleitung. Endlich war er wieder daheim! Er überblickte sein Jagdgebiet. Unter ihm gluckste ein Bächlein vorbei. Eine mächtige, fast undurchdringliche Schlehdornhecke säumte den Uferrand.

Zwei-, dreimal klang sein Ruf „Gäk, treng“. Das buntgemischte Vogelvölkchen in der Hecke, das bislang fröhlich durcheinander sang und schwatzte, war augenblicklich vor Schreck verstummt. „Gäk, treng“, das bedeutete Gefahr! Gefahr für das eigene Leben und die Sicherheit der Brut. — Jetzt hatte sich der Würger in die Tiefe fallen lassen und war nach kurzem, flachem Flug in die Hecke eingefallen. Die Vogelgesellschaft stob verängstigt auseinander.

Acht Tage waren vergangen. Das Weibchen brütete bereits in dem leicht ausgebeserten vorjährigen Nest, das sich nur einen

Meter über der Erde in der dichten Hecke befand. Ringsum war tiefe Stille. Kein Vogel wagte sich mehr in die Nähe des Würgerpaares. — Das Männchen saß während dieser stillen Zeit gewöhnlich auf dem Hochspannungsdraht, seinem alten Beobachtungsposten. — In der Größe glich der Würger ungefähr der Amsel, hatte aber eine schöne, aschgraue Unterseite und einen braunroten Rücken. Sein Kopf war etwas zu groß. Dadurch wirkte er brutal. Doch die vom hakigen Schnabel ausgehenden schwarzen Zügelstreifen gaben ihm etwas Neckisches.

Dann erklang sein Lied, zart und wohlklingend. Doch — stammten diese Melodien nicht von anderen kleinen Sängern? Warum ahmte er fremde Vogelstimmen nach? Sein Gesang endete mit dem jämmerlichen Gejähne eines Jungvogels in Not. — Ganz harmlos saß er da, dieser listige Geselle, hatte aber dabei ein wachsames Auge für die Vorgänge in der Tiefe. — Mehrere Singvögel eilten herbei, um zu helfen.

Plötzlich stieß der Räuber lautlos nach unten, fing sich in geringer Höhe auf und jagte auf den ahnungslosen Sperling zu. Dieser flüchtete schreiend in das schützende Dickicht. Der Verfolger hetzte ihn, bis er an einen Schlehdorntrieb stieß. Der Sperling verlor das Gleichgewicht und überschlug sich. Im gleichen Augenblick sauste der Schnabel des Neuntötters auf dessen Kopf. Der Würger fraß nur etwas Spatzenhirn. Darauf hieb er den scharfen, spitzen Schnabel in die Weichteile des Sperlings und flog



schwerfällig in die Schlehdornhecke. An einem aufrechtstehenden Dorn hob er den Vogelleichnam etwas an und drückte ihm den Spieß in den Leib. Der Sperling war ein neuer Leckerbissen in der Vorratskammer des Neuntöters.

Seitdem die Jungen im Nest piepsten, war die geruhssame Zeit für Vater Neuntöter vorbei. Die sechs Kinder schrien täglich fordernder nach Atzung. — Auch der Neuntöter mußte auf der Hut sein. Den Raben war er zu Tode verhaßt. Einmal ent-

ging er nur mit knapper Not den Fängen des Habichts. Eines Spätnachmittags, als er rüttelnd über einer Maus stand, griff ihn von oben ein Sperber.

Nun stand die Mutter mit ihren gierenden Jungen allein. Sie sorgte für ihre Kinder bis zur Selbstaufgabe und sank abends todmüde auf das Nest. — Es wurde August. An einem Morgen zwitscherten und sangen die Kleinvögel wieder in der Schlehornhecke. Die Neuntöterfamilie hatte schon die Reise nach dem Süden angetreten. Oskar Ehrlich

Kreuzschnäbel in Welpen

Der Kreuzschnabel ist in Bergwäldern beheimatet, ein Nadelholzvogel. Seinen Namen hat er wegen seines gekreuzten Schnabels erhalten. Er ist kein Zugvogel, sondern befindet sich fast das ganze Jahr auf Wanderschaft. Zum Wochenende konnten wir ungefähr zwölf in den Kiefern von Welpen beobachten. Die Männchen sind, wie fast überall in der Vogelwelt, farbenprächtig. Das Gefieder ist rötlich und zeigt, je älter das Männchen ist, eine kräftigere Tönung. Die Weibchen aber sind grau in grau.

Die Kreuzschnäbel brüten oft schon Ende Februar, Anfang März. Das Nest befindet sich im Gipfel hoher Fichten. Die Samen der Zapfen dienen ihnen zur Nahrung.

E. Täuber

DER HEIMATLOSE

Arndt, der Postschaffner, hatte im Dorfe etwas zu tun gehabt. Dabei traf er in einer Wirtschaft seinen alten Freund Berndt Arndt aus der Zeit, in der er noch in diesem Dorfe angestellt war. Arndt betrachtete den hinter der Theke hantierenden Wirt und stieß seinen Freund an: „Sag mal, Berndt, dies hier ist ja wohl ein Haus mit Geschichte geworden? Ich habe so allerlei darüber munkeln gehört.“

Berndt, der Zimmermann, trank sein Glas leer: „Still!“ Dann winkte er dem Wirt und sagte zu Arndt: „Du kommst mit mir zum Abendessen!“

Der Wirt war ein Mann in besten Jahren, mit scharfen Augen und einer Hakennase. Arndt musterte ihn verstohlen. Die Freunde verließen mit kurzem Gruß das Haus.

Der Zimmermann war der erste Nachbar des Wirtes. Seine Hausfrau hatte bald aufgetischt. Während des Essens sagte Arndt: „Keiner weiß so ganz richtig, was sich da drüben — wie und was sich da alles zgetragen hat.“

„Das ist eine lange Geschichte“, antwortete Berndt langsam und schwieg nachdenklich.

Nach dem Essen stand er auf: „Komm in unsere gemütliche Stubenecke, Arndt.“

Die Hausfrau räumte auf, brachte Zigarren und ein Schnäpschen. Dann ließ sie die beiden allein. Die Männer zündeten sich Zigarren an und lehnten sich gemütlich im Sessel zurück. Arndt schaute eindringlich auf seinen Freund.



Ponyreiten

von Erika Täuber

*Es reicht nicht zur Olympiade,
es reicht noch nicht zur Meisterschaft!
Das ist auch weiter gar nicht schade;
wenn nur das Reiten Freude macht.
Man braucht dazu den Pferderücken
und fühlt sich selber schon als „Held“!
Doch zu dem kindlichen Entzücken
braucht man noch eins: ein wenig Geld!*

Dieser begann: „Arndt, hör mal, ich rechne auf deine Verschwiegenheit. Ich möchte nicht in einen möglichen Handel hineingezogen werden. Wer weiß denn auch genau, was die Menschen denken und treiben? Ich war allerdings sozusagen mit dabei“, fuhr er gedämpft fort und goß ein Gläschen ein: „Ja — ich war sozusagen mit dabei. Das ist eine Welt heutzutage! — Der Krieg hat nicht nur Länder und Städte ruiniert und Millionen Menschen getötet oder unglücklich gemacht, er hat auch Menschengewissen zerstört!“

Arndt dampfte heftig: „Man braucht bloß um sich zu gucken“, äußerte er dann.

„So ist es. — Angefangen hat die Geschichte schon, als noch Friede war auf Erden. Mein voriger Nachbar Leonhard war etwas drömmelig und entschlußlos. Die Wirtschaft florierte nicht recht. Eines Tages kam er betrübt auf meinen Zimmerplatz. „Du, Berndt, was soll ich bloß machen? Der Bierbrauer ist bei mir gewesen —“

„Ja — und?“ meinte ich.

„Es sagte zu mir, warum ich mein Bier nicht von ihm beziehen täte. Warum das denn aus Westfalen kommen müßte. Wir wären doch fast Nachbarn.“

Ich selbst war neugierig geworden und fragte: „Was hast du ihm geantwortet? Hast du ihm tüchtig Bescheid gesagt?“

„Ich habe nur gesagt: Ich muß mal sehen.“

„Du lieber Himmel! Ich muß mal sehen!“

Das war keine Absage von diesem unentschiedenen Drömmeler, und ich war auf weiteres gefaßt. Eines Abends, als ich mal allein bei Leonhard saß, gestand er mir, wie sehr er von dem Bierbrauer bedrängt würde. Der Mann hatte auf ihn eingeredet: Sie seien doch Nachbarn, sie müßten doch zusammenhalten, und Leonhard war ganz weich geworden. Er hatte geklagt, daß das ja so nicht ginge. Er habe von Westfalen eine Hypothek auf sein Haus genommen. Wenn die abgelöst sei, müsse er noch drei Jahre weiter dort sein Bier beziehen.

Ich kannte diese Sache und sah Schlimmes voraus. Wie konnte mein Nachbar sich so mit dem Brauer einlassen! „O Leonhard, Leonhard!“

Leonhard guckte hilflos vor sich hin. — Nach drei Tagen war der gute Herr Bierbrauer wieder bei ihm und hatte gleich einen Vertrag, fix und fertig zum Unterzeichnen, bei sich.“

„Na, na — der hatte es eilig“, warf Arndt dazwischen.

„Und er wußte, warum. Nur den Drömmeler nicht zum Nachdenken oder Ratholen kommen lassen! Er schlug ihm vor: „Verkaufe mir die Wirtschaft. Ich löse die Hypothek ab, und die Abmachung von wegen dem dreijährigen Bierbezug entfällt dann auch. Du wirst mein Pächter, verkaufst mein Bier und hast keine Sorgen mehr.“ Jedoch Leonhard hatte Sorgen, nämlich wegen seines noch unerwachsenen Sohnes Theo. Wohin der denn auf die Dauer solle, fragte er den Brauer. Dieser wußte gleich eine Antwort, der menschenfreundliche Mann: „Oh, wenn dein Theo mal ganz erwachsen ist und die Wirtschaft antreten möchte, dann soll er sie wiederkaufen können.“

Ja, gut; aber Leonhard hatte immer noch Bedenken. Er kam auf unsern Holzplatz, erzählte mir alles und wollte gern wissen, was sein Anwesen wohl wert wäre. Ich erwiderte ihm: „Leonhard, mußt du denn partout verkaufen?“

Mir war die Geschichte verdächtig. Ich hatte munkeln gehört, daß noch andere Leute die Hand im Spiele hätten. Er sackte zusammen vor lauter Sorgen und klagte, daß er auch allerhand Zinsen aufbringen müsse. Ich gab zu bedenken, daß er als Pächter ebenfalls tüchtig Pacht bezahlen müsse. Außerdem — alles Bier bei dem da kaufen?

Ich warnte ihn also tüchtig. Er zog nur die Schulter hoch, tat einen Seufzer und ging mit hängendem Kopf vondannen. Nun kannst du es dir denken. Sie kriegten ihn so weit. Ich sage dir: Die Verbündeten des Bierbrauers waren der Schwager von Leonhard und ein Auktionator. Just in den Tagen, als der Verkauf perfekt wurde, brach der erste Weltkrieg aus.

Theo mußte zum Militär, achtzehnjährig mußte er in den Krieg. Und mit Leonhard war es, als wenn er vor Sorgen immer kleiner wurde. Auch seine Ziska, die schon länger nicht recht mehr beinig war, konnte schließlich nichts mehr. Beide wurden ganz grau.

Der schreckliche Krieg! Wie oft haben sie mir abends vorgejammert, ob ihr Theo je wiederkommen würde!

Der Bierbrauer und der Auktionator redeten auf den Leonhard eifrig ein. Er solle sich das Leben doch einfacher machen. Sein Schwager könne weit besser die Pacht aufbringen. Sie sollten doch dem die Wirtschaft übergeben, bis Theo wiederkommen würde. Der könne dann das Anwesen für, ich meine 15 000 Mark, wiederkaufen. Damals hatten wir ja noch die Goldmark.

Leonhard ging endlich darauf ein. Die beiden Nachbarsleute haben dann oben im Hause frei gewohnt und monatlich ihr Geld zum Unterhalt bekommen, wie es abgemacht worden war. Sie brauchten nur mehr wenig zum Leben. Leonhard dachte bei sich: Gut, daß mein Schwager die Wirtschaft in die Höhe bringt. Dann kann Theo, wenn er doch noch wiederkommt, nachher um so besser darauf anfangen.

Alles gut und schön, dieses wenn!

Mir war die Sache gleich bedenklich. Man hört ja immer so allerhand. Am Ende kam noch die Geldentwertung. Der Schwager hatte seine eigene Wirtschaft gut verpachtet. Ich will annehmen, daß er die Leonhardsche Mißwirtschaft zu Gunsten seines Neffen bereinigen und selbst wohl auch gut hier nebenan verdienen wollte bis zu dessen Wiederkehr nach Hause."



Zum Schulanfang

von Erika Täuber

*Du kannst nun bald schon
deinen Namen schreiben,
und in der Fibel lesen,
das ist schön.
Du kannst bald rechnen.
Oh, ich will nicht übertreiben.
Wieviel ist fünf und fünf?
Ja, siehst du, das ist zehn!
Du trägst nun deinen Ranzen auf dem Rücken!
und in dem Arm die Zuckertüte —
ist die fein!
Ich hoffe sehr, der Ranzen wird nicht drücken;
und du wirst immer frohgemut
und glücklich sein!*

Arndt meinte dazu: „Es könnte sein, ja, man sollte annehmen, daß der Schwager seinen Neffen helfen wollte.“

„Ja, ja, man möchte es gern glauben; aber es kam alles anders. Der Krieg ging verloren. Theo kam nicht so bald nach Hause und schrieb ein Kärtchen aus russischer Gefangenschaft. Das Goldgeld war uns längst aus den Händen geglitten. Dafür gab

es flatterndes Papier mit immer höheren Zahlen. Leonhard kam zu uns mit Zittern und Beben dort durch die Tür: „Berndt, hätte ich doch auf dich gehört!“

Bald hörten wir, wie es ihm erging. Er war in seinem ehemaligen Besitztum zum Bettler geworden und mit seiner Frau auf Schmalkost gesetzt als unbequeme Mitesser. Wenn er dem Schwager klagte, sie müßten doch leben, hat dieser sauer geguckt und ihm nur das Nötigste an Geld gegeben. Ich nahm den Leonhard manchmal mit ins Haus zum Essen und gab ihm etwas für seine Ziska mit. Aber sowas hält ein Mensch, der immer vom Eigenen satt geworden ist, naturgemäß schlecht aus. Beide trauten dem Schwager längst nicht mehr. Wie würde es ihrem Jungen gehn, wenn er heimkäme? Er hatte ja nichts zum Anfangen. Die Alten müssen sich tot geärgert haben; denn sie starben bald und fast zur gleichen Zeit. Wir Nachbarn haben mitgesorgt, daß sie anständig unter die Erde kamen.“

Arnold paffte gewaltig: „Das waren Zeiten! Wenn man an alles zurückdenkt — wie hat man sie überstehen können?“

„Jawohl — und in diesen betrübten, arseligen Zeiten kam Theo eines Tages nach Hause. Was sage ich, nach Hause? — Gleich am nächsten Tage war er hier bei uns.“

Berndt wies auf die Tür: „Dort stand er, mager, in schäbiger Montur, aber stattlich.“

„Theo, gut, daß du da bist. Wie hast du's bei deinen Verwandten gefunden?“ So fragte ich ihn. Natürlich kannte ich die Antwort und sah schon, daß er zornig war.

„Onkel Berndt, ich habe nichts gefunden. Ich bin nur ihr Besuch. Ich muß hier wieder weg.“

„Wieso?“ meinte ich, „du kannst dich doch bei deinem Onkel einarbeiten.“

Er rieb zwei Finger: „Das Geld ist hin. Ich will sehen, daß ich anderwärts Geld verdiene. Ich will doch mein Vaterhaus wiederkaufen.“

Ich fragte ihn, ob sein Onkel denn nicht gesagt habe, daß er ihm zurecht helfen wolle. Theo schüttelte nur heftig den Kopf und wehrte mit der Hand ab. Nein! Nichts! Als er selbst davon zu sprechen angefangen habe, habe der Onkel ihm den Rücken zugedreht und getan, als ob er nichts höre.

„Dein Vater hat sich aber ganz darauf verlassen“, sagte ich.

Aber Theo winkte ab. „Ich kann mir nur selber helfen, soviel weiß ich!“ rief er, und dann kam es: „Onkel Berndt, ich will es

schon zwingen. Ich bin Teilhaber an einem Geschäft zusammen mit einem Kriegskameraden.“

Ich wurde neugierig, was das denn für ein Geschäft sein könnte. Das sei eben ein Geschäft, wie die jungen Leute es zur Zeit betreiben täten. Mehr bekam ich nicht aus ihm heraus und Theo verschwand.“

„Nun wissen wir ja längst alle“, fuhr Berndt mit seiner Erzählung fort, „was für Geschäfte die jungen Leute in der Inflationszeit betrieben. Zuerst stand noch „Tausend Mark“ auf dem Schein, bald schon „Eine Million“, dann „Eine Billion“.

„Ja, man konnte gar nicht so schnell umrechnen“, bekräftigte Arndt.

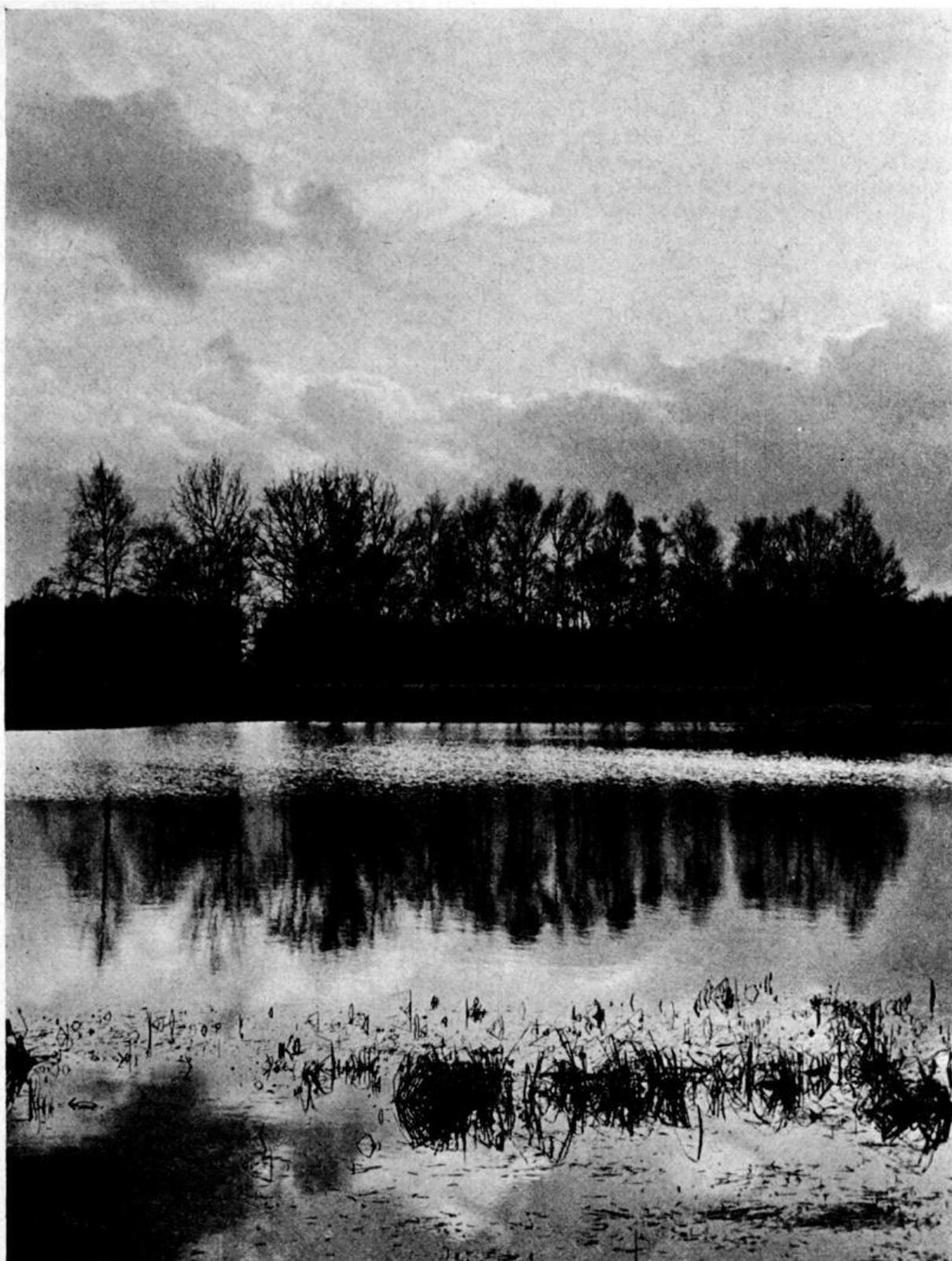
„So war es. Und eines Tages tauchte Theo hier wieder auf. Er stand wieder dort an der Tür, warf sie heftig zu und hatte einen roten Kopf. „Ich haue den ganzen Krempel kaputt!“

Ich zog den zornigen Jungen mal erst auf einen Stuhl: „Junge, Junge, was ist denn passiert? Sprich dich mal ruhig aus!“

Meine Frau kam herein und begrüßte ihn. Dann hörten wir es: Er hatte viel Geld verdient und wollte das Haus nun wiederkaufen. Aber der Onkel hatte ihn ablaufen lassen. Die 15 000 Goldmark seien ja hinüber. Für Papiergeld gäbe er keine Sachwerte her. Theo hatte gerufen, sein Vater habe doch einen Vertrag darüber gemacht. Nein, einen solchen Vertrag, den gäbe es nicht. Theo geriet außer sich und schrie: „Onkel Berndt, das hat er gesagt!“ Er ballte die Fäuste gegen das Nachbarhaus und wollte die Verbrecher verklagen. Daß der Onkel Hintermänner hatte, war ihm schon zugeflüstert worden.“

„Es ist ja auch zum Prozeß gekommen, Berndt. Wir haben ja beide im Gerichtssaal gesessen“, warf Arndt nun dazwischen. „Wie war das noch?“

„Theos Gegner behaupteten anfangs, sie wüßten nichts von einem Vertrag. Wo der auch inzwischen wohl geblieben war? Dann machten sie geltend, sie seien doch ganz vernünftige Leute. Der Theo habe eben sein Goldgeld verloren und könne ohne einen Pfennig Geld keine Wirtschaft führen. Dazu sei er ohne die entsprechende Vorbildung. Der Amtsrichter winkte ab. „Haben Sie einen Vertrag mit Leonhard abgeschlossen oder nicht?“ Das allein wollte er wissen. „Nein“, hieß es einstimmig. „Dann können Sie das ja eidlich bekräftigen“, bemerkte darauf der Richter.



Spätherbstabend über Emsteker Schlatt

Auf. Alwin Schomaker-Langenteilen

Die drei wurden zappelig. Sie blickten schnell umher. Da saßen zu viele, denen Leonhard etwas von seinem Vertrag erzählt hatte. Gesehen hatten sie ihn nicht, sonst hätten sie sich natürlich gemeldet.

„Na ja“, so ein kurzer Vertrag ist dageswesen, aber nicht mehr aufzufinden“, gab der Schwager zu. Dem Theo wurde daraufhin das Haus gegen Bezahlung zugesprochen. Der Brauer, der Auktionator und der Onkel bezahlten die Gerichtskosten.“

Berndt nickte: „Gewiß, so war es. Aber dann — das Geld! Theo sollte die Wirtschaft mit dem gerade gültigen Geld zurückkaufen. Er bot dem Onkel 100 000 Mark, etwas später 150 000 Mark. Der Onkel wollte es sich jeweils überlegen und hielt Theo hin.“

Eines Tages kam dieser wieder zu uns und schimpfte: „Sie stimmen es miteinander ab, was sie mir sagen wollen. Ich werde hingehalten, bis das Geld ganz wegläuft. Millionenscheine gibt es ja schon. Ich habe meinem Onkel einen Haufen Scheine auf den Tisch geworfen, er hat sie von sich geschoben. Sie spielen so lange ihre Trümpfe gegen mich aus, bis ich sie an die Wand quetsche — bis ich sie niederhaue!“ — So hat der Junge getobt.

Was sollte ich dazu sagen? Eine stabile Schätzung der Sachwerte gab es nicht, weil das Geld von Woche zu Woche an Wert verlor. Wenn der Onkel und seine Helfer den Vertrag anfangs auch ehrlich gemeint haben mochten, hatte die Inflation mit ihren Versuchungen sie zur Unredlichkeit verleitet. Theos Onkel hatte die Wirtschaft und Handlung hochgebracht. Der Bierbrauer bekam schönes Geld. Sie wollten es lieber beim errungenen Zustand lassen.

Es war damals leider oft so: Der Sinn für den eigenen Nutzen stärkte sich. Die Nächstenliebe schlich sachte von dannen. Der Onkel hätte dem Neffen helfen müssen, die Wirtschaft seiner Eltern wieder in Besitz zu bekommen. Er hat es nicht getan!“

„Und wie ging es weiter?“ Arndt war damals versetzt worden, hatte die nachfolgenden Ereignisse nicht mehr miterlebt. Aber er war sehr am Schicksal des Theo interessiert.

Berndt richtete sich nachdenkend auf: „Ja — wie ging es weiter?“

Die drei Verbündeten haben die Übergabe des Anwesens an Theo so lange hinzuhalten gewußt, bis die Billionenscheine kamen. Als die biedere „Roggenmark“ erschien, zerflatterten die wertlos gewordenen Billionen. Der Märchentraum vom Reichtum war ausgeträumt.

Eines Tages stürmte Theo bei uns herein, außer Rand und Band. Ich zog ihn am Arm hier auf den Sitz. Meine Frau faßte seine Hand. Er begann bitterlich zu weinen. Dann sprang er auf und stand dort.“

Berndt zeigte auf die Stelle. „Mit einer Wildheit im Wesen, daß er bebte und mit den Zähnen knirschte. Theo war blond und stattlich, trug eine Perle im Schlips und goldene Manschettenknöpfe. Er bezwang sich, daß er nicht laut tobte, und zischte verbissen: „Nun kann ich die Heimat für immer verlassen. — So weit haben sie es gebracht. Adieu, Onkel Berndt! — Adieu, Tante Marie!“

Weg wollte er stürmen. Ich hielt ihn fest, ich sagte: „Wo wilst du denn hin? Bleib hier! Wir helfen dir!“ — „Ich geh“, rief er und schlug die Tür hinter sich zu.“

Nach einer kurzen Besinnung murmelte Arndt: „Und gleich darauf brannte die Wirtschaft ab? Das Haus ist ja noch neu, wie ich vorhin festgestellt habe.“

„Jawohl, das Haus ist abgebrannt.“ Berndt nickte. „Es ist sogar in derselben Nacht abgebrannt, als Theo fortgelaufen war. Natürlich wurde ihm die Brandstiftung angehängt.“

„Das kann ich mir denken. Es lag nahe.“

„Arndt, wer weiß denn ganz genau, was die Menschen denken und treiben? — Trotzdem, ich bin davon überzeugt, er hat es nicht getan. Es gibt eben merkwürdige Zufälle. In Theo steckte viel ehrliches Wesen und Streben. Wie der Brand entstanden war, wurde nicht festgestellt.“

„Nun kann ich ein Landstreicher werden“, rief Theo noch, als er fortstürmte. Er ist aber kein Landstreicher geworden. Neulich hat ihn ein Bekannter in München gesehen und angesprochen. Er betreibt wieder ein gutgehendes Geschäft. Wir hoffen, daß er noch einmal wieder zu uns kommt.“

Elisabeth Reinke



Ponyreiten

von Erika Täuber

*Es reicht nicht zur Olympiade,
es reicht noch nicht zur Meisterschaft!
Das ist auch weiter gar nicht schade;
wenn nur das Reiten Freude macht.
Man braucht dazu den Pferderücken
und fühlt sich selber schon als „Held“!
Doch zu dem kindlichen Entzücken
braucht man noch eins: ein wenig Geld!*

Dieser begann: „Arndt, hör mal, ich rechne auf deine Verschwiegenheit. Ich möchte nicht in einen möglichen Handel hineingezogen werden. Wer weiß denn auch genau, was die Menschen denken und treiben? Ich war allerdings sozusagen mit dabei“, fuhr er gedämpft fort und goß ein Gläschen ein: „Ja — ich war sozusagen mit dabei. Das ist eine Welt heutzutage! — Der Krieg hat nicht nur Länder und Städte ruiniert und Millionen Menschen getötet oder unglücklich gemacht, er hat auch Menschengewissen zerstört!“

Arndt dampfte heftig: „Man braucht bloß um sich zu gucken“, äußerte er dann.

„So ist es. — Angefangen hat die Geschichte schon, als noch Friede war auf Erden. Mein voriger Nachbar Leonhard war etwas drömmelig und entschlußlos. Die Wirtschaft florierte nicht recht. Eines Tages kam er betrübt auf meinen Zimmerplatz. „Du, Berndt, was soll ich bloß machen? Der Bierbrauer ist bei mir gewesen —“

„Ja — und?“ meinte ich.

„Es sagte zu mir, warum ich mein Bier nicht von ihm beziehen täte. Warum das denn aus Westfalen kommen müßte. Wir wären doch fast Nachbarn.“

Ich selbst war neugierig geworden und fragte: „Was hast du ihm geantwortet? Hast du ihm tüchtig Bescheid gesagt?“

„Ich habe nur gesagt: Ich muß mal sehen.“

„Du lieber Himmel! Ich muß mal sehen!“

Das war keine Absage von diesem unentschiedenen Drömmeler, und ich war auf weiteres gefaßt. Eines Abends, als ich mal allein bei Leonhard saß, gestand er mir, wie sehr er von dem Bierbrauer bedrängt würde. Der Mann hatte auf ihn eingeredet: Sie seien doch Nachbarn, sie müßten doch zusammenhalten, und Leonhard war ganz weich geworden. Er hatte geklagt, daß das ja so nicht ginge. Er habe von Westfalen eine Hypothek auf sein Haus genommen. Wenn die abgelöst sei, müsse er noch drei Jahre weiter dort sein Bier beziehen.

Ich kannte diese Sache und sah Schlimmes voraus. Wie konnte mein Nachbar sich so mit dem Brauer einlassen! „O Leonhard, Leonhard!“

Leonhard guckte hilflos vor sich hin. — Nach drei Tagen war der gute Herr Bierbrauer wieder bei ihm und hatte gleich einen Vertrag, fix und fertig zum Unterzeichnen, bei sich.“

„Na, na — der hatte es eilig“, warf Arndt dazwischen.

„Und er wußte, warum. Nur den Drömmeler nicht zum Nachdenken oder Ratholen kommen lassen! Er schlug ihm vor: „Verkaufe mir die Wirtschaft. Ich löse die Hypothek ab, und die Abmachung von wegen dem dreijährigen Bierbezug entfällt dann auch. Du wirst mein Pächter, verkaufst mein Bier und hast keine Sorgen mehr.“ Jedoch Leonhard hatte Sorgen, nämlich wegen seines noch unerwachsenen Sohnes Theo. Wohin der denn auf die Dauer solle, fragte er den Brauer. Dieser wußte gleich eine Antwort, der menschenfreundliche Mann: „Oh, wenn dein Theo mal ganz erwachsen ist und die Wirtschaft antreten möchte, dann soll er sie wiederkaufen können.“

Ja, gut; aber Leonhard hatte immer noch Bedenken. Er kam auf unsern Holzplatz, erzählte mir alles und wollte gern wissen, was sein Anwesen wohl wert wäre. Ich erwiderte ihm: „Leonhard, mußt du denn partout verkaufen?“

Mir war die Geschichte verdächtig. Ich hatte munkeln gehört, daß noch andere Leute die Hand im Spiele hätten. Er sackte zusammen vor lauter Sorgen und klagte, daß er auch allerhand Zinsen aufbringen müsse. Ich gab zu bedenken, daß er als Pächter ebenfalls tüchtig Pacht bezahlen müsse. Außerdem — alles Bier bei dem da kaufen?

Ich warnte ihn also tüchtig. Er zog nur die Schulter hoch, tat einen Seufzer und ging mit hängendem Kopf vondannen. Nun kannst du es dir denken. Sie kriegten ihn so weit. Ich sage dir: Die Verbündeten des Bierbrauers waren der Schwager von Leonhard und ein Auktionator. Just in den Tagen, als der Verkauf perfekt wurde, brach der erste Weltkrieg aus.

Theo mußte zum Militär, achtzehnjährig mußte er in den Krieg. Und mit Leonhard war es, als wenn er vor Sorgen immer kleiner wurde. Auch seine Ziska, die schon länger nicht recht mehr beinig war, konnte schließlich nichts mehr. Beide wurden ganz grau.

Der schreckliche Krieg! Wie oft haben sie mir abends vorgejammert, ob ihr Theo je wiederkommen würde!

Der Bierbrauer und der Auktionator redeten auf den Leonhard eifrig ein. Er solle sich das Leben doch einfacher machen. Sein Schwager könne weit besser die Pacht aufbringen. Sie sollten doch dem die Wirtschaft übergeben, bis Theo wiederkommen würde. Der könne dann das Anwesen für, ich meine 15 000 Mark, wiederkaufen. Damals hatten wir ja noch die Goldmark.

Leonhard ging endlich darauf ein. Die beiden Nachbarsleute haben dann oben im Hause frei gewohnt und monatlich ihr Geld zum Unterhalt bekommen, wie es abgemacht worden war. Sie brauchten nur mehr wenig zum Leben. Leonhard dachte bei sich: Gut, daß mein Schwager die Wirtschaft in die Höhe bringt. Dann kann Theo, wenn er doch noch wiederkommt, nachher um so besser darauf anfangen.

Alles gut und schön, dieses wenn!

Mir war die Sache gleich bedenklich. Man hört ja immer so allerhand. Am Ende kam noch die Geldentwertung. Der Schwager hatte seine eigene Wirtschaft gut verpachtet. Ich will annehmen, daß er die Leonhardsche Mißwirtschaft zu Gunsten seines Neffen bereinigen und selbst wohl auch gut hier nebenan verdienen wollte bis zu dessen Wiederkehr nach Hause."



Zum Schulanfang

von Erika Täuber

*Du kannst nun bald schon
deinen Namen schreiben,
und in der Fibel lesen,
das ist schön.
Du kannst bald rechnen.
Oh, ich will nicht übertreiben.
Wieviel ist fünf und fünf?
Ja, siehst du, das ist zehn!
Du trägst nun deinen Ranzen auf dem Rücken!
und in dem Arm die Zuckertüte —
ist die fein!
Ich hoffe sehr, der Ranzen wird nicht drücken;
und du wirst immer frohgemut
und glücklich sein!*

Arndt meinte dazu: „Es könnte sein, ja, man sollte annehmen, daß der Schwager seinen Neffen helfen wollte.“

„Ja, ja, man möchte es gern glauben; aber es kam alles anders. Der Krieg ging verloren. Theo kam nicht so bald nach Hause und schrieb ein Kärtchen aus russischer Gefangenschaft. Das Goldgeld war uns längst aus den Händen geglitten. Dafür gab

Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres

(Brauchtum zu Mariä Lichtmeß)

Ist's an Lichtmeß hell und rein,
Wird's ein langer Winter sein.
Wenn es aber stürmt und schneit,
Ist der Frühling nicht mehr weit.

Mariä Lichtmeß war noch in meiner Jugendzeit ein gesetzlicher Feiertag; das ist heute anders! Dennoch lebt Lichtmeß als bedeutender Tag im kirchlichen Leben und im Brauchtum des Volkes.

Am Lichtmeßtag feiert die kath. Kirche zwei Geheimnisse: die Darstellung des neugeborenen Gottessohnes im Tempel und die Reinigung Mariens. Nach dem Gesetz des Moses galt eine jüdische Mutter, die ein Knäblein geboren hatte, sieben Tage als unrein. Weitere dreiunddreißig Tage war sie von den gottesdienstlichen Handlungen ausgeschlossen. Nach diesen vierzig Tagen pilgerte sie mit dem Kinde zum Tempel und reinigte sich durch ein Sühneopfer. Ein zweites Gesetz bestimmte alle männlichen Erst-

geborenen zum Eigentum des Herrn; sie mußten dem Herrn im Tempel dargestellt werden und durch ein Opfer als Auslösung zurückgekauft werden. So kam auch Maria mit dem Jesuskinde in den Tempel. Der greise Simeon pries das Kind als ein Licht zur Erleuchtung der Völker und zur Verherrlichung des Volkes Israel.

Ursprünglich war dieser Feiertag ein Tag des Herrn: Christus, das Licht der Völker. Aus diesem Gedanken wurde in der Urkirche die Liturgie des Lichtmeßtages gestaltet. Die erste Kunde von einer Lichtmeßfeier haben wir aus dem Munde der frommen Seherin Ätheria erhalten, die im 4. Jahrhundert von ihrer Heimat Frankreich aus zum Heiligen Lande pilgerte und die Feier des Lichtmeßtages im hochfestlichen Gepränge erlebte. Von Jerusalem kam das Fest nach Rom und gewann im Abendlande den Charakter eines Muttergottesfestes (Papst Celasius I. von 492 bis 496).



Von altersher ist es hierzulande noch immer Brauch, bei Bischofsbesuchen, Pfarrereinführungen und Primizen einen mehrspännigen Landauer herzurichten und ein berittenes Geleit zu bilden, eine wahrhaft bodenständige und vollendet angemessene Form öffentlicher Ehrung. Der moderne Fortschritt mit seinen Autos und Traktoren verdrängt leider das edle Roß von unseren Höfen. Vielleicht gibt es eines Tages keine Landauer und Pferde mehr, um diesen stolzen Brauch aufrechtzuerhalten.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Vielleicht hat die heidnische Sitte, in den ersten Tagen des Februars das Reinigungsfest mit nächtlichen Umzügen, das Reinigungsfest zur Sühne für die Vergehen des verflommenen Jahres zu feiern, die feierlichen Prozessionen durch die Straßen Roms am Lichtmeßtage mitbeeinflusst. Nach dem Zeugnis des hl. Beda trugen die Gläubigen schon im 8. Jahrhundert bei diesen Prozessionen Kerzen mit. Im 10. und 11. Jahrhundert begannen die Christen, diese Kerzen für die Lichterprozession eigens zu weihen. So segnet auch heute noch alle Jahre der Priester am Lichtmeßtage die Lichter und spricht im ersten Gebet zur Kerzenweihe: „Du hast am heutigen Tage die Bitte des gerechten Simeon erfüllt, zu Dir nun flehen wir . . . Du wollest segnen diese Kerzen.“

Lichtmeß war früher überall in christlichen Landen ein hoher Festtag. In einem alten Bericht aus Bayern heißt es: „Der Hausherr trägt bei dem Ruf der Hochamtsglocke die dicke Kerze zur Weihe, welche das Licht der Welt, den Heiland, versinnbildlicht . . . Die Bäuerin ordnet das Lichtmeßwachs in einem Korbe, der dann vor den Hochaltar getragen wird, wo es der Priester weiht. Von diesem Lichtmeßwachs erhalten die Töchter Wachsstöcke, die Knaben eine Anzahl „Pfennigkerzlein“. Letztere brennen dann beim sonntäglichen Hausrosenkrantz, am Tage und in der Woche Allerseelen und im Advent unter dem Rorateamt. „Der Imker ging mit der brennenden Kerze zu den Bienenständen und kündete ihnen des Winters Ende; er wußte:

Lichtmeß hell und klar,
Bringt ein gutes Bienenjahr.

Der Lichtmeßtag nimmt seit urdenklichen Zeiten im Volksleben eine besondere Stellung ein. Alle kirchlichen Feste im Jahresablauf erhielten im Volke immer besondere Bedeutung, sobald sie auch wichtige Tage für den Menschen in seiner täglichen Arbeit waren. Das traf sicher beim Lichtmeßtag zu. Aus dem alten Spruch: „Lichtmessen — der Winter halb gemessen“ geht hervor, daß der 2. Februar die Hälfte des Winters bedeutete.

Tatsächlich fiel der 2. Februar früher mehr als heute in eine Zeit, in der die Vorbereitungen für das neue Erntejahr wieder

begannen. Ich glaube, daß der Lichtmeßtag deswegen hervortritt, weil er der einzige bedeutende Feiertag in dieser Zeit des Rüstens ist, der auf ein festes Datum fällt. Gerade darum wird er auch in allen Teilen unseres Vaterlandes für das Gesinde die besondere Bedeutung erlangt haben: Lichtmeß war von jeher der Tag des Dienstbotenwechsels. In einigen Gegenden erhielten die Knechte, Mägde und Gesellen ihren Lohn, im Gegensatz zu unserer Zeit, für das ganze Jahr ausbezahlt.

Auch die Spinnarbeit war zu Ende, das Getreide war ausgedroschen und verkauft. So hatte der Bauer Geld, um die fälligen Zinsen und den fälligen Lohn zu zahlen. Nun konnten Bindungen gelöst und neue geschlossen werden.

Der Wechsel der Dienstboten ging früher oft lustig und fidel vonstatten. Mancher mag dann leichtsinnig einen Teil seines Lohnes ausgegeben haben. Vielleicht ist aus dieser Gewohnheit der Ausdruck entstanden: Hei is ein „Lechtmieß“. Das bedeutet: einer, der seine Stelle aufgegeben hat und noch leichtsinnig sein Geld ausgibt. Willoh/Strackerjan erklärt das Wort wie folgt: Martini — Ende der Erntezeit — und Lichtmeß waren früher Zahltage. Wer auf Martini nicht zahlen konnte, erhielt Aufschub bis Lichtmeß. Wer dann noch im Rückstand blieb, war ein Unsicherer — „ein Lechtmieß“.

Nach alter Erfahrung kann der Winter im Februar noch einmal, meist voller Kraft, ausholen; aber die steigende Sonne und die längeren Tage stärken die Hoffnung: „Jetzt muß sich alles, alles wenden!“ Dieser Monat an der Wende vom Winter ist reich an Bauern- und Wettersprüchen. In diesen Wochen hielten Bauer und Schäfer in alten Zeiten Ausschau, weil sie die Vorbereitungen für ihre Arbeitstage im Freien überlegen mußten.

Lichtmeßtag gehört zu den Lostagen, das sind jene Tage, die im Ablauf des Jahres eine Art Wetterscheide darstellen und bestimmend für das Wetter der nächsten Wochen und Monate sein sollen. Solche Lostage sind außer Mariä Lichtmeß u. a. Petri Stuhlfeier (22. Februar), Matthias (24. Februar), Markus (25. April), Martin (11. November),



Gang mit dem Korinthenstuten. Bis 1930 ungefähr konnte man diesen familiären Brauch im Dammer Land beobachten. In abgewandelter Form besteht er heute noch. Wenn irgendwo in der großen Verwandtschaft Nachwuchs angekommen war, wurde damals etwa vier bis sechs Wochen nachher der Gang mit dem „Krintenstuten“ gemacht, d. h. die Verwandtschaft bis zu Vettern und Cousinen erschienen, um das Fest mit den glücklichen Kindeseltern gemeinsam zu begehen, meistens auf einem Sonntag Nachmittag. Dabei wurde als offizielles Geschenk ein „Korinthenstuten“ (später auch wohl „Butterkuchen“) mitgebracht, den man einfach in einem buntbedruckten leinenen Kissenbezug transportierte.

Auf. Alwin Schomaker-Langenteilen

Thomas (21. Dezember). Los- oder „Lurtage“ spielen in den Bauern-Wettersprüchen eine große Rolle.

Im Februar werden die Tage merklich länger. Die Tiroler sagen: „Weihnachten um an Muggenschritt, Neujahr um an Hahnentritt, Dreikönig um an Hirschensprung, Lichtmeß um an ganze Stund.“ Die Macht des Winters gilt am Lichtmeßtag als gebrochen: „Nao Lichtmeß geiht kin Voß mehr äöver dat Is.“ Die Sonne scheint schon wieder merklich länger und heller als in den Januar-tagen.

Lichtmeß
Bei Tag eß
Bei Nacht das Spinn vergeß.

Klarer, heller Lichtmeßtag bringt keine gute Kunde für das kommende Jahr.

Lichtmessen lecht,
Is dei Bur ein Knecht,
Lechtmessen dunker,
Is dei Bur ein Junker.

Im Saterland heißt eine Bauernregel: Wenn die Sonne um Lichtmeß auf den Altar scheint, kommt ein Nachwinter. Ferner: So lange die Lerchen vor Lichtmeß singen, so lange schweigen sie nach Lichtmeß. Oder: Wenn Lichtmeß ist hell und klar, gibt es zwei Winter in diesem Jahr.

Zu Lichtmeß hat der Bauer lieber den Wolf im Stall als die Sonne.

Gibt's an Lichtmeß Sonnenschein,
kommt auch noch viel Schnee herein,
blinkt an Lichtmeß aber Schnee,
bringt der Palmtag grünen Klee.

An Lichtmeß sieht man lieber einen Mann
im Pelz als im Rock.

Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee.
Weiht man die Kerzen im Schnee,
Weiht man die Palmen im Klee.

Mit dem Fest Mariä Lichtmeß schließt die Weihnachtszeit im engeren Sinne. Die Krippen in Stuben und Kirchen werden abgeräumt. Ochs und Esel, Schafe und Hirten kommen in die Kiste bis zum nächsten Weihnachtsfest.

Der Opfergang zum Tempel deutet hin auf die Vorfastenzeit. Das schallende, frohe Alleluja verstummt. Das Mittelalter empfand jedesmal den Abschied vom jubelnden Alleluja als schmerzlich. In einem alten Gebetbuch aus dem 13. Jahrhundert heißt es wunderschön naiv zum Alleluja am Lichtmeßtag:

Bleib heute noch bei uns, Alleluja!
Morgen gehst du fort von uns. Alleluja!
Wenn der Morgen tagt, Alleluja!
Wirst du schon auf dem Wege sein.

Franz Kramer

Use leiwe Schwattbrot

Wenn wi in use Kinnertied bäden: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, dann dachden wi blot an dat schwatte Roggenbrot, dat wi us in Bäukens Möhlen backen laoten kunnen. Graubrot, wat nu dei meisten Lue ätet, gew dat domaols noch nich. Dat häbbt wi eierste bi'n Kommiß kennen leert. Un Wittbrot, wi säen meistens Weitenstuten, kregen lüttke Kinner un ole Lue, dei kine Täne mehr in'n Mund harn un dei harten Kossen vant Schwattbrot nich bieten kunnen.

Wenn wi inne Wäken recht flietig wäsen wörn, brochde use Mamme us sönndaogs

af un tau Zuckerstütkes (Twieback) van Krümshermes mit. Dat ännere seute Tügs, dat man hütigen Daogs bi'n Konditor kopen kann, was us bold ganz unbekannt, un wentt up Kermste un Hochtied Botterkauken, up Kilmer Krintenstuten, tau Neijaohr Iserkauken, tau Nikolaus Klaosmännkes un tau Fasselaowend Heitewäken geew, dann was us dat as'n Vörgeschmack van Himmelsfreiden.

Jede Wäke kreeg use Pappe mit mit'n Püt van 20 Pund Brotroggen naore Möhlen. Dor wörd dat Körn schrotet, un up dem Weg dör dei schworen Möhlsteine wörd dat



Mähl ganz warm. Ik brochde dat dann in den warmen Backstaowend nao Wehbrinks Hinnerk.

Dei schüddede dat Mähl in den langen Baktrog, göt'n örndliken Pülsk Waoter dortau, krepelte sine Hemdsmauen up un fänk an tau knäen, dat üm dat Schweit vannen Koppe löp. Twölf Stunnen moß dei Deig süren, un dann wörd hei in Brote van twintig Pund afdeilt un in den gleinigen Backaobend schaowen.

Dei Dörn tau'n Aowend wörd mit Leim verschmeert, un dann moß dat Brot so an dei fuftein Stunnen in sin eigen Dampf schmoren. So wörd dat Brot van binnen gor un kreeg van buten ne schöne brune, harte Kossen.

Wenn Hinnerk dann den Aobend wer aopen mök, trück dei krüdige Räöke van dat friske Brot dör dei ganze Naoberschup un köm us, wenn dei Wind van Norden köm, up'n Schaulweg intaumeute. Nu wörd dat Tied, dat wi dei Schufkorn herkregen un use Brot afhaolden, wor wi eine Wäken mit utkaomen moßden.

Dat Brot wörd van use Öllern recht in Ehren hollen. Wi droffden, as Kinner dat gern daut, van dat friske Brot kien Stück afbräken un uk kiene Kügelkes dorvan backen.

Wenn use Pappe dat Brot anschnien wull, haolde hei eierste den Weddelstein un mök dat Brotmest scharp. Dann ritzede hei mit dei Spitze van dat Mest ein Krüz up dat Brot, un ganz vörsichtig, dat jo kien Stück afsprünk, sneet hei den eiersten Schnä af. Wenn dei Kossen einmaol ganz hart wörn, segg hei woll tau mi: „Junge, maok dei Dörn tau, dat kien Krümel uppe Daol flügg!“

Gelägentlik vertelde use Beßpappen uk woll ut ganz olen Tieden, wat dei Lüe domaols för sünnerbore Meenungen un Sprüche öwer use Brot hadd harn:

Dei Lüe harn glöwt, wenn dat Brot mit dei anschnäen Siete nao'n Brotschapp keek, köm Not int Hus. Well dat Brot alltied scheif sneet, up den kunn man sik in'n Läben nich verlaoten. Kinner, dei mit Brot spälden, kunnen nich in'n Himmel kaomen.

Dei Pütwaogen

von Hubert Burwinkel

*Wor Mählstoff as Näbel
in Sünnenschien dampde,
so half in den Dörgang,
stünd Waogen un Perd.
Stünd Möller sien Foß
unruhig un stampde
un beet in den Toom,
denn hei lurde up Gerd.*

*Dei bröchde noch Säcke
vull Mähl up den Waogen.
Dann spitzde dei Foß
beide Ohren toumaol.
Den lesten Sack har
ole Gerd herupdraogen,
Mit jüh güng dei Pütwaogen
sachte hendaol.*

*„Kann ick nich eis löhren?“
So frög ick den Olen.
„Nä, dat kann nich angaohn“,
so antwort mi Gerd.
„Du bis noch tou lütket,
dat Leitseil tou hollen,
dei Foß krigg dat Leitseil
dann unner den Stert.“*

Well Brot wegschmeet un verkaomen löt, dei mößde läöter Hunger lien. Well warm Brot ut'n Huse drög, moß freu int Gräs bieten. Wenn dat Brot quer borsten was, köm bold Malör ins Hus.

Wi lachden doröwer un säen, dat was Aowerglobe; aower wi kunnen doch dorut seihn, dat use Vörföhren dat dägliche Brot mehr in Tell hadd harn as all dat ännere Äten.

Up use däftige Schwattbrot häff ik mi bet up den hütigen Dag nich afäten.

Inne Kriegstied geew dat ja woll Kommißbrot, aower dat was niks gägen use Mönsterlänner Schwattbrot, dat ik van dei Burnjungs gägen use Daogeszigaretten intuskede. So was dat uk in Gefangenschaft, wor wi as Prisoniers dat feinste Wittbrot kreegen



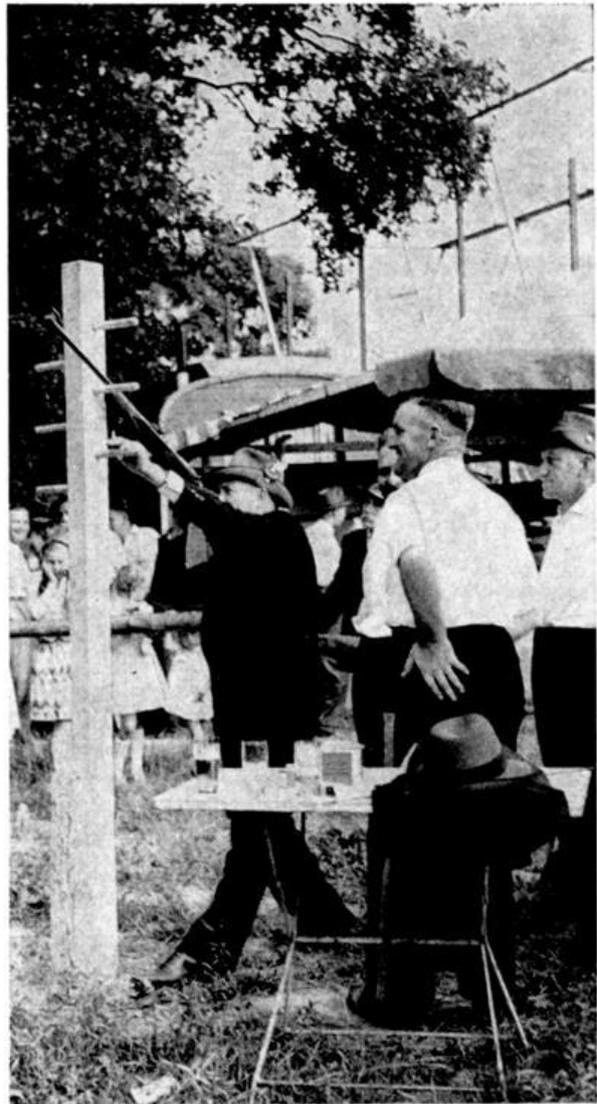
EIN ALTER BRAUCH

Das Schützenfest in Friesoythe ist mit seinen Einrichtungen uralte, es besteht schon seit dem Mittelalter. Damals mußte die Stadt oft auf feindliche Angriffe gefaßt sein. Wie feststeht, bildeten die Bürger die Besatzung der Stadt, sie mußten sich zur Verteidigung wie zum Angriff bereit halten. Diese Pflicht ist als die Ursache der Gründung der Schützengilde und des Schützenfestes zu betrachten. Die Zeit der Entstehung der Schützengemeinschaft ist das Ende des 13. oder der Anfang des 14. Jahrhunderts.

Um vor Unglück bewahrt zu bleiben, fordert der Bürgermeister noch heute die Schützen vor dem Vogelschießen zu einem kurzen Gebet auf. Dieser uralte Brauch ist in folgendem Gedicht festgehalten, das wahrscheinlich aus der Feder des Dichters von Heimburg (geboren zu Friesoythe) stammt:

„Eine unserer Christenpflichten
Heißt: Den Blick nach oben richten.
Auf dem Platz nach alter Weise,
In dem schnell formierten Kreise,
Flehet drum der Bürgermeister,
Fleht zum höchsten aller Geister,
Daß er zu dem Feste sende
Seinen Segen und abwende
Jede unglückliche Störung,
Und, daß nicht vor allen Dingen
Unheil mög' das Schießen bringen,
Daß nicht scharf geladene Flinten
Statt nach vorne gar nach hinten,
Mögen die Geschosse senden
Oder platzen in den Händen.
Alle flehen um den Segen,
An dem alles ist gelegen.“

Fritz Bitter



Ub' Aug' und Hand! Der Königsschuß nach dem Vogel auf der Stange bildet stets den spannenden Höhepunkt unserer zahlreichen heimischen Schützenfeste.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

„So'n däftigen Knust Schwattbrot van
Bäukens Möhlen in'n Feldpostpaket, aower
Junge! dat was'n Leckerbissen dorgägen.
Hei was ja hart a'n Stein, man mit use Sie-
tengewehr, dat wi doch saläwe nich bruke-
den, kreegen wi'n woll twei, un lei lüttken
Krümkes schmeckden bäter as Hönnig-
kauken.

Mi deit dat leed, dat use gesunde leiwe
Schwattbrot nich mehr so achtet wedd as
freuher, un faoken mott ik noch an den
Spruch denken, mit den use Öllern us taun
Schwattbrotäken upmunterden:

„Karmelk mit Kossen giff Junges as Ossen,
Melk un Kräumkes giff Wichter as Bläumkes!“

Heinrich Bockhorst

Karneval in Damme

Ich war sieben oder acht Jahre, als ich mit meinem Vater nach Damme ging, um den Fastnachtzug anzusehen. Einige Tage vorher hatte eine alte Nachbarin, die einer Sekte angehörte und oft vom Untergang der Welt sprach, gesagt: „Das ist keine Narrheit, das ist Teufelskram!“ Durch diese Bemerkung bekam die Fastnacht eine halb abschreckend unheimliche, halb verlockend interessante Bedeutung für mich.

Meine Mutter sagte zum Abschied: „Sieh gut hin, was dort los ist, nachher mußt du mir alles erzählen.“

Mein Vater drängte. Er hatte nie Zeit und tat immer so, als wartete irgendwo das Glück auf ihn. Jedoch er holte es nie ein. So blieb er ein unvermögender, dennoch selbstbewußter Mann. Seine Augen blickten stolz, unter der scharfgebogenen Nase wuchs ein dichter Schnurbart. Ich verglich ihn mit Blücher, obgleich er recht unkriegerisch war.

Der Wind stand in West und trieb das Gekrächze der Krähen herüber, die wie große faule Früchte in den Erlen am Bach hingen. Aber was bedeuteten Krähen! Ich ging einem ganz außerordentlichen und nie erlebten Ereignis entgegen.

Vater war einen halben Schritt voraus. Ich blickte auf seinen Handstock und fragte: „Bist du auch neugierig?“

„Auf das verrückte Gehopse?“ erwiderte er. „Ein Viehmarkt wäre mir lieber. Die haben zuviel Geld, wahrscheinlich auch zuviel Zeit, darum kommen sie auf leichtfertige Gedanken.“

„Sie verkleiden sich nur, sonst sind sie doch dieselben Leute.“

Er wiegte den Kopf. „Das ist nicht sicher. Sie verändern sich auch, das möchte ich wetten. Da zieht einer das Gewand eines Banditen an, und schon ist er einer!“

„Und wenn er“, fragte ich grübelnd, „wie ein Teufel aussieht?“

„Gib nur acht, dann ist er wirklich der Leibhaftige!“

Ich vermochte nicht zu ergründen, ob er es ernst meinte. Es beruhigte mich jedoch, daß er einen Stock mit sich führte, mit dem er den Teufel verjagen konnte.

An der Mühle überholte uns ein offenes Auto. In ihm saßen zwei Vermummte, und es bespritzte uns mit Schmutz.

„So sind diese Kerle!“ schimpfte Vater. „Wir müssen aufpassen, Junge, daß wir die

beiden nachher wiedersehen, dann werde ich ihnen eins mit meinem Eichenen drüberziehen.“

Diese Aussicht schien ihn für den Ärger zu entschädigen; er lächelte vor sich hin. Eine Viertelstunde später stiegen wir von den Hügeln zu Tal.

Die ersten Häuser von Damme standen vor dunklen Tannen. In einem von ihnen wohnte der „Einsiedler“, ein für mich geheimnisvoller Mann ohne Namen. Hinter den Fenstern glomm das Zwielficht unerforschter Kammern. Ich blickte scheu hinüber.

Bald wurde ich aber abgelenkt. Aus einer Nebenstraße bog ein Trupp von Trommlern ein. Sie trugen Pluderhosen, die wie grüne, halb erschlafte Gummiwürste aussahen, dazu rote Blusen und spitze Hüte. Allen gemeinsam war eine glänzende, schwarze Nase. So fing es an!

Vater reckte sich und marschierte im Takt mit. Er nurte aber bald: „Verstehen noch nicht mal richtig zu trommeln.“

Auf dem Kirchplatz stand ein Schild mit der Aufschrift „Anfang des Zuges“. Vater entschied, daß wir uns an der Straße „postieren“ wollten, wo wir den Zug in Ruhe vorüberziehen lassen könnten.

Fahnen und Girlanden wurden vom Winde bewegt. Aus den Fenstern regnete es Konfetti. Eine Zigeunerin warf Vater eine Handvoll ins Gesicht, stieß ihm den Hut vom Kopf und küßte mich auf die Wange.

„Verrücktes Weibervolk!“ sagte er lachend.

Ich wischte mir über das Gesicht und sagte verwirrt: „Sie roch nach Himbeersaft.“

„So siehst du jetzt auch aus“, erwiderte er.

Vor meinem Gesicht tauchte plötzlich ein häßliches Maul mit schrecklichen Zähnen auf. Ich schrie, weil ich wahrhaftig glaubte, so ein greuliches Krokodil wäre zu Fuß von Afrika nach Damme geschlichen.

Als mein Vater den „Eichenen“ hob, floh es, ein ganz menschliches Lachen zurücklassend. . .

Alle Häuser kamen mir verändert vor. Eine ganz fremde Stadt war es, kein Dorf mehr. Masken hinter glänzenden Scheiben, geheimnisvolles Lachen aus offenen Türen;



Kinderfastnacht in Damme

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

und Straßen, über die Leute aus fernsten Ländern gingen. Wie weit, endlos weit würden wir von daheim entfernt sein! So erlebte ich die erste Verzauberung in meinem Leben.

Vater strich von Zeit zu Zeit über seinen Schnurbart und machte sein kühnes „Blüchergesicht“. Manchmal murmelte er: „Junge! Junge!“.

Wir kamen an einer Wurstbude vorbei, in der es angenehm brutzelte. Ein saftrotes Gesicht über vorgewölbtem Bauch, gleichsam ein Wurstfaß auf unsichtbaren Beinen, rief den Leuten seine Sprüche zu:

„Kauft Würste groß und klein,
vom Schweinchen und vom Schwein.“

Oder:

„Esset satt euch dick und breit,
bald kommt die große Fastenzeit!“

Weil ich noch nie eine Wurst vom Rost gegessen hatte, sagte ich: „Ich habe Hunger, Vater,“

Er sah mich nicht sehr erfreut an. „Wieso? Du hast doch vor kurzem erst zu Mittag gegessen.“

Das rote Gesicht sagte: „Kauf ihm eine Wurst, guter Vater!“

Vater zog seine Geldbörse und nahm vierzig Pfennig heraus; soviel kostete die Wurst mit einem Brötchen und Senf dazu. Ich biß in die Wurst hinein und verbrannte mir den Mund. Trotzdem schmeckte sie gut.

Vater aber, der dann probierte, murmelte: „Mehr Pferd als Schwein.“

Die Wurst war erst halb gegessen, als sich der Fastnachtszug mit schmetternder Musik näherte. Türken und Zigeuner lärmten vorbei, würdevolle Chinesen und grinsende Neger mit klirrendem Ohrgehänge, Drachenköpfige und Hundsgesichtige und — und ...

Ich stand wie gebannt. Die grünroten Trommler stampften heran, lustige Pfeifer hatten sich ihnen zugesellt. Dann kamen wieder Bläser mit drohenden Hörnern. Diese Musikanten stellten sich uns gegenüber auf und sie spielten — wer hätte das gedacht! — „Heil dir, o Oldenburg!“

Vater, der im Kirchenchor die höchste Stimme sang, stimmte ein. Noch mehr Leute



Moderner Ausbau der Großen Straße in Damme. Verkehr und Technik modeln viele überkommene Ortsbilder unserer Heimat allmählich um. Vor allem ein umfassender Ausbau der Ortsstraßen zugunsten des flüssigen Durchgangsverkehrs schafft vielfach neue Verhältnisse städtischer und halbstädtischer Art. So begrüßenswert dieses wohl ist, entsteht doch manchmal der Eindruck, als ob das örtliche Eigenleben allzu sehr dem Götzen Verkehr geopfert würde.

Auf. Alwin Schomaker-Langenteilen

sangen und ich auch. Dieses alles war so überwältigend, daß ich nicht mehr an meine Wurst dachte.

Plötzlich stieß mich jemand in den Rücken. Als ich mich umdrehte, stand ein kleiner Indianer vor mir. „Uff!“ rief er. Im selben Augenblick erkannt ich Johann Bitter, der seine Ferien in unserem Dorf verbracht hatte. Wir nannten ihn Jolli.

„Komm mit“, sagte er, „ich habe ein feines Kostüm für dich.“

Die Versuchung kam allzu jäh. Aber — Vater!

„Wir werden sofort zurückkommen“, sagte Jolli.

„Ich laufe nur mal schnell mit Jolli“, sagte ich zu Vater. Aber er schien es nicht zu hören, er sang noch. Da rannten wir los. Weil mir die Wurst hinderlich war, steckte ich sie in die Hosentasche.

Jolli zog mir in seinem Zimmer ein buntes Kostüm an, das einem Schlafanzug sehr ähnlich sah. „Harlekin!“, sagte er.

„Was ist das?“

„So ähnlich wie ein Hanswurst oder Clown, genau weiß ich das nicht“, antwortete er.

Mit verschiedenen Farbstiften und viel Speichel malte er mein Gesicht an. Als ich mich dann im Spiegel betrachtete, starrte mich ein fremder Junge an. Jetzt war ich wirklich verzaubert . . .

Dann liefen wir wieder zu der Stelle, wo die Bläser gespielt hatten, aber wir fanden Vater nicht mehr. Jolli tröstete mich: „Schadet nicht! Ein alter Indianer spürt jeden auf. Außerdem ist er ja nicht verkleidet.“

Eine Zeitlang sprangen wir umher und trieben allerlei dummes Zeug. Als wir Vater ernstlich zu suchen angingen, fanden wir ihn nicht. Allmählich bekam ich Angst. Auch meinem Verführer Jolli schien die Sache nicht mehr geheuer zu sein, denn auf einmal war er verschwunden.

Da stand ich nun auf der Straße, ein kleiner, verlassener Clown, den man zum Hanswurst gemacht hatte. Von den Hügeln

sank schon die Dämmerung herunter. Am Würstchenstand fragte ich das rote Gesicht: „Haben Sie meinen Vater gesehen?“

„Es gibt hier viele Väter“, antwortete er, und das half mir nicht.

Ich setzte mich auf eine Steintreppe, um nachzudenken. Doch hinter der Tür fing ein großer Hund zu bellen an und ich sprang wieder auf.

An einer Wegekreuzung entdeckte ich einen Pfeil, auf dem „Handorf, 5 km“ geschrieben stand. Ja, jetzt wußte ich es: Ich würde nach Hause gehen! So marschierte ich in meinem Clownkostüm los. Ich konnte es nicht zurückbringen, weil ich nicht mehr wußte, in welcher Straße Jolli wohnte.

Als ich am Hause des Einsiedlers vorbeikam, glaubte ich ein bleiches Gesicht am Fenster zu sehen. Schnell eilte ich weiter. Es dämmerte schon stark, und die Straße verlief vollends zwischen den Tannen. Es wurde dunkel, ich fing an zu singen: „Heil dir, o Oldenburg“; denn wenn man singt, hat man keine Zeit, an seine Angst zu denken.

Plötzlich überfiel mich unwiderstehliche Müdigkeit. Sie stieg aus der Erde und hielt meine Füße fest, hinter den Bäumen stand sie und deckte mir ihre großen Hände über die Augen. Ehe ich mich versah, saß ich am Grabenrand, lehnte den Kopf an einen Baum und schlief ein.

Ich träumte. Der Wurstverkäufer, der — wie seltsam! — Vaters Stimme hatte, stieß mich hin und her, bis ich erwachte. Das Gesicht, das sich über mich beugte, war Vaters Gesicht.

„Junge“, sagte er, „bist du es, oder bist du es nicht?“

„Ich bin es“, murmelte ich.

Vater hatte mich in ganz Damme gesucht und die Polizei schon benachrichtigt. Nachdem alles Suchen vergeblich gewesen war, begab er sich schweren Herzens auf den Heimweg.

Jetzt schimpfte er. Als ich ihm schlaftrunken und frierend zu erklären versuchte, warum und wieso, nahm er mich jedoch auf den Arm. Weil sein Stock ihn hinderte, hängte er ihn mir um den Hals. So ging er mit mir nach Hause.

Dort war man mehr über meine Verwandlung als über unsere späte Rückkehr erstaunt. Mein Vater berichtete, wie es zu dem seltsamen Ausgang des Nachmittags gekommen war. Da wollte man mit mir schimpfen, doch meine Mutter sagte: „Seht ihr denn nicht, wie müde er ist? Solltet froh sein, daß wir ihn wiederhaben!“

Sie zog mir das Kostüm aus und versuchte darauf, meinem Gesicht mit einem Waschlappen das natürliche Aussehen zurückzugeben. „Das sitzt aber fest drauf!“, sagte sie.

„Hat Jolli mit Spucke gemacht“, murmelte ich. In meiner Hose steckte noch der Wurstrest.

Als die Mutter mich hinlegte, fragte sie lächelnd: „War es denn schön?“

Ich nickte heftig. Dabei empfand ich voller Glück: Im Karneval, in der verzauberten Welt von Damme, war keine gewesen wie meine Mutter. Die gab es nur hier. Hans Pille

De Wulf ün de Düwe

Een Wulf is maol up eenen kollen Wintermorgen van dei Prädigt kaomen. „Nu will ik mi uk bättern“, hefft hei ümmer weer vör sik hen seggt. Dei Prädigt is üm recht naohe gaohn. „Wenn dei eene den ännern helpt, so as sik dat höört un as dat mott, dann is dat Läwen up dei Eern woväl nich lichter!“ Disse Wöer wull dei Wulf in sien Hart nich vergäten, un hei heff sik vörnaohmen, dat hei överall mit siene Hülpe bistaohn wull.

Dei olle Sünnner heff eenen langen Weg nao Hus hen hatt över den kahlen Brauk un den wieden Kamp. Hei heff dor orig Schmach bi krägen.

As hei över dei taufroren Bäken över dei Heide kaomen is, heff hei ünner eenen

Brumbeerstruuk in'n Schnee eene Holtduwe sitten sehn. Dei bäverde an'n heelen Liewe un lööt dei griesen Flüttkes hangen.

„Wat hest du?“, heff hei dei Duwe fraogt.

„Mi is so gräsig kolt“, heff dei Duwe jappket. „Weeßt du dor kienen Rat för?“

„Ik glöve, ik kann di helpen“, heff dei Wulf meent, is up dei Duwe tausprungen un — — schwupp! — —hefft hei sei packt un upfräten.

„So“, heff dei Wulf dann seggt, „nu is us beiden holpen: Di früz nich mehr — un miene Schmach is weg.“

Heinz von der Wall

Schotten 1945 in Goldenstedt

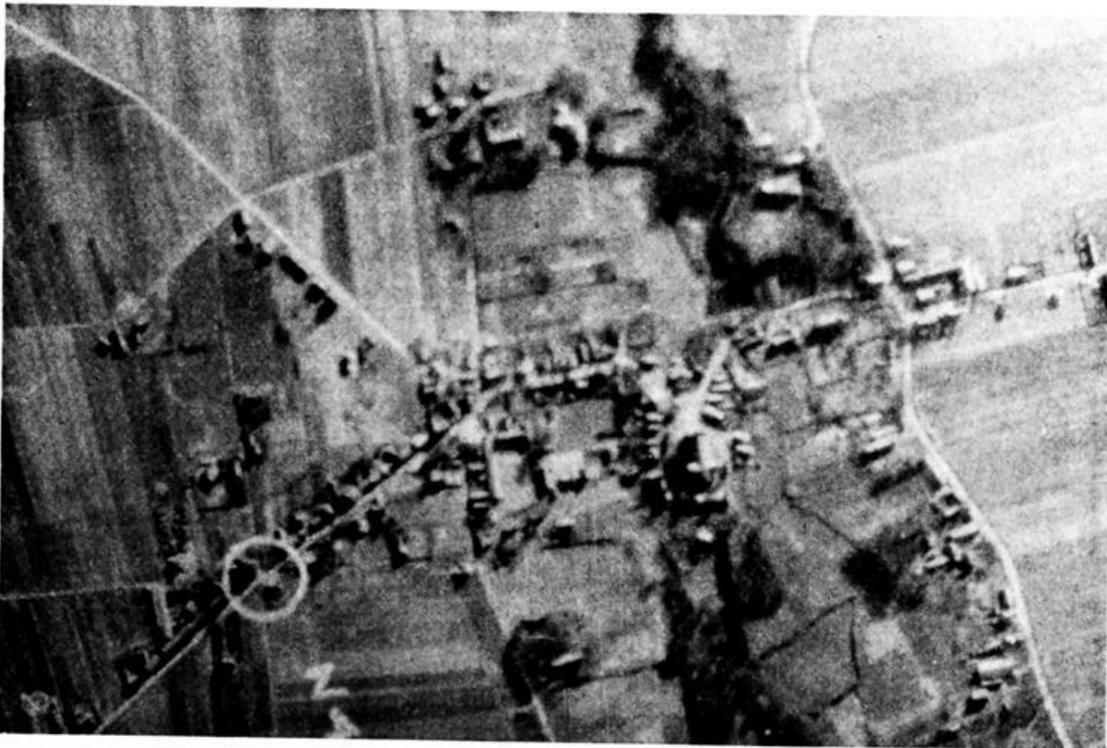
Interessant ist es immer, wenn Fremde über unsere Südoldenburger Heimat berichten, mögen sie nun in friedlicher oder kriegerischer Absicht den Raum betreten haben. 1945 besetzten im April Einheiten der 51. Hochland-Division aus Schottland Teile des mittleren und nördlichen Kreisbereiches von Vechta. Innerhalb dieser Division kämpften die Gordon Highlanders. Oberstleutnant Martin Lindsay, D. S. O., M. P., gehörte 1945 zu ihnen. Er führte ein persönliches Tagebuch und ließ sich 1946 besonders über seine Berührung mit dem Ort Goldenstedt aus. Mit seiner ausdrücklichen Genehmigung darf ein Bericht aus seinem Buche: „SO FEW GOT THROUGH“ erscheinen, der seine Eindrücke vermittelt.

Seite 263:

12. April. Wir sind wieder auf dem Vormarsch. Heute sind wir in einem Ort, genannt Ankum, angekommen, und das Bataillon ist in äußerst anziehenden, alten Bauernhäusern untergebracht. Dies ist ein lieblicher Landstrich hier, ähnlich Sussex von seiner besten Seite, und zwei oder drei Wochen lang war das Wetter ausgezeichnet. Ich er-

fahre, daß die Kanadier im Begriff sind, Bremen einzunehmen und die 51. Division Hamburg. Keinem wird es viel ausmachen, nicht nach Bremen zu kommen, da es aussieht, als ob es schwierig werden wird. Der Nachrichtendienst sagt, daß der Bürgermeister gegen weiteren Widerstand wäre und die Stadt übergeben wollte. Aber man habe die SS eingesetzt, die ihn erschöß. Die Amerikaner stehen jetzt 60 Meilen von Berlin weg, es geht gut (vorwärts).

13. April. Wir sind nach Goldenstedt weitergezogen. Als wir ankamen, fanden wir, daß die 5. Seaforths von hier einen Angriff machten, Beginn 5 Uhr nachmittags. Deshalb mußten wir ein paar Stunden außerhalb (des Ortes) warten, und dann sickerten wir allmählich ein, während sie auszogen. Unser Hauptquartier, ein Bauernhaus, besitzt große Würde und Reize, und wir hätten nichts dagegen, hier eine Weile zu bleiben. Es hat auch elektrisches Licht, das von einer Mühle am Ende des Gartens kommt. Heute abend hatten wir drei ungewöhnliche Besucher. Der erste war eine Frau, die sich beklagte, daß die deutsche Armee ihr zwei Pferde gestohlen habe. Dann ein Kommunistenpaar: sie



Luftaufnahme des Ortes Goldenstedt vom 31. März 1945



Marschweg der 51. britischen Division (Highland) durch Süddoldenburg im April 1945

wären seit Jahren ab und zu in Konzentrationslagern gewesen, in den freien Zeiten hätten sie den B. B. C. (englischen Rundfunk) gehört, und man habe ihnen gesagt, sobald die Alliierten kämen, sollten sie auftauchen und ihre Hilfe anbieten, sie könnten uns eine Liste aller echten Nazitypen in der Gegend geben, und erst heute hätten sie ...

Seite 264:

... einen richtigen deutschen Soldaten in Zivilkleidern durchs Dorf gehen sehen. Wir werden sie beide morgen zur nächsten Militärregierungsabteilung schicken. Ein deutsches Mädchen sagte heute zu uns: „Wir wissen ganz gut, daß die Highland-Division die schottische SS ist. Ihr müßt nicht glauben, daß ihr diese Tatsache verheimlichen könnt. Aber wir glauben, ihr seid schlimmer als die SS, die uns wenigstens ins lange Gras legte.“

14. April. Heute übernahmen wir (den Abschnitt des) 2. (Bataillons) der Lincolns, um es der 3. Division zu ermöglichen, sich zusammenzuziehen. Ich aß zu Mittag mit Firbank, dem Kommandeur. Wir meinten übereinstimmend, daß wir sehr müde sind und — wie er es ausdrückte — sehr Reitern beim Hindernisrennen gleichen, die anfangen zu spüren, daß sie steif und älter werden und daß es Zeit ist, jüngeren Leuten Platz zu machen.

Der Hof, den wir übernahmen, war typisch für viele, die wir gesehen haben; ein deftiges Haus, erbaut in den Jahren um 1920. Die Landwirtschaft scheint in Deutschland gedeihlich zu sein; alle Höfe, die wir sahen, waren in gutem Zustand und gut ausgestattet (alles Vieh war schwarzweißes

Friesenvieh; ich habe keine einzige rote Kuh in Deutschland gesehen). Die Häuser sind alle recht gut, und eine große Zahl ist in den 30er Jahren erbaut worden. Ich kann mich an viele Landarbeiterhäuser in England erinnern, die im Vergleich dazu einen traurigen Anblick bieten. Natürlich hat es nie einen Zweifel darüber gegeben, daß Hitlers Leute äußerst tüchtige Verwalter waren und daß er, wenn er nur nicht solch ein Verbrecher gewesen wäre, einer der großen Männer in der Geschichte geworden wäre.

15. April. Heute mußten wir die Landstraße nördlich von Wildeshausen, 20 Meilen von Bremen, (für den Vormarsch) öffnen.



General McMillan, der Kommandeur der 51. Division (rechts)

Es dauerte lange, wir verdanken diese Verzögerung dem Zusammentreffen von Raketenbeschossen und Straßenminen. In der Tat, der Feind lieferte ein wirksames Nachhutgefecht. Wie unglaublich ist es, daß er uns immer noch so energisch bekämpft, gerade im Herzen Deutschlands, obwohl er sehr wohl weiß, daß der Krieg unwiederbringlich verloren ist. Dieser Vormarsch von zwei oder drei Meilen brachte uns den Verlust mehrerer guter Männer.“

Quelle: Martin Lindsay, SO FEW GOT THROUGH (So wenige kamen durch) The personal diary of Lieut.-Col. Martin Lindsay, D. S. O., M. P., who served with the Gordon Highlanders in the 51 st Higland Division, From July 1944 to May 1945; Verlag Collins, 14 St. James's Place, London, 1946.

Für die Übersetzung sorgte Herr Mittelschullehrer Heinrich Gier, Lohne. Ihm sei dafür freundlich gedankt.

August Wöhrmann

Stutenwäken, Revolution un Inbräkers

*„Det Schiksaols ehern Wille bräk sik,
at Waoter sik an Felsen bräket,
an'n fasten Glowen van'n junget Paor.“
(Frei nach Körner)*

An'n 31. Oktober 1918 harren Gerd Müller un sine Brut in Schliktauen (Wilhelms-haven) den Bund fört Läben schlaoten. Dat junge Paor seet drei Daoge läöter bi'n Morgenkoffei. Dor tredde'n bekannten Matrose inne Staoben un vertelde: „Dei groten Linienschippe sünt vör Schliktauen upfeuert un dei Mündungen van dei Kanunnen up dei Stadt utrichtet. Wi hebbt den Krieg gründlik satt un willt nu naoh Hus hen. Wenn us nich ale Wäge ut dei Festunk herut freigäwen werd, funket wi glieks mit dei schworen Kanunnen herin.“

Gott Dank blew et bi dei Drohung, dei Kanunnen hebbt nich in dei Stadt funket. Aober ale Oerdnung hörde plötzlik up. Janhaogel spälde Baos. Ale Gefangenen wudden befreiet.

Dei Matrose Kuhnt van dei Baudivision (spaoßhaft Bauchdivision) wudde Präsident van dat ganze Nordseigebiet. An'n ersten Aabend van sine Beförderunk sä hei: „At ik vanmorgen at einfache Kuli ut mien Bedde steeg, heb ik nich aohnt, dat ik vanaabend Präsident van dat ganze Nordseigebiet wäsen schüll. Ik bruke nu blot noch mit dei Wimpern tau klimpern, un Divisionen stoht achter mi.“

Jeden Dag trükken Rebellen mit rode Faohnen dör dei Stadt und söchten ehre Parolen an den Mann tau bringen. Jeden Offizeier, dei ehr innemöte köm, wudden dei Achselstücke afräten un dei Dägen tweibraaken.

Einmaol har dei eine, einmaol dei annere revolteirnde Richtunk dei Oewerhand. In son „Choaos“ künn kine taurechtfinnen. Jede vernünftige Mensk frög sik: „Wo mag dat noch ennen?“ Enkele Banken wudden uträubert un bolt ale Koopläöden an dei Marktstraoten plünnert. Väle Kooplüe stünnen middaogs mit Traonen inne Ogen vör dei uträuberten Läöden.

An einen Sönddagnaohmiddag wassen ale Schippssyrenen upräten wudden un vör Millionen van Mark Luchtraketen inne Luchschlaoten. Villicht was et dat greulikste Konzert, wat dei Menschheit jemaols boen wudden is. Väle Lüe glöweden, feindlikke

Fleigers schmeeten Bomben af. Sei flüchtenden dorüm in dei Kellers.

So at dat Waoter in dei Nordsei bi Ebbe un Flaut up un daol geiht un bi Aohneweer ganz bedrohlik wed, so füllt un steeg uk dei Stimmunk in Schliktauen. Väle Lüe hüllen dei Unsicherheit nich mehr ut un trükken mit Kind un Kägel weg.

Anners dat junge Ehepaor Müller. Sei, dei normaolerwiese in ehre Stutenwäken läwen müssen, harren in Wirklichkeit dei Hölle up Erden. Aober sei dachden nich an wegtrecken. Sei wassen uk nich unglücklich. Bi ale Nöte un Gefohren blewen ehre Harten in'n Gliektakt, wat sei öwer ale Maoten glücklich mök. Sei harren ehr Glowen un Haopen up den Heergott utrichtet un wäsen, dat dei eherne Wille van't Schiksaol sik an ehren fasten Glowen bräken müß.

At Frau Müller einetdaoges Wäsche uphünk, seeg sei, dat achter ehren Gorn en Kerl vannen Kriminaolbeamten baowen up'n flakket Dak verhaftet wudde. Erst mende sei, dat dor'n Kinoupaahme maaket werden schull. At dei Kerl aober luthals brüllde un van ale Siden Kriminaolbeamte mit Revolvers inne Hand heranflitzeden, maakde sei, dat dei Verhaftunk bittern Ernst was.

Frau Müller kreg dei Angst un sprünk gaue dör dei aopene Husdör tau ehren Kerl. Dei stünd vör't Kökenfenster. At sei üm den Vörfall noch berichtede, söhen beide, dat'n annern bomstarken Kerl van dat glieke Dak, ut acht Meter Höchte, in ehr weiket Gornland sprünk un dat sin Loopen naoh dat aopene Schlaopkaomerfenster kägen dei Köken günk.

Gaue schlog Müller dat Kökenfenster tau un stünd zwei Sekunden läöter vör dat Schlaopkaomerfenster. Nu was dei Kerl uk al dor un wüll jüst dort Fenster springen. At üm dat Fenster aober vör dei Näsen tau-schlaon wudde, stutzede hei un stolperde. Gaue sprünk hei wer up un verschwünd in Naobers Gorn. Dat wikkelde sik in Sekunden af.

Dankbaor füllt Frau Müller ehren Kerl üm den Hals, drückede üm un sä: „Gerd wat bün ik glücklich, dat Du dei Geistesgägenwort harst, dei Fenster so gaue tau schluten. Wenn dei Kerl in use Hus kaomen was, har hei sik sicher mit'n Rewolwer inne Hand verteidiget. Wel weit, wat wi beläwet harren?“



Dör dei Gangstergeschichte was Frau Müller wat ängstlik wudden. Sei glurde nu zaobens öfters dört Fenster in den Goren herin.

Einert Aobens gägen 12 Uhr flüsterde sei sachte: „Gerd kumm eis gaue un kiek. Süst Du, dat en swatte Gestalt mit en Blendlantüchten use Wäschehus aflüchtet? Ik hebbe hüt dei Wäske insettet, wenn dei us staohlen wed, krieg wi kiene wehr. Man kann nu naoh'n Krieg nagens Wäske kopen.“

Müller glurde dört Fenster. Jao, dor schleek wükklik en Kerl mit'n Blendlantüchten an't Wäschehus heran, un Müller sien Plaon stünd faste. Hei flüsterde: „Wenn dei Kerl uppe Dörn losgeiht, griep ik üm an.“

Frau Müller anterde: „Nee, dat deihst Du nich! Du bliwst hier bi mi.“

Dei Gestalt schleek nu up dei Dörn los. Müller was nich mehr tau hollen. Hei grep'n eiken Handstok un wull up den Kerl los. Sine Frau tredde üm in'n Weg un stam-

melde: „Min leiwe Gerd, ik bidde Di, bliew hier! Ik laote Di nich herut.“

In Müller wassen dei Kriegsgeister upwaaket. Hei flüsterde trügge: „Ik hebbe so faoken vör'n Feind staohn un schall nu vörn Lump kapituleiern? Neh, dat gif't nich!“

Hei schöf dei Frau sachte bisiet. Dei hüllt sik nu an sienen Rocksclippen faste un wudde so mit naoh buten trukken.

Müller gnorde buten: „Hülpe! Hülpe! Inbräkers! Räubers!“ Un schlog up den Kerl los.

Dei fünk den Schlag gaue up un sä ganz fröndlik: „Guten Abend, Herr Müller. Nur keine Aufregung! Ich suche hier Regenwürmer un will morgen Aale pierlen.“

Dei fröndlikke Anrede deh Wunner. Mit 'n Zauberschlag was ale Uprägung vörbi.

Nu bilütken kunnen dei moien Stutenwäken, up wäk dei jungen Lüe solange wachtet harren, ehren Anfank nähmen.

Fritz Bitter

Mit'n Bummelzug dör de Maienwelt

von Franz Morthorst

*De lüttke Zug fang an to tuffken
Un schuff sick sinnig in sien' Baohn.
So manchen Platz mott he bielanges,
He hett't jo all so faoken daon.*

*Vandaog' sett ick mi dicht an't Fenster,
Dor maok ick mi so'n Timpen praot.
Nicks will ick, as nao buten kieken;
Alls annre was mi rein to schaad.*

*Knapp inne Faohrt, noch lüsken Hüsen —
Hör eis, wo hell sing dor dat Kind!
De Appelböm' un de Szereinen,
Wat blaiht un straohlt se achter't Glind!*

*Dor kaomt uck all de eerßen Höwe.
Süß du de eersten Eeken dor?
Se laot't woll lange up sick luren,
Nu hebbt se't neie Kleed doch klaor.*

*Wo schön sünd doch de grönen Weiden,
Mit Botterblomen dicht bestellt!
Jao, Kiewit, ick verstaoh dien Jubeln,
Hier bis du richtig in dien' Welt.*

*Du gröne Wisk mit all dien Steernkes,
Aohn' di — wat was de Maientied?
Wat wett dor doch nich all besungen!
Un du, worüm kriggs du kien Lied?*

*Goon Dag, mien leewen Barkenhöme!
An jo hebb ick all lange dacht.
Van'n Straotenrand weert ji verdräwen,
Hier staoh't ji noch in vulle Pracht.*

*Nu denk maol 'n Oomblick trügg bit Ostern —
Wat stünd de Slehbusk roh un wild!
Un nu? Mit siene witten Sleiers,
Wo wunnerbor is doch dat Bild!*

*Mien Gott, wat is de Roggen schaoten!
Wo kann't doch, so mit eenen Slag?
De Öhr, de drängt nu an ehr Hülsen —
Een'n Ruck noch, un se sünd an'n Dag.*

*De Fuhrn laot't sick so licht nich rögen,
Nu kaomt se aower uck in Tritt.
Up jeden Twick staoh't helle Lechter,
So fiert de Fuhrn den Maidag mit.*

*Een Deel, dat hebb ick noch up'n Kieker.
Szüh dor, nu finn ick't up eenmaol:
An'n Waldrand blaiht de eerste Braohmstruk;
Wat maokt he'n Staot in'n Sünnenstraohl!*

*Wat frei'k mi, dat toleßd dat Ooge
So'n Extrastückken noch entdeckt,
Wo ünner fierlike Böken
De stille Bäk' ehr Sleifen treckt.*

*De lüttke Zug fang an to bremsen,
So langsom bliewt de Waogens staohn.
Nicks hebb ick snackt, nicks hebb ick läsen,
Un doch — wat is de Tied vergaohn!*

Als das Saterland noch eine Insel war

Es war natürlich keine Insel wie etwa Helgoland oder Wangerooge . . . , aber als ich vor fast 100 Jahren dort geboren wurde, waren wir von der Außenwelt völlig abgeschlossen; im Winter oft durch Wasser, ansonsten durch das Hochmoor. Straßen gab es zur damaligen Zeit nicht, eigentlich kaum ausgebaute Wege.

Manchmal, wenn Festtag war, sagte uns die Mutter, wir müßten einen Schlag mehr in den Mittagstopf tun. Es könnte nämlich wohl jemand über das große Moor kommen. Ab und zu kam auch Besuch aus Lohe bei Barbel. Natürlich sagte uns die Mutter dieses nicht auf hochdeutsch, auch nicht auf plattdeutsch, sondern auf saterländisch. Dies wurde außer in den saterländischen Gemeinden Scharrel, Ramsloh und Strücklingen in keinem anderen Dorfe verstanden. Wenn wir unsere saterländische Muttersprache so lange bewahrten, lag das wohl an dieser Abgeschlossenheit.

Nachher kamen allmählich die Kanäle. Ich erinnere mich gut, wie der Kanal von Strücklingen über Elisabethfehn nach Barbel gebaut wurde. Kanalaufseher Siemer baute ihn

für einige Millionen Goldmark. Die Kanäle sollten Transportwege sein für den Torf. Mit dem ausgeworfenen Boden wurden kilometerlange, schnurgerade Wege gemacht, bald auch einige Straßen ausgebaut. An diesen Kanalstraßen entstanden dann Häuser und ganze Siedlungen, Fehnkolonien (Moor heißt auch Fehn) genannt. Um das Saterland herum entwickelten sich so Elisabethfehn, Idafehn u. a.

Es gibt ursprünglich nur drei saterländische Gemeinden: Scharrel, Ramsloh und Strücklingen. Wir wohnten in Utende bei Strücklingen. Vater war dort Bezirksvorsteher. Unser Haus, ein Bauernhof, lag auf einer Bodenerhebung, die im Volksmund „Peitersböld“ hieß. Uns selbst nannte man deswegen „Peiters“. Einmal kamen gelehrte Herren zu uns aus der Stadt. Sie interessierten sich für unsere Sprache und wußten auch um den Peitersböld Bescheid. Hier sei wohl, so meinten sie, der erhöhte Platz gewesen, wo in vorchristlicher Zeit eine Art Erntefest gefeiert wurde. Die letzte Garbe der Ernte wurde vom Esch geholt, auf dieser Erhöhung den Göttern geopfert und dann ein wildes Volksfest begangen.



Fehnkanal mit Torikähnen im Saterland

Aufn. Walter Deeken

Arbeit und Schule

Wenn wir von unserer Diele nach draußen schauten, dann lag vor uns eine fast endlose Ebene von Weiden und Wiesen. Dort, wo diese den Horizont berührten, erkannte man einen Wald. Er hieß im Volksmund Klosterbusch. Dort waren früher Mönche, Johanniter, gewesen und hatten kultiviert.

Auf diesen Weiden und Wiesen mußten wir im Sommer Morgen für Morgen Kühe hüten, und zwar von 6.00 Uhr bis 8.30 Uhr. Das war eine feine Zeit, wenn ich mit anderen Kindern dort spielen konnte. Gräben und Stacheldraht gab es nicht.

Von 9 bis 12 Uhr hatten wir aber Schule; im Winter auch nachmittags. Da wir jedoch beim Kühehüten keine Uhr besaßen, so hingte Mutter, wenn es Zeit zur Schule war, jeden Morgen ein weißes Laken an die Rückseite unseres Hauses. Das war ein Zeichen für die Kinder, sofort mit den Kühen nach Hause zu kommen, um frühzeitig in die Schule zu gelangen. Wer zu spät kam, mußte zur Strafe einen Platz tiefer; der Beste saß immer oben. Jedes Kind hatte in der einen Hand die Schultasche, in der anderen Hand einen Torf. Beim Eintritt in das Schulgebäude schmiß es diesen Torf in den Eingang; damit ersparte sich die Gemeinde die Kosten für die Heizung.

Unsere Lehrer waren Herr Dirks und Herr Göttke. Sie lebten eigentlich immer im Dorf. Ich glaube, Lehrer wurden früher gar nicht versetzt. Der alte Göttke war auch Imker. Es gab davon im Dorf eine ganze Reihe. Manche hatten wohl 80 Bienenkörbe. Wenn der Rübsamen im Frühjahr blühte, zogen die Imker damit in die Gegend von Emden, im Herbst in die Heide nach Bollingen, einer weiteren Bauerschaft bei Strücklingen. Lehrer Göttke war außerdem auch Küster. So schleuderte er den Honig, das Wachs kochte er aus und preßte Kerzen für die Kirche daraus.

Die Lehrer waren gut. Obwohl sie manche anderen Dinge zu tun hatten, lernten wir Kinder gut. Als ich später in ein Pensionat nach dem Rheinland kam, erhielt ich wegen meiner Schulkenntnisse ein besonderes Lob. Mein Onkel hatte schon vor 120 Jahren in Heidelberg Jura studiert und wurde Amtsgerichtsrat in Friesoythe. Die Vorkenntnisse für dieses Studium hatte er sich im Saterland angeeignet.

Die kleinen Bauerschaften um Utende und Strücklingen herum hatten weder eine Schule noch eine Kirche. Alle Kinder aus der Bibelte, Wittensand, aus Bollingen mußten

nach Strücklingen zur Schule und zur Kirche. Die Kinder aus der Bibelte wurden im Winter früher aus dem Unterricht entlassen. Sie hatten den längsten Weg und sollten vor Dunkelheit zu Hause sein.

Nur in Bokelesch, am Klosterbusch der alten Johanniter, gab es eine uralte kleine Kapelle. Sie hatte aber damals keinen Priester. Viermal im Jahre mußte der Pastor von Strücklingen dort die hl. Messe lesen. An allen anderen Sonntagen des Jahres gingen die Leute vom Klosterbusch nach Strücklingen zur Kirche und mußten jedesmal bei Wind und Wetter viele Kilometer zum Gottesdienst zurücklegen.

Arbeit und Kirche

Auf dem jetzigen alten Friedhof in Strücklingen hat früher eine Kirche gestanden. Ich erinnere mich ihrer. Irgendwie soll sie geschichtlich mit Altenoythe, und dieses wiederum mit Visbek und Corvey an der Weser zusammenhängen. So genau weiß ich es nicht mehr. Einmal wurde in diese Kirche eingebrochen. Die heiligen Gefäße fand man später auf dem Acker eines Onkels von mir vergraben.

Nach dieser altersschwachen Kirche wurde eine Notkirche errichtet, danach die jetzige. Alle Plätze in der Kirche wurden vermietet. Während der Messe reichten die Frauen eine silberne Dose herum, die mit Parfüm gefüllt war. Jede roch für einen Moment genießerisch daran und reichte sie weiter. Gegen die winterliche Kälte in der Kirche half den alten Frauen das „Störfke“. Diesen kleinen Heizofen mit glühenden Kohlen brachte man von Hause an der Hand mit und stellte während des Gottesdienstes die Füße darauf.

Natürlich gab es noch kein elektrisches Licht, ja, nicht einmal eine Lampe mit Zylinder und Kuppel. Man kannte nur offenes Petroleumlicht. Selbst beim Dreschen während des Winters brannte auf der Diele der offene Docht. Gewiß hing man dieses Licht vorsichtig an einen Draht. Gelegentlich hat es dennoch im Dorf gebrannt. Ich erinnere mich vor allem an den Brand von „Türkens-Haus“.

Nun, bei diesem primitiven Licht war das Lesen im Gebetbuch in der Kirche mühsam. Wir haben aber sehr viele und sehr lange Gebete in der Schule und zu Hause auswendig gelernt, die noch heute meinen Alltag begleiten. Ich selbst habe stets lieber gearbeitet als gebetet.

Unser Alltag vollzog sich eigentlich ganz innerhalb eines religiösen Rahmens. Das war gut so und gab ihm einen Sinn. Bevor

unsere Mutter beispielsweise ein neues Brot anschnitt, machte sie drei Kreuze darauf. Es gab nichts Bedeutendes, das nicht unter den Schutz Gottes gestellt wurde. Wir Kinder hatten dafür natürlich oft nicht das rechte Gefühl. Manchmal mußten wir grinsen oder auch laut lachen. Meinem Vater erging es kaum anders. Er war zwar religiös und aufgeschlossen, aber meistens ein wenig ironisch lustig.

Als bei unseren Nachbarn einmal die Sau auf das Ferkeln warten ließ, da band die Bäuerin der Sau eine geweihte Medaille um den Hals. Das sah gut aus. Dann kniete unsere Nachbarin nieder und fing an, die Allerheiligen-Litanei herunter zu rasseln. Das Schwein grunzte. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht mehr. Nur eins weiß ich noch, daß mein Vater nach Hause kam und sich vor Lachen krümmte. Manches mochte übertrieben sein, aber der religiöse Rahmen jeder Arbeit gab unserem Alltag erst den Charakter und den tieferen Sinn.

Unsere Mutter ging am liebsten allein zur Kirche. Während der 15 Minuten des Weges bereitete sie sich innerlich auf das hl. Meßopfer vor. Zur Beichte ging groß und klein im Monat einmal. Manche allerdings nur Ostern und Weihnachten. Die handelten ganz genau, wie es die Kirche vorschreibt. „Wenigstens einmal im Jahre und zwar zur österlichen Zeit“. Als Buße wurde meistens der Kreuzweg und eine Litanei aufgegeben. Ich kannte sie auswendig. Der Empfang der hl. Kommunion war allerdings etwas Besonderes. Wir Kinder hatten abends vorher die Füße zu waschen und sollten damit die innere Reinheit für den Empfang des Herrn symbolisieren. Nach dem Empfang der hl. Kommunion kam Vater uns mit ausgestreckter Hand entgegen, um uns zu gratulieren. Auch das Freitagsgebot galt allen als heilig.

Das Wunder im Gasthof

Man soll jedoch nicht etwa glauben, wir hätten Gesichter gemacht, als ob wir jeden Tag einen Liter Weihwasser getrunken hätten. Im Gegenteil, wir erlebten viel, viel Freude. Im Grunde tun mir die Kinder der heutigen Zeit ein wenig leid, wenn ich sie auf den Straßen zwischen Autos flitzen und zwischen Fernseh- und Schalexperimenten hin- und hergerissen sehe.

Wir waren damals vielleicht primitiver, wuchsen aber natürlicher heran. Wenn der Kuckuck zum ersten Mal rief, war es das Zeichen, Strümpfe und Holzschuhe auszuziehen und barfuß zu laufen. Dann ging es

Jan ün dei Pastor

Jan kummt ut'n Kraug. Man kann't gaut seihn, dat hei nich mehr stäwig up'e Bein'n steiht.

Do kummt üm dei Pastor intaumäute, un Jan heff Spräkwaoter. „Pastor“, segg hei, „kann ick noch woll selig weern?“

„Jao, mennt dei Pastor dröge, „wenn du noch'n veier oder fief Lütke taukriggst, dann bist du selig.“

Jan ün dei Dokter

Jan geiht nao'n Dokter.

„Na, Jan, wat fählt di denn?“

„Och, nicks“, lacht Jan, „ick wull blot wäten, wat ick dau'n mott, dat ick oolt weer.“

„Dat du oolt west, Jan?“ fraogt dei Dokter und kick Ja an.

„Jüst, jüst“, stäöttert Jan.

„Segg eis, Jan, drinkst du faoken Sluck?“

„Ne, ne, Dokter, da dauh ick nich!“

„So! Magst du denn woll fett Äten?“

„Ne, ne, Dokter, ick ät man recht schrooh.“

„So, Jan, un wo hest du dat mit dei Fraulü, mit dei Leiw?“

„Gor nicks, Dokter! Dor heff ick nicks mit tau dauhn!“

„So, Jan“, lacht dei Dokter, worüm wullt du denn oolt weer'n?“

Jan ün dei Wünnerrjünge

In'n Kraug sitt't dei Olen und sei hebbt wär dat junge Volk bi'n Kopp.

„Dei hebbt bloot noch Deerns in'n Koppe.“

„Van'e Arbeit hooft sei uck nich väl mehr.“

„Sluck drinken, dancen un roken daut sei am leiwsten.“

So geiht dat Snacken hen un her . . .

Jan, dei dor uck an' Disk sitt, mennt:

„Ne, dei Jung'n van mien Dochter deiht sowat nich! Hei heff kien Deerns in'n Kopp, drinkt kien Sluck un rokt uck nich. Am leiwsten drinkt hei Melk.“

„Nanu, dann is dat jo woll'n reinen Wünnerrjung'n! Wo olt is hei denn?“ fraogt dei annern.

„Säben Wäken“, lacht Jan.

Hermann Thole



Die Perle

„Katrin“, sagt der Herr des Hauses zu seinem Dienstmädchen, „gaoh maol hen un bring miene Frau, dei in ehr Klüpfen is, den Schirm nao. Dat rag'nt war so dull.“

„Jawoll“, sagt Katrin und stapft in den Regen hinaus.

Am Ziel angekommen, sagt Katrin, völlig durchnäßt und am ganzen Leibe zitternd: „Gauden Aowend uck, brr! Ich wull, brr! Ick wull jau aben affhaaln. Brr! Watt bin'k natt woorn.“

„Meine liebe Katrin“, erwidert erstaunt die Frau des Hauses, „du hast doch'n Schirm unter'm Arm!“

„Gott, Frau“, meint Katrin, „dei Schirm wör doch for jau!“

Katrin, wat dei Maogd is, wiest den Harn, wat'n Direktor is, taurecht.

Et duert nich lange, do mott Katrin ein Buddel Wien un twei Glaoser hereinbringen.

Do hort sei, dat dei Besauk tau ehrn Dokter segg: „Also, mein lieber Doktor, Sie sind immer noch Optimist in unserer Zeit?“ Un dat disse truggepww: „Gewiß, lieber Freund, bin noch nie Pessimist gewesen, auf solchem Mist wächst nichts.“

As Katrin war buten is, schüddelt sei den Kopp: „Dat willt gebuldete Herrens wäsen un snackt van Mist? Dor kunn'n sei doch uck woll Dungen tau seggen.“

Hermann Thole

Abgeblitzt

Onkel Theo aus Vechta war einmal in Geschäften über Land.

So zur Mittagszeit kehrte er bei Bekannten ein. Sein Magen hing schon stark nach einer Seite, und er hoffte, daß diesem Übelstande abgeholfen werde.

Nach längerem Warten fragte er den kleinen Bernd, der ihm Gesellschaft leistete: „Berndken, segg eis, tau wekke Tied ät't gi Middag?“

„So üm twölwe“, sagt Berndken, „aower wenn d'r so'n Onkel is at du, dann tauwt wi solange, bet hei wär wäge is.“

Onkel Theo hatte nach dieser Auskunft absolut keine Zeit mehr . . .

Hermann Thole

um den Hof und über die Wiesen. Sobald die überschwemmten Wiesen mit Eis bedeckt waren, band uns Vater die Schlittschuhe unter die Füße. Mich als jüngstes Kind trug er auf dem Arm aufs Eis.

Schlittschuhlaufen konnte jeder, noch ehe er zur Schule kam. Es war Verkehrsmittel für die Alten, um Verwandte zu besuchen. Mein Opa lief noch mit 80, ich selber noch mit 60 bis 70 Jahren. Damals war es die schnellste Art, sich fortzubewegen. Wer hätte schon ans Auto oder gar ans Flugzeug gedacht? Meine Mutter sagte: Alles lernen die Menschen, aber das Fliegen nie!

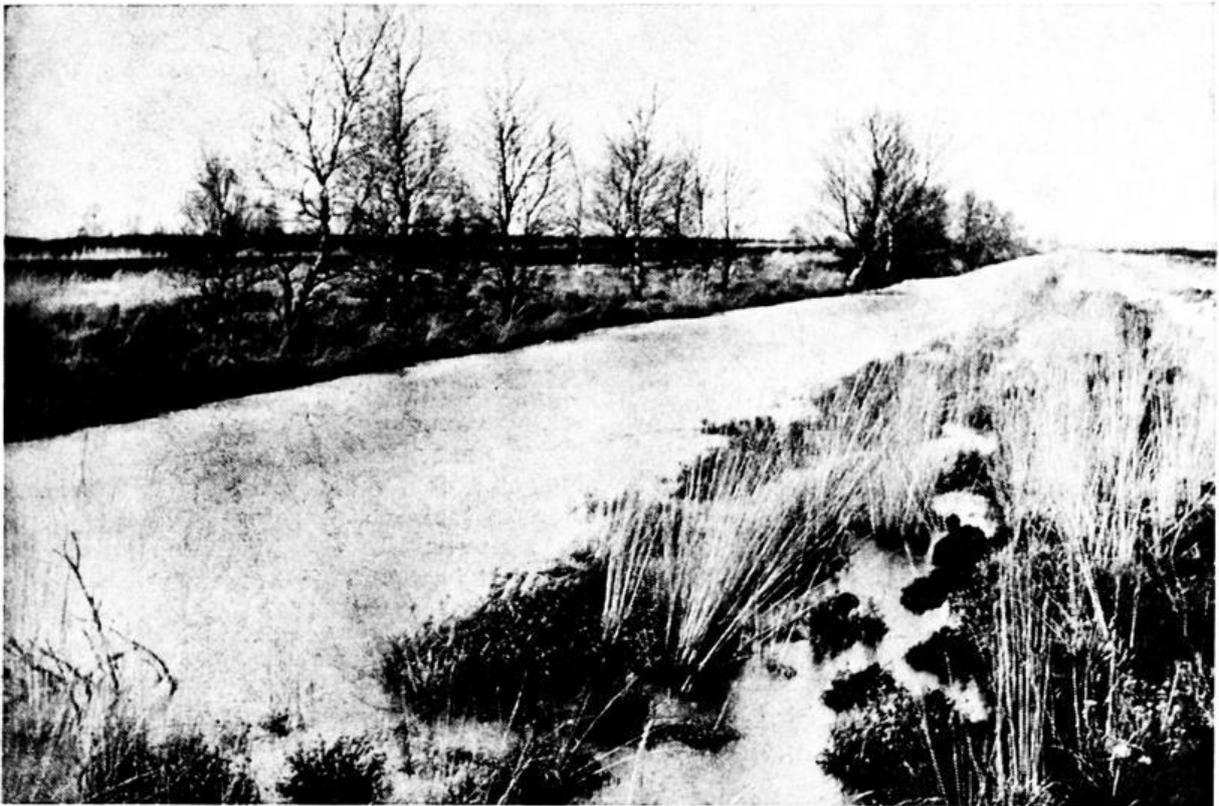
Einmal staunten die Leute im Dorfe. Es tauchte ein Mann auf, natürlich ein Fremder, der saß zwischen zwei hintereinander verbundenen Rädern, stapfte mit den Füßen, fuhr und kippte nicht um. Diesen Apparat nannte er „Velocipet“, später hieß das Ding Fahrrad; meistens war es kaputt. Aber die Leute wunderten sich über den Fiffikus, der es immer wieder ausprobierte.

Nachdem die Bahn zwischen Emden und Münster gebaut war, wurde eine Wallfahrt nach Telgte die erste Bahnfahrt und Weltfahrt meines Lebens. Es war vor ungefähr 80 Jahren. Eine Freundin aus Barbel in den besten Mädchenjahren — die spätere Oma Wreesmann — fuhr mit, von Irlhove zur Domstadt. Als sogenannte „Vornehme vom Lande“ leisteten wir uns das beste Hotel. Als wir im Bett lagen, bedrängte uns das Problem, wie man wohl so eine moderne Lampe — Birne nannte man sie — auslöschten könne. Sie hing an der Decke. Man konnte sie weder auspusten noch den Docht wegdrehen. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als den Kellner zu rufen. Dieser trat lächelnd herein: „Meine Damen?“, drehte einfach bei der Tür an einem Knipser und dunkel war es. Uns wollte es nicht in den Kopf, wieso er bei der Tür drehen und an der Decke das Licht auslöschten konnte. Wir staunten nicht schlecht, wie stolz dieser Herr ob des Wunders das Zimmer verließ, und hatten etwas von der Zukunft erlebt. Zu Hause gab es dann viel zu erzählen, natürlich auch bei den Nachbarn.

Von Spinnstuben und Buchweizenpfannkuchen

Mit den Nachbarn liefen wir viel, wie man sagt, durcheinander. Das ergab sich aus der gegenseitigen Hilfeleistung und aus ganz selbstloser Freundschaft. Niemals jedoch gingen wir zu den Nachbarn oder zu einem längeren Besuch, ohne Arbeit mitzunehmen.





Winterlandschaft in den saterländischen Mooren

Aufn. Walter Deeken

Das Nichtstun konnte sich kein anständiger Mensch erlauben. Es wäre zu beschämend gewesen.

Wir strickten also an den langen Winterabenden — auch die Männer — oder wir beschäftigten uns mit Flachsribben. Daraus wurde Leinen und Garn gemacht. Oft arbeiteten wir zu fünf, sechs Mädchen, waren lustig, sangen und „flachsten“ dabei. Flachs und Spinnrad bedeuteten damals viel. Für längere Besuche, vielleicht ins Nachbardorf, nahmen wir zugeschnittene Hemden mit und nähten sie zusammen.

Jeder baute neben Flachs — um es nicht zu vergessen — auch den berühmten „Weizen“ an. Buchweizenpfannkuchen war unser tägliches Brot. An Festtagen gab es wohlschmeckende Puffer, den sogenannten „Baukweitenjannhinnerk“. Der sonst so unfruchtbare Boden des Moores war ein Mutterbeet für Buchweizen. Allerdings brannten wir das Moor, und die Asche wurde zum Dünger. Im Frühjahr zogen vom Saterland oft große Rauchwolken in den südlichen Teil des oldenburgischen Münsterlandes. Wenn der Buchweizen gesät wurde, mußten die Pferde aufs Moor zum Eineggen. Damit sie nicht versackten, band der Knecht ihnen breite Trippen unter die Füße. Solches war sonst im Münsterland

weniger üblich. Dort hatte man für diese landschaftlich bedingte Art von Ackerbau kaum Verständnis. Doch erinnere ich mich, daß man im ganzen Münsterland gern Buchweizenpfannkuchen aß.

Später begann allmählich die Abtorfung des Moores. Oben war der graue Torf, der „Splint“, unten der schwarze. Das bedeutete harte und schmutzige Arbeit. Ich kenne manchen, der nach Amerika zog, um unter günstigeren Bedingungen sein Leben aufzubauen.

Sobald jemand erkrankte, kam der Arzt ins Dorf, und zwar aus Detern in Ostfriesland. Während meiner Jugendzeit war es Dr. Bitter, der außerordentlich viel Gutes tat und deswegen hohes Ansehen bei der ganzen Bevölkerung genoß. Wenn er mit Pferd und Kutsche ins Dorf kam, fuhr er selten an uns vorbei, ohne einzukehren, vor allem bei nassem und kaltem Wetter. Von Detern mußte er zwei bis drei Stunden fahren. Also wärmte er sich gern am offenen Kamin auf, wo das Feuer knisterte, trank Kaffee und plauderte mit uns. Manchmal traf er bei uns mit dem Pfarrer von Strücklingen, Pastor Heuer, zusammen. Dieser machte den umgekehrten Weg von Dr. Bitter, allerdings nicht ganz so weit. Einmal in der Woche ging

Freu' dich!

von Helga Clever

*Freu' dich über jeden Tag,
den der Herrgott dir beschert;
über jeden Finkenschlag —
er ist schon der Freude wert!*

*Freu' dich über jedes Liedchen,
das ein froher Chor dir singt;
ireue dich, wenn hell und fröhlich
es aus jungen Kehlen dringt.*

*Freu' dich über jedes Lachen,
wenn es jauchzend zu dir dringt;
und versuche, mitzumachen,
daß es aus dem Herzen klingt!*

*Freu' dich so an kleinen Dingen,
die das Leben dir beschert!
Kann auch alles nicht gelingen,
ist es doch der Mühe wert.*

er von Strücklingen zu Fuß nach Klosterbusch, um dort die Schule zu inspizieren. Allerlei Geschichten und Anekdoten, manche Erzählungen, auch vom Spökenkieken, vom zweiten Gesicht, sind mir davon in Erinnerung geblieben.

Jeweils beim Glockenschlag

Damals schon hörte ich zum ersten Mal das Wort „Industrialisierung“. Was es bedeutete, wußte ich freilich nicht. Mein Vater und unsere treuen Besucher unterhielten sich über Maschinen, die arbeiteten ohne menschliche Kraft, und über Wagen, die weiterfahren ohne Pferde. Das Fliegen würde auch bald kommen. Vom Hörensagen war das Telefon wohl bekannt, aber vorstellen konnte es sich niemand. Mein Vater als Praktiker erklärte es dem Arzt und dem Theologen auf ironisierende Weise: „Das ist nichts anderes als die künstliche Anwendung der Natur. Stellen Sie sich vor, ich hätte ein Schwein, das so lang wäre wie von hier nach Friesoythe! Wenn ich es nun hier in den Schwanz kneifen würde, dann würde es in Friesoythe quieken. So ähnlich ist das wohl auch mit dem Telefonieren. Das nennt man Technik!“

Inzwischen wurde das Fahrrad um die Jahrhundertwende immer bekannter. Ich hatte in der ganzen Umgebung das erste — neben der evangelischen Pastorenfrau in

Elisabethfehn. Meistens ging nach wie vor alles auf Schusters Rappen. Es wurden zu Fuß große Strecken zurückgelegt: nach Ramsloh, nach Scharrel, selbst nach der etwa 25 km entfernten Amtsstadt Friesoythe. Weil auch damals das Steuerzahlen schon modern war, wurden die dicken Steuerbücher gelegentlich auf Schubkarren nach Friesoythe gerollt.

Dort mußten sich die jungen Burschen ebenfalls für das Militär mustern lassen. Der Fußmarsch hin und zurück bedeutete eine Art vormilitärischer Leistung, würde man heute sagen. Wir Mädchen holten dann die Jungens mit fröhlichem Gesang von Ramsloh aus ab. Kam einer nach sechs Wochen Dienstzeit als Gefreiter von Oldenburg zurück, raunten sich die Mädchen gegenseitig zu: „Hei hev Knööpe krägen!“ Das bedeutete schon etwas. Mein Bruder Heinrich wurde schnell — ich habe das Wort bis heute nicht vergessen — Zahlmeisterspirant. Der Name allein flößte dem ganzen Dorf Respekt ein. Was dies war, wußte eigentlich niemand. Von dem Tage an war mein Bruder der Stolz der ganzen Familie.

Viele Jahrzehnte sind seit diesen Zeiten vergangen. Viel Wasser ist in diesen fast 100 Jahren die Saterems und die Soeste hinabgeflossen. Menschen sind gekommen und gegangen. Alles Leben ist Begegnung und Abschied ...

Alte Leute sprechen gern von früher als von der „guten alten Zeit“. Als ich einem meiner Söhne neulich vom alten Saterland erzählte und er mich dann fragte, ob es früher tatsächlich besser gewesen sei, habe ich den Kopf geschüttelt. Auch früher gab es Sorgen, Krankheiten, Not, Krieg und Verbrechen. So erinnere ich mich, daß in unserer Nachbarschaft in „Fauelke Busch“, ein Mädchen ermordet wurde. Der Mörder — er war nach der Tat noch bei uns und später geständig — wurde hingerichtet.

Eines darf ich wohl sagen; denn ich bin — Gott Dank — geistig rüstig genug, um mit der heutigen Welt im Land und Dorf einigermaßen Schritt zu halten. Verglichen mit heute war unser Leben früher einfacher, primitiver, vielleicht auch ärmer. Trotzdem waren wir reicher. Nicht der ist nämlich unbedingt am reichsten, der am meisten besitzt, sondern jener, der vieler Dinge gar nicht bedarf. Wir waren damals bedürfnisloser und innerlich zufriedener. Unser Leben gestaltete sich übersichtlicher, geordneter, natürlicher als heute. Tag und Jahr verliefen in regel-



unsere Mutter beispielsweise ein neues Brot anschnitt, machte sie drei Kreuze darauf. Es gab nichts Bedeutendes, das nicht unter den Schutz Gottes gestellt wurde. Wir Kinder hatten dafür natürlich oft nicht das rechte Gefühl. Manchmal mußten wir grinsen oder auch laut lachen. Meinem Vater erging es kaum anders. Er war zwar religiös und aufgeschlossen, aber meistens ein wenig ironisch lustig.

Als bei unseren Nachbarn einmal die Sau auf das Ferkeln warten ließ, da band die Bäuerin der Sau eine geweihte Medaille um den Hals. Das sah gut aus. Dann kniete unsere Nachbarin nieder und fing an, die Allerheiligen-Litanei herunter zu rasseln. Das Schwein grunzte. Ob es geholfen hat, weiß ich nicht mehr. Nur eins weiß ich noch, daß mein Vater nach Hause kam und sich vor Lachen krümmte. Manches mochte übertrieben sein, aber der religiöse Rahmen jeder Arbeit gab unserem Alltag erst den Charakter und den tieferen Sinn.

Unsere Mutter ging am liebsten allein zur Kirche. Während der 15 Minuten des Weges bereitete sie sich innerlich auf das hl. Meßopfer vor. Zur Beichte ging groß und klein im Monat einmal. Manche allerdings nur Ostern und Weihnachten. Die handelten ganz genau, wie es die Kirche vorschreibt. „Wenigstens einmal im Jahre und zwar zur österlichen Zeit“. Als Buße wurde meistens der Kreuzweg und eine Litanei aufgegeben. Ich kannte sie auswendig. Der Empfang der hl. Kommunion war allerdings etwas Besonderes. Wir Kinder hatten abends vorher die Füße zu waschen und sollten damit die innere Reinheit für den Empfang des Herrn symbolisieren. Nach dem Empfang der hl. Kommunion kam Vater uns mit ausgestreckter Hand entgegen, um uns zu gratulieren. Auch das Freitagsgebot galt allen als heilig.

Das Wunder im Gasthof

Man soll jedoch nicht etwa glauben, wir hätten Gesichter gemacht, als ob wir jeden Tag einen Liter Weihwasser getrunken hätten. Im Gegenteil, wir erlebten viel, viel Freude. Im Grunde tun mir die Kinder der heutigen Zeit ein wenig leid, wenn ich sie auf den Straßen zwischen Autos flitzen und zwischen Fernseh- und Schalexperimenten hin- und hergerissen sehe.

Wir waren damals vielleicht primitiver, wuchsen aber natürlicher heran. Wenn der Kuckuck zum ersten Mal rief, war es das Zeichen, Strümpfe und Holzschuhe auszuziehen und barfuß zu laufen. Dann ging es

Jan ün dei Pastor

Jan kummt ut'n Kraug. Man kann't gaut seihn, dat hei nich mehr stäwig up'e Bein'n steiht.

Do kummt üm dei Pastor intaumäute, un Jan heff Spräkwaoter. „Pastor“, segg hei, „kann ick noch woll selig weern?“

„Jao, mennt dei Pastor dröge, „wenn du noch'n veier oder fief Lütke taukriggst, dann bist du selig.“

Jan ün dei Dokter

Jan geiht nao'n Dokter.

„Na, Jan, wat fählt di denn?“

„Och, nicks“, lacht Jan, „ick wull blot wäten, wat ick dau'n mott, dat ick oolt weer.“

„Dat du oolt west, Jan?“ fraogt dei Dokter und kick Ja an.

„Jüst, jüst“, stäotert Jan.

„Segg eis, Jan, drinkst du faoken Sluck?“

„Ne, ne, Dokter, da dauh ick nich!“

„So! Magst du denn woll fett Äten?“

„Ne, ne, Dokter, ick ät man recht schrooh.“

„So, Jan, un wo hest du dat mit dei Fraulü, mit dei Leiw?“

„Gor nicks, Dokter! Dor heff ick nicks mit tau dauhn!“

„So, Jan“, lacht dei Dokter, worüm wullt du denn oolt weer'n?“

Jan ün dei Wünnerrjünge

In'n Kraug sitt't dei Olen und sei hebbt wär dat junge Volk bi'n Kopp.

„Dei hebbt bloot noch Deerns in'n Koppe.“

„Van'e Arbeit hooft sei uck nich väl mehr.“

„Sluck drinken, dancen un roken daut sei am leiwsten.“

So geiht dat Snacken hen un her . . .

Jan, dei dor uck an' Disk sitt, mennt:

„Ne, dei Jung'n van mien Dochter deiht sowat nich! Hei heff kien Deerns in'n Kopp, drinkt kien Sluck un rokt uck nich. Am leiwsten drinkt hei Melk.“

„Nanu, dann is dat jo woll'n reinen Wünnerrjung'n! Wo olt is hei denn?“ fraogt dei annern.

„Säben Wäken“, lacht Jan.

Hermann Thole



Die Perle

„Katrin“, sagt der Herr des Hauses zu seinem Dienstmädchen, „gaoh maol hen un bring miene Frau, dei in ehr Klüpfen is, den Schirm nao. Dat rag'nt war so dull.“

„Jawoll“, sagt Katrin und stapft in den Regen hinaus.

Am Ziel angekommen, sagt Katrin, völlig durchnäßt und am ganzen Leibe zitternd: „Gauden Aowend uck, brr! Ich wull, brr! Ick wull jau aben affhaaln. Brr! Watt bin'k natt woorn.“

„Meine liebe Katrin“, erwidert erstaunt die Frau des Hauses, „du hast doch'n Schirm unter'm Arm!“

„Gott, Frau“, meint Katrin, „dei Schirm wör doch for jau!“

Katrin, wat dei Maogd is, wiest den Harn, wat'n Direktor is, taurecht.

Et duert nich lange, do mott Katrin ein Buddel Wien un twei Glaoser hereinbringen.

Do hort sei, dat dei Besauk tau ehrn Dokter segg: „Also, mein lieber Doktor, Sie sind immer noch Optimist in unserer Zeit?“ Un dat disse truggepw: „Gewiß, lieber Freund, bin noch nie Pessimist gewesen, auf solchem Mist wächst nichts.“

As Katrin war buten is, schüddelt sei den Kopp: „Dat willt gebuldete Herrens wäsen un snackt van Mist? Dor kunn'n sei doch uck woll Dungen tau seggen.“

Hermann Thole

Abgeblitzt

Onkel Theo aus Vechta war einmal in Geschäften über Land.

So zur Mittagszeit kehrte er bei Bekannten ein. Sein Magen hing schon stark nach einer Seite, und er hoffte, daß diesem Übelstande abgeholfen werde.

Nach längerem Warten fragte er den kleinen Bernd, der ihm Gesellschaft leistete: „Berndken, segg eis, tau wekke Tied ät't gi Middag?“

„So üm twölwe“, sagt Berndken, „aower wenn d'r so'n Onkel is at du, dann tauwt wi solange, bet hei wär wäge is.“

Onkel Theo hatte nach dieser Auskunft absolut keine Zeit mehr . . .

Hermann Thole

um den Hof und über die Wiesen. Sobald die überschwemmten Wiesen mit Eis bedeckt waren, band uns Vater die Schlittschuhe unter die Füße. Mich als jüngstes Kind trug er auf dem Arm aufs Eis.

Schlittschuhlaufen konnte jeder, noch ehe er zur Schule kam. Es war Verkehrsmittel für die Alten, um Verwandte zu besuchen. Mein Opa lief noch mit 80, ich selber noch mit 60 bis 70 Jahren. Damals war es die schnellste Art, sich fortzubewegen. Wer hätte schon ans Auto oder gar ans Flugzeug gedacht? Meine Mutter sagte: Alles lernen die Menschen, aber das Fliegen nie!

Einmal staunten die Leute im Dorfe. Es tauchte ein Mann auf, natürlich ein Fremder, der saß zwischen zwei hintereinander verbundenen Rädern, stapfte mit den Füßen, fuhr und kippte nicht um. Diesen Apparat nannte er „Velocipet“, später hieß das Ding Fahrrad; meistens war es kaputt. Aber die Leute wunderten sich über den Fiffikus, der es immer wieder ausprobierte.

Nachdem die Bahn zwischen Emden und Münster gebaut war, wurde eine Wallfahrt nach Telgte die erste Bahnfahrt und Weltfahrt meines Lebens. Es war vor ungefähr 80 Jahren. Eine Freundin aus Barbel in den besten Mädchenjahren — die spätere Oma Wreesmann — fuhr mit, von Irlhove zur Domstadt. Als sogenannte „Vornehme vom Lande“ leisteten wir uns das beste Hotel. Als wir im Bett lagen, bedrängte uns das Problem, wie man wohl so eine moderne Lampe — Birne nannte man sie — auslöchen könne. Sie hing an der Decke. Man konnte sie weder auspusten noch den Docht wegdrehen. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als den Kellner zu rufen. Dieser trat lächelnd herein: „Meine Damen?“, drehte einfach bei der Tür an einem Knipser und dunkel war es. Uns wollte es nicht in den Kopf, wieso er bei der Tür drehen und an der Decke das Licht auslöchen konnte. Wir staunten nicht schlecht, wie stolz dieser Herr ob des Wunders das Zimmer verließ, und hatten etwas von der Zukunft erlebt. Zu Hause gab es dann viel zu erzählen, natürlich auch bei den Nachbarn.

Von Spinnstuben und Buchweizenpfannkuchen

Mit den Nachbarn liefen wir viel, wie man sagt, durcheinander. Das ergab sich aus der gegenseitigen Hilfeleistung und aus ganz selbstloser Freundschaft. Niemals jedoch gingen wir zu den Nachbarn oder zu einem längeren Besuch, ohne Arbeit mitzunehmen.

Freu' dich!

von Helga Clever

*Freu' dich über jeden Tag,
den der Herrgott dir beschert;
über jeden Finkenschlag —
er ist schon der Freude wert!*

*Freu' dich über jedes Liedchen,
das ein froher Chor dir singt;
ireue dich, wenn hell und fröhlich
es aus jungen Kehlen dringt.*

*Freu' dich über jedes Lachen,
wenn es jauchzend zu dir dringt;
und versuche, mitzumachen,
daß es aus dem Herzen klingt!*

*Freu' dich so an kleinen Dingen,
die das Leben dir beschert!
Kann auch alles nicht gelingen,
ist es doch der Mühe wert.*

er von Strücklingen zu Fuß nach Klosterbusch, um dort die Schule zu inspizieren. Allerlei Geschichten und Anekdoten, manche Erzählungen, auch vom Spökenkieken, vom zweiten Gesicht, sind mir davon in Erinnerung geblieben.

Jeweils beim Glockenschlag

Damals schon hörte ich zum ersten Mal das Wort „Industrialisierung“. Was es bedeutete, wußte ich freilich nicht. Mein Vater und unsere treuen Besucher unterhielten sich über Maschinen, die arbeiteten ohne menschliche Kraft, und über Wagen, die weiterfahren ohne Pferde. Das Fliegen würde auch bald kommen. Vom Hörensagen war das Telefon wohl bekannt, aber vorstellen konnte es sich niemand. Mein Vater als Praktiker erklärte es dem Arzt und dem Theologen auf ironisierende Weise: „Das ist nichts anderes als die künstliche Anwendung der Natur. Stellen Sie sich vor, ich hätte ein Schwein, das so lang wäre wie von hier nach Friesoythe! Wenn ich es nun hier in den Schwanz kneifen würde, dann würde es in Friesoythe quieken. So ähnlich ist das wohl auch mit dem Telefonieren. Das nennt man Technik!“

Inzwischen wurde das Fahrrad um die Jahrhundertwende immer bekannter. Ich hatte in der ganzen Umgebung das erste — neben der evangelischen Pastorenfrau in

Elisabethfehn. Meistens ging nach wie vor alles auf Schusters Rappen. Es wurden zu Fuß große Strecken zurückgelegt: nach Ramsloh, nach Scharrel, selbst nach der etwa 25 km entfernten Amtsstadt Friesoythe. Weil auch damals das Steuerzahlen schon modern war, wurden die dicken Steuerbücher gelegentlich auf Schubkarren nach Friesoythe gerollt.

Dort mußten sich die jungen Burschen ebenfalls für das Militär mustern lassen. Der Fußmarsch hin und zurück bedeutete eine Art vormilitärischer Leistung, würde man heute sagen. Wir Mädchen holten dann die Jungens mit fröhlichem Gesang von Ramsloh aus ab. Kam einer nach sechs Wochen Dienstzeit als Gefreiter von Oldenburg zurück, raunten sich die Mädchen gegenseitig zu: „Hei hev Knööpe krägen!“ Das bedeutete schon etwas. Mein Bruder Heinrich wurde schnell — ich habe das Wort bis heute nicht vergessen — Zahlmeisterspirant. Der Name allein flößte dem ganzen Dorf Respekt ein. Was dies war, wußte eigentlich niemand. Von dem Tage an war mein Bruder der Stolz der ganzen Familie.

Viele Jahrzehnte sind seit diesen Zeiten vergangen. Viel Wasser ist in diesen fast 100 Jahren die Saterems und die Soeste hinabgeflossen. Menschen sind gekommen und gegangen. Alles Leben ist Begegnung und Abschied ...

Alte Leute sprechen gern von früher als von der „guten alten Zeit“. Als ich einem meiner Söhne neulich vom alten Saterland erzählte und er mich dann fragte, ob es früher tatsächlich besser gewesen sei, habe ich den Kopf geschüttelt. Auch früher gab es Sorgen, Krankheiten, Not, Krieg und Verbrechen. So erinnere ich mich, daß in unserer Nachbarschaft in „Fauelke Busch“, ein Mädchen ermordet wurde. Der Mörder — er war nach der Tat noch bei uns und später geständig — wurde hingerichtet.

Eines darf ich wohl sagen; denn ich bin — Gott Dank — geistig rüstig genug, um mit der heutigen Welt im Land und Dorf einigermaßen Schritt zu halten. Verglichen mit heute war unser Leben früher einfacher, primitiver, vielleicht auch ärmer. Trotzdem waren wir reicher. Nicht der ist nämlich unbedingt am reichsten, der am meisten besitzt, sondern jener, der vieler Dinge gar nicht bedarf. Wir waren damals bedürfnisloser und innerlich zufriedener. Unser Leben gestaltete sich übersichtlicher, geordneter, natürlicher als heute. Tag und Jahr verliefen in regel-



mäßigem Rhythmus, den eine geheiligte Tradition bestimmte. Ausgangspunkte unserer Zeiteinteilung waren die Hochfeste der Kirche: Ostern mit dem „Paskefür“, Pfingsten mit dem „Väögelscheiten“ und Weihachten mit „Dickelbuksoabend“. Dann natürlich Neujahr.

Wenn unsere gute Mutter den Glockenschlag der goldverzierten Uhr hörte, die meinem Opa und meiner Oma bereits vom Großherzog zur goldenen Hochzeit geschenkt wurde, dann betete sie jeweils inmitten ihrer vielen Arbeit: „Wir sind wieder eine Stunde der Ewigkeit nähergekommen. Gott verleihe uns, daß wir in der folgenden nach seinem Wohlgefallen leben oder seelig sterben.“

Als ich dann später mit meinem verewigten Mann — unsere Kinder und ich nannten ihn nur „Vater“ — ins Oldenburger Münsterland kam, da entdeckte ich vor dem breiten Giebel seines stolzen, bäuerlichen Ahnenhauses einen ähnlichen Vers, der auf die Vergänglichkeit allen irdischen Lebens hindeutet:

„Das Haus, das hier gebaut —
Betracht' es nur als Zelt.
Drum, Wandrer, der Du schaust --
Bedenk, daß diese Welt,
Wo Du zur Vorbereitung bist
Nur eine Wanderstätte ist.“

(Nach einer Plauderei mit Elisabeth Siemer aufgezeichnet von P. Dr. H. C. Siemer).

Freunde vom Galgenmoor

Wir nannten ihn „Muskelpaket“ und er wollte, daß wir ihn so riefen; denn diesen burschikosen Namen hatte er sich selbst einmal während einer großen Rauferei gegeben.

Klas — das war ein gefährlicher Lausbub. Es gab keinen in unserer Klasse, der nicht Angst vor ihm hatte. Er war der Stärkste der ganzen Schule und es verging kein Tag, an dem er nicht an irgendeiner Keilerei beteiligt war.

Er tanzte immer gegen den Strich und konnte sich einfach nicht in unsere Gemeinschaft einfügen. Unsere Lehrpersonen gaben sich die erdenklichste Mühe, ihm diese Raufereien abzugewöhnen. Schläge, Schimpfe, ja, selbst die vielen gutgemeinten Ratschläge halfen so gut wie gar nicht.

Alles wurde noch schlimmer, als Donald zu uns in die Klasse kam. Wie wohl stets die „Neuen“ einer Schule, mußte auch der Junge aus der fernen Stadt versuchen, sich seinen neuen Klassenkameraden gegenüber durchzusetzen. Aber Klas machte ihm das fast unmöglich. Er ärgerte Donald, wo er nur konnte. Bei jeder Gelegenheit hatte er etwas an ihm auszusetzen.

Zwei Monate waren vergangen, und Donald hatte sich mit seinem netten Wesen vollständig unserer Gemeinschaft angepaßt; wir hatten ihn sehr gern; nur das Verhalten vom „Muskelpaket“ zu ihm hatte sich nicht geändert. Es wurde sogar von Tag zu Tag schlimmer.

Klas merkte bald, daß wir zu Donald hielten; dafür mußten wir gelegentlich mit einer gehörigen Lage rechnen. Er beschwor

uns, nie wieder mit diesem „hergelaufenen Neuen“ zu sprechen. Vor Angst brachten wir kein Wort heraus. -- -- -- --

Der Winter war früh hereingebrochen in diesem Jahr. Bereits Ende November trug das Galgenmoor einen glatten Eisspiegel. An einem Mittwochnachmittag hatten sich viele aus unserer Klasse zum Schlittschuhlaufen, Rodeln und Glitschen verabredet.

„Komm doch! Heute nachmittag kannst du mir beweisen, wie weit du es bringst, du elender Angsthase“, forderte Muskelpaket Donald auf.

„Geh' nicht hin, Donald“, baten wir, „er läßt dich doch nicht in Ruhe!“ Es kam ganz anders.

Punkt 14 Uhr glich unser kleiner Tümpel am Stadtrand einem bunten Kinderbelustigungsplatz. Wir konnten nicht genug umhertollen. Doch glaube ich, diesen Nachmittag hat bis heute keiner unserer Klasse vergessen.

Inmitten des fröhlichen Treibens entdeckten wir plötzlich Donald und sahen sogleich: Er war ein guter Schlittschuhläufer. Wir konnten stolz auf ihn sein.

Jetzt hatte auch Klas ihn entdeckt. Wie ein Wilder stürmte er auf ihn los; aber Donald schwang sich leichtfüßig über die Eisfläche hinweg. Keiner konnte ihm folgen, auch „Muskelpaket“ nicht. Der wußte nichts Besseres zu tun, als ihm den Hockeyschläger nachzuwerfen.

Wir standen in kleinen Gruppen zusammen. so konnte es nicht weitergehen.

Morgen würden wir mit unserer Lehrerin reden und ihr alles erzählen; selbst auf die Gefahr hin, von Klas windelweich geschlagen zu werden. Wir durften nicht mehr mit ansehen, wie schwer er es diesem Jungen machte. Wir wurden dadurch letzten Endes mitschuldig. Einmal mußten wir stark sein. Wofür waren wir denn eine Klassengemeinschaft, zu der doch Donald längst geörte?

Mitten in unseren Gedanken wurden wir aufgeschreckt durch ein Bersten und Krachen am Rande der Eisfläche. Wer unser Galgenmoor kennt, der weiß, daß es an einigen Stellen beachtliche Tiefen aufweist.

Klas war eingebrochen. In seinem unwiderstehlichen Eigensinn hatte er sich auf das Schwammers gewagt. Dann war es in Sekundenschnelle geschehen.

Donald stürzte rasch hinzu und rettete ihn. „Einen Arzt!“ rief er und beugte sich über den Bewußtlosen. Selbst merkte er gar nicht, daß er am ganzen Leibe zitterte.

Wer den Doktor so schnell alarmiert hatte, wußten wir nachher alle nicht. Klas mußte sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Donald, immer noch am ganzen Körper bebend, kehrte mit einer fiebrigen Erkältung heim. Neben seiner Gehirnerschütterung hatte Klas einen schweren Schock erlitten.

„Er hat sein Leben für dich eingesetzt. Weißt du das, Klas?“ sagten Thalke, Heiko und ich, als wir ihn in der darauf folgenden Woche besuchten.

„Ich kann es noch nicht begreifen. Dabei war ich immer so häßlich zu ihm und zu euch. Wordet ihr mir das jemals verzeihen? Ich bitte sehr darum“, murmelte er.

Wir aber konnten es nicht fassen. So hatten wir Klas noch nie erlebt. „Er soll mein Freund werden, denn er ist ein großer, starker Held. Er soll von mir haben, was er möchte. Auch ihr sollt meine Freunde werden. Ich will zu euch gehören.“

Da wußten wir, daß sich alles zum Guten wenden würde. „Es ist gut, Klas! Werde bald gesund, damit wir recht bald wieder beieinander sind“, antworteten wir.

„Grüßt Donald schön, er soll mich bald besuchen“, brachte er noch matt hervor. „Ich wollte immer der Stärkste sein und weiß jetzt, daß ich der Schwächste von euch allen war.“

Auf dem Heimweg brachten wir kein Wort hervor.

Wir waren nicht dabei, als Donald den Klas am übernächsten Tag besuchte. Es war eine entscheidende Stunde; die Stunde, die Klas eingab, daß auch sein Herz für das Gute und Edle im Menschen schlug, wie Donalds Herz sich in dem gefährlichen Augenblick auf dem Eis eigens für ihn entschieden hatte.

Wir wußten so sicher, wie Sonne und Mond sich täglich ablösen, daß Donald einen Freund gewann.

Und Klas fügte sich endlich in unsere Gemeinschaft ein. Er war unser aller Freund geworden.

Am Neujahrstag waren wir gemeinsam wieder beieinander. Der große Christbaum in der Kirche schien in besonderem Glanz zu erstrahlen. Wir sahen von der Empore aus, auf der unser Chor stand, direkt in seine schimmernden Kerzen ...

„Das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!“ So begann unser alter Pastor seine Neujahrspredigt, und unser Chor stimmte den Kanon an.

Donald und Klas aber standen nebeneinander, und ich vermag nicht zu sagen, in welchen Augen es heller leuchtete. Es war sicher mehr als nur der Glanz der Weihnachtskerzen, der sich in ihnen widerspiegelte.

Helga Clever

Bernd üt Harme

Bernd ut Harme wör mit dei Kaorn nao dei Möhlen. Hei wull Stoppelmachtsstuten-Mahl haolen. Do seeg hei'n groten Hund vör dei Möhlen liggen. Dei gefällt üm hellcken, un hei straokt üm.

„Wat“, segg dei Möller, „magst du den Hund so gern lieden? Hebbt gi denn kienen Hund?“

„Ne“, segg Bernd.

„So? Well deit dann in jau'n Huse dat Bläken?“

„Use Mauder!“ — — —

Up dat Rennen in Harme frög „ein beserer Herr“ usen Bernd: „Ist hier kein Totalisator?“

„Ne, dat giff't hier nich; ick weit kien bättern Raot, at dat Sei dor in dei Böske gaoh.“
Hermann Thole





Frühherbstmorgen an der Pfarrkirche in Lutten

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Denkwürdigkeiten von 1887/88

Hoher Besuch in Lage und Calhorn

Der kalte Winter

Im Winter der Jahre 1887/88 herrschte eine furchtbare Kälte. Eisiger Ostwind fegte über die tief verschneite Landschaft. Das letzte fahle Laub der Eichen spielend vor sich hertreibend, so jagte er Tage und Wochen über den körnigen Schnee, türmte ihn hier hoch auf und schuf dort reine Bahn. Wie ausgestorben lagen die Höfe und strohgedeckten alten Häuser mit ihren dünnen Lehmwänden da. Lange, dicke Eiszapfen hingen von ihren Dächern herunter. Zwar ein malerischer Anblick, aber Kinder und alte Leute litten mehr denn je unter der harten Kälte und verbrachten manche Stunde des Tages im Bett ihres Durkes hinter dem warmen Herdfeuer. Das Wild wagte sich im Hunger bis an die menschlichen Wohnungen.

Das heiße Frühjahr

Endlich im März brach die Sonne sich Bahn und schuf einen unerwarteten Umschwung in der Witterung. Vor ihrem warmen Blick lösten sich die Eispanzer des Calhorn-, Blocksmühlen- und Nadorster Baches. Hochwasser trat über die Ufer, und die Schmelzwasser der aufgetauten Bäche und Schneefelder eilten raschen Laufes zur Lager und Osnabrücker Hase.

Eine fast tropische Hitze kleidete Feld und Flur überraschend schnell in ein üppiges grünes Gewand. Der Landwirt düngte, pflügte, säte. Die durch den Schnee geschützten Roggenfelder erwachten zu neuem Leben. Rasch schossen aus dem Dunkelgrün der Esche, der Kämpe, die Roggenhalme hervor. Schon Mitte Juni zog der Schnitter

mit Sense, „Seißenstrick“, „Horhaower“, „Weddelsteen“ und „Bickharke“ zur Mahd hinaus auf das wogende, goldgelbe Kornfeld. Welch' ein Wandel in der Natur! Ende Juni lang wohlschmeckendes Schwarzbrot der reichen Ernte auf dem Tische aller Haushaltungen in hiesiger Gegend.

Der Baron in der Brotbäckerei

In den Mühlen herrschte Hochbetrieb, in der Diekmann'schen Mühle bei Essen, in der Blocksmühle zu Uptloh und in der Mühle auf Calhorn. Hier überwachte der Herr Baron von Nagel-Ittlingen, der Besitzer des adeligen Gutes seit 1867, selbst die Geschäfte. Er scheute sich nicht, eifrig im Mühlenbetrieb und der Bäckerei mitzuarbeiten.

Auch im Juni 1888 stand er, bekannt als Original seiner Zeit, wie ein Tippelbruder gekleidet, tagtäglich vor seinem etwas abgelegenen Backofen, zog das fertige Brot der neuen Ernte heraus und legte es auf den langen Brottisch des Backhauses.

Kaiser Wilhelm II. in Calhorn

Da, eines Tages anhaltendes Geklaff der Hoihunde. Hoher Besuch kam von Lage her in die Einsamkeit des Waldes. Stolze Pferde vor schmucken Equipagen galoppierten durch die uralte Eichenallee zum Vorplatze des Herrenhauses. Baron von Nagel ließ sich nicht stören. Freiherr von Rössing auf Gut Lage, Kammerherr des bekannten, leutseligen Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter, verließ als erster seinen Wagen, eilte raschen Schrittes zum Herrn Baron von Nagel und meldete den Besuch Sr. Majestät, des

Kaisers Wilhelm II. in Begleitung des Großherzogs und seines Gefolges. (Der Kaiser hatte mit seiner Begleitung zuerst in Lage Absteigequartier genommen.)

Der Herr Baron kam nicht aus der Fassung. Sich seines Adelsstandes bewußt, ging er den höchsten weltlichen Herrschern des Reiches und Landes entgegen und begrüßte sie mit den üblichen Honneurs. Kaiser Wilhelm nahm den Backofen und den ganzen Betrieb in Augenschein. Er war sehr interessiert und bewunderte das frische, fein duftende Schwarzbrot. Nach einer Kostprobe von der wohlschmeckenden Kruste bat er um die wöchentliche Zusendung eines Brotes nach Berlin. So wurde Baron von Nagel Hoflieferant des Kaisers in Pumpernickel.

Im stattlichen Saale des Adelshauses ließ er seinen hohen Gästen eine guten Trunk verabreichen. Große historische Tage waren in der ersten Hälfte des Jahres 1888 vergangen. Mit dem Tode des Kaisers Wilhelm I. († 9. März 1888) und des Kaisers Friedrich († 15. Juni 1888) hatte das sog. Dreikaiserjahr in Deutschland seinen Abschluß gefunden. Wilhelm II. war Kaiser geworden. Baron von Nagel begrüßte dessen ersten Besuch als kaiserliche Majestät in Südoldenburg und gedachte in einem trefflichen Trinkspruch seiner Proklamation in der Reichshauptstadt am 15. 6. 1888. Bald nach den Formalitäten erfolgte die Rückfahrt nach Oldenburg. Johanna Kröger, Lehrerin i. R.

(Wiedergegeben nach dem Berichte eines alten, wahrheitsgetreuen Heimatfreundes der Gemeinde Essen. † 1957.)

EIN TELLER ERBSENSUPPE

In mancher sternklaren und frostklirrenden Winternacht habe ich an eine kleine, wahre Geschichte gedacht. Mein Großvater, dessen würdiges Haupt vom schlohweißen Haar gesegneten Alters unwittert war, hat sie uns Enkeln einmal in einer stillen Stunde erzählt, zu Nutz und Frommen fürs spätere Leben. Es ist viele Jahrzehnte her.

Das Geschehen selber trug sich gar schon ums Jahr 1853 zu. Dennoch dünkt es mich wichtig genug, darüber ungeschminkt zu berichten, sintemalen besinnliche Gedanken stets eine gute Statt finden.

Mein Großvater war das älteste der vierzehn Kinder eines armen Zigarrenmachers.

Schmalhans war Küchenmeister daheim, und der schwächliche Junge mußte nach beendeter Lehre im väterlichen Beruf sogleich „auf die Walze gehen“. Das war damals schöner Handwerkerbrauch. In unserem Falle kam es mehr darauf an, bald einen Esser loszuwerden. Die Enge des winzigen Wohnraumes zwang sowieso zur Doppelschicht beim Mittagmahl ...

Sicherlich ist dem Vater der Abschied von seinem Hermann, so hieß mein Großvater, schwer geworden. Er war von handfester und wortkarger Art und gab ihm das Neue Testament mit auf den Weg, als Leitstern für eine Zukunft, die ins Leere stieß.

Als bald brach harte Notzeit an. Im Herbst durchquerte der junge Wanderer den Thüringer Wald. Er fand nur selten Arbeit in seinem Fach; denn damals war das Rauchen noch Luxus. Die Bergbauern boten ihm Brot und bescheidene Bleibe. Dafür hackte er ihnen die Buchenkloben. Ein Wandertheater beschäftigte ihn für kurze Zeit. Aber der junge Bursche war nicht vielseitig und wenig genug, in einem Schmierstück den Hausnarren zu spielen.

Wieder einmal kam die Weihnachtszeit heran. Der Weg führte den Jüngling über Potsdam und Berlin in Richtung Hamburg, wo er auf geregelte Arbeit hoffte.

Der eisige Ostwind pfiß durch Hermanns dünnen Rock, als er am ersten Weihnachtstage um die Mittagszeit eine mecklenburgische Kleinstadt durchwanderte. Wieder tat der Hunger weh. Obwohl der Wanderbursch keinen Silbergroschen besaß, betrat er eine Gastwirtschaft und bestellte kühnlich einen Teller Erbsensuppe, die der Wirt ihm empfahl.

Die Suppe war gut. Fleißig führte Hermann den Löffel zum Munde. Wohlige Wärme durchflutete ihn, doch sie steigerte sich zur Siedehitze, wenn er ans Bezahlen dachte — bald würde der Wirt aus seiner Küche erscheinen.

Wie wäre es, spann der Junge seine Gedanken weiter, wenn ich jetzt einfach davonginge? Niemand würde mich hindern. Der Wirt blieb unsichtbar. — Aber war es nicht gemein, den biedereren Mann um die wenn auch nur bescheidene Zeche zu prellen? Vielleicht wollte der für die Erbsensuppe gar keine Bezahlung fordern. Vielleicht hatte der längst erkannt, wie es um Magen und Geldbeutel seines Gastes bestellt war.

Der Wirt blieb unsichtbar, immer noch.

Da griff Hermann nach dem schmalen Schnappsack, schlich auf die Straße und stahl sich davon, erst langsam, dann immer schneller. Je weiter er lief, um so schwerer wurde sein Schritt. Die Gefahr der Verfolgung schwand mit jedem Meter — aber es meldete sich das Gewissen.

Sollte er nicht umkehren, dem Wirt seine verzweifelte Lage beichten und die Schuld durch Handlangerdienste tilgen? Oder sollte er schnurstracks zur Polizeiwache eilen und sich einsperren lassen? So kalt wie hier auf offener Landstraße würde es wohl in der Gefängniszelle bei Wasser und Brot nicht sein. Jedoch die Eltern! Was würden die über seinen Fehltritt sagen?

Er wanderte weiter, abends fand er Obdach bei einem Bauern. Ehe er sich zur Ruhe legte, verzeichnete er in seinem Neuen Testament mit ungelenker Hand die Anschrift des Gastwirts.

Seine unruhigen Träume im dichten Stroh der warmen Scheune waren dann ein wildes Gemisch wunderlicher Wohligkeit und warnender Verzweiflung. Das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche, dem er erst kürzlich andächtig gelauscht hatte, klang dünn und fein wie eine ferne Spieluhr hinein. Zart und doch wie eine wuchtige Anklage: „Ub' immer Treu' und Redlichkeit ...“ Eilte nicht ein wohlbeleibter Gendarm prustend und säbelschwingend auf ihn zu, drohend zu übermenschlicher Größe wachsend?

Schweißgebadet wachte er auf, und der Schlaf floh ihn, bis lahl der Morgen graute. Übernächtigt und unerquickt wanderte er weiter und fand in Hamburg endlich die ersehnte Arbeit.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte mein Großvater in die Heimat zurück und heiratete in jungen Jahren eines Kleinbauern Tochter. Bald darauf wurde er Begründer der Zigarrenindustrie in einer Kleinstadt an der holländischen Grenze. Mit den Jahren erarbeitete und ersparte er sich beachtlichen Wohlstand. Die Weihnachtsepisode seiner Wanderjahre, den nicht bezahlten Teller Erbsensuppe, hatte er im tollen Trubel der harten Aufbaujahre längst vergessen ...

Er glaubte nicht an blinden Zufall, vielmehr an eine weise Lenkung durch göttlichen Willen. Deswegen wunderte er sich nicht und verstand den Wink, als er an einem Silvesterabend in jenem Neuen Testament seines Vaters und seiner Wanderjahre blätterte, wobei er die Anschrift des Gastwirts wiederfand. So glaubte er, einem inneren Befehle folgen zu müssen und überwies am 2. Januar runde hundert Mark nach Mecklenburg.

Um so mehr packte es ihn, als bald darauf ein Brief des Gastwirts, geschrieben mit der zitternden Hand eines Greises, bei ihm eintraf — voll überschwenglichen Dankes für die überreichliche Tilgung einer so geringen und gleichfalls längst vergessenen Schuld: Die Summe sei besonders willkommen gewesen, weil just an jenem Silvesterabend die ganze Gastwirtschaft mit allem Ingut durch Feuer völlig zerstört worden sei.

Das ist die kurze Geschichte um einen Teller Erbsensuppe, die der Großvater in der Weisheit des Alters seinen Enkeln erzählte ...

Erich Brandt

Ein Jahrhundert wirtschaftlicher Erschließungsarbeit durch ein altheimisches Landhandelsunternehmen

Säkularjubiläen des geschäftlichen Bereiches wirken hierzulande nicht selten über den privaten Familienkreis hinaus in die breitere heimische Öffentlichkeit. Vor allem ist das dann der Fall, wenn eine bestimmte Geschäftsgründung von allgemeiner wirtschaftlicher Bedeutung wurde, d. h. wenn sich bei ihr kaufmännischer und unternehmerischer Weitblick fruchtbar verbanden die dann gewissermaßen als fortschrittliche Pioniertat für die örtliche oder überörtliche Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat registriert werden dürfen. Solches trifft bekanntlich für die Lohner Industrie zu, gilt aber auch für manche anderen Sparten der Wirtschaft des Oldenburger Münsterlandes.

Gerade während des vorigen Jahrhunderts entstanden in unserer bis dahin ziemlich rückständigen Heimat zahlreiche Geschäftsgründungen unternehmerischer Natur sowohl beim Handwerk wie im sonstigen Gewerbe. Es waren meistens Geschäftsgründungen in den wenigen kleinen Städten oder in den größeren Orten unseres Gebietes; aber es gab sie auch an anderen, oft genug hoffnungslos erscheinenden Plätzen. Fast immer war die Verkehrslage bzw. das sichere Gespür für ihre mögliche Entwicklung ein entscheidender Faktor beim Entstehen dieser neuen Unternehmungen handwerklich-industrieller oder gewerblich-kaufmännischer Art. Dazu kam meist auch noch die spezielle Erkenntnis einer sich bietenden finanziellen Chance, die den geschäftlichen Sinn anregte und den unternehmerischen Risikowillen beflügelte. So erfolgten klassische Gründungen im wirtschaftsgeschichtlichen Sinne, deren Weiterentwicklung später ebenso klassisch verlief. Besonders auf dem Felde der Verarbeitung und Vermarktung des agrarischen Überschusses bildeten sich im Oldenburger Münsterland führende Firmen, deren wirtschaftliche Erschließungsarbeit im besten Sinne des Wortes Geschichte machte.

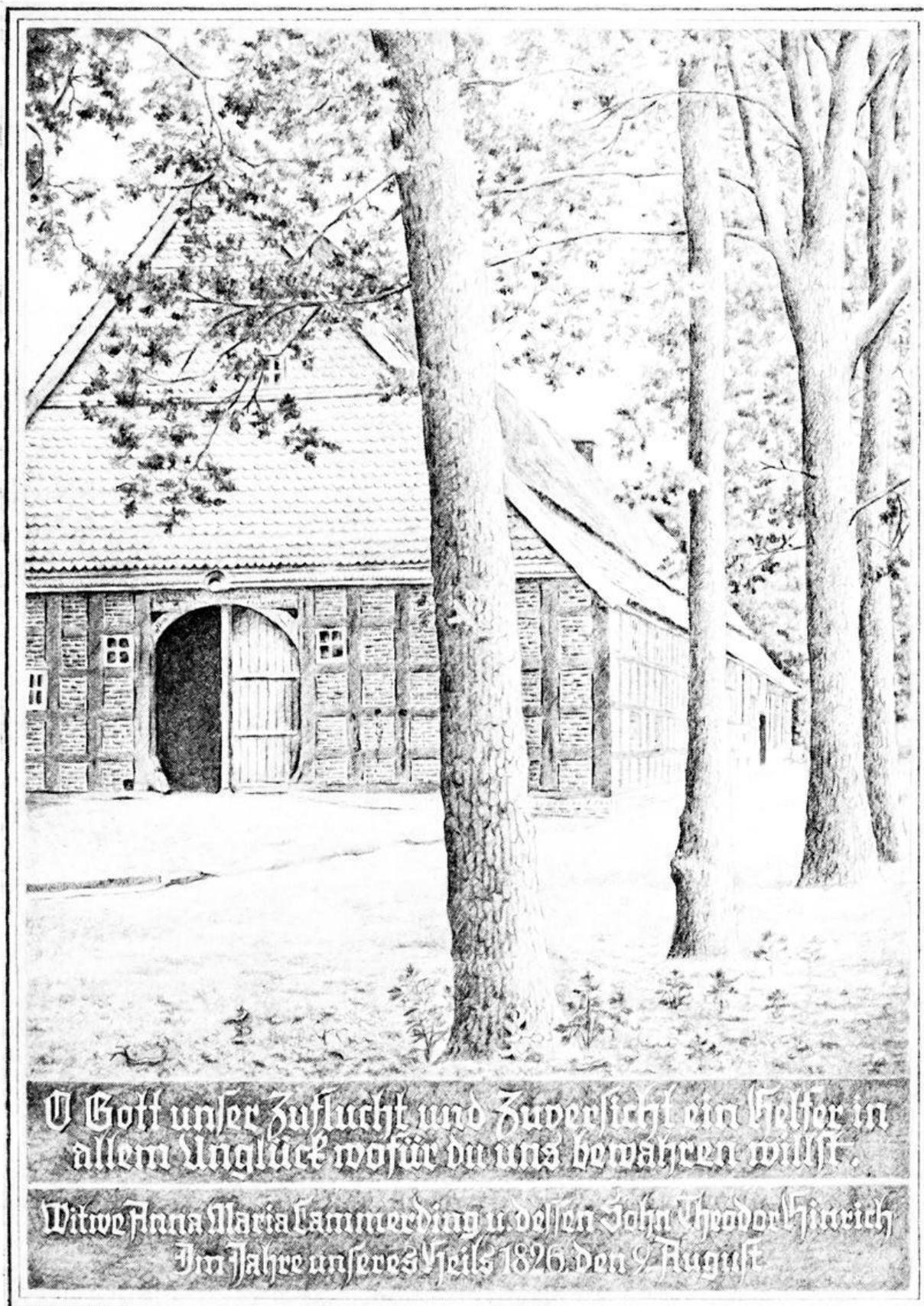
All die angedeuteten vielfältigen Komponenten bündelten sich teils von Anfang an, teils im Laufe der geschäftlichen Entfaltung auch bei der Firma Theodor **Lammerding**, Landhandel und Bäckerei in Carum, die in der ersten Jahreshälfte 1965 ihr hundertjähriges Bestehen feiern konnte. Anlässlich des offiziellen Jubiläums der Firma haben un-

sere Zeitungen schon kurz darauf hingewiesen, daß es sich bei ihr um ein vielseitiges und leistungsfähiges Unternehmen dieser Branche handelt. Dabei kamen zwar die Hauptfakten der Entwicklung zur Sprache, aber sie gewannen wohl doch nicht an ausreichender Schärfe auf dem allgemeinen Hintergrunde der jüngeren Wirtschaftsgeschichte des Oldenburger Münsterlandes. Dies mag eine weitergehende Vertiefung der Firmengeschichte im Heimatkalender rechtfertigen, zumal hier ein Gesamtkomplex von klassischen Faktoren sichtbar wird, der genau der Wesensart unserer altheimischen Landhandelsgeschäfte entspricht, und der die Voraussetzungen für eine echte wirtschaftliche Erschließungsarbeit in unseren Landbezirken schuf.

Es sind speziell bäuerliche und familiäre Grundlagen, die hier bei der Gründung und Weiterentwicklung weit über den Einzelfall hinaus eine charakteristische Rolle spielen. Ein ganzer Berufsstand erfährt auf solche Weise in Verbindung mit der Würdigung seiner fortschrittlichen Leistung für die heimische Landwirtschaft zugleich eine kulturgeschichtliche Erhellung. Insofern möchte unser Beitrag einer bescheidenen Klärung des Gesamtaufbaues der Struktur unserer heimischen Wirtschaft dienen.

Straßenbauten und Eisenbahnplanungen machten vor 100 Jahren in Südoldenburg immer stärker von sich reden. Sie weckten in unserem verkehrsarmen und rückständigen Gebiet überall fortschrittliche Hoffnungen; denn es zeichneten sich die ersten größeren Linienführungen deutlich ab. Außerdem regte sich im südoldenburgischen Raume, der kulturell bereits deutlich zum „Oldenburger Münsterland“ zusammenwuchs, allgemein der lebhafteste Wille, auch wirtschaftlich den Anschluß an die fortschrittliche Gesamtentwicklung des übrigen Großherzogtums Oldenburg zu finden. Vor allem die Landwirtschaft unserer engeren Heimat versprach sich von der verkehrlichen Erschließung eine wesentliche Verbesserung ihrer bisher ungünstigen Marktlage. Nach der Ablösung der Höfe und im Zuge der Markenteilung suchte sie damals einen Weg aus der traditionellen Selbstwirtschaft (Autarkie) in den größeren Verbund der allgemeinen Volkswirtschaft. Führende und





Der Urhof Lammerding in Carum. Diese Bleistiftzeichnung bietet den Zustand des Hofgebäudes, das zu den mächtigsten und geräumigsten der Gegend gehört, noch ungefähr so da, wie es Theodor Heinrich Lammerding (1790—1840), der Vater des Firmengründers, errichtet und hinterlassen hatte.

weitsichtige Köpfe fingen an, sich für neue Bodenbearbeitungsmethoden und für neue landwirtschaftliche Erwerbszweige zu interessieren, obwohl der Gedanke an eine Veredlungswirtschaft im heutigen Stil gewiß noch fern lag.

Gründung und erster Weg der Firma

Auch der Gründer unseres Jubiläumunternehmens, Theodor Werner Lammerding (1834—1908), witterte in der damaligen Entwicklung eine zukunftsreiche Chance. Das war zu jener Zeit für einen Bauern und den Erben eines größeren Hofes in Carum nicht ohne weiteres selbstverständlich. Aber die besonderen familiären Verhältnisse auf dem Hofe mögen wesentlich mitgewirkt haben; denn der Firmengründer entstammte einer ungewöhnlich kinderreichen Familie. Sein Vater, Theodor Heinrich Lammerding (1790 bis 1840) und Nachkomme einer seit 1512 auf dem Carumer Hofe lückenlos nachweisbaren Bauernfamilie, hatte im Sommer 1829 Anna Catharina Elisabeth Zuhöne († 1870) geheiratet und mit ihr insgesamt sechs Kinder, ehe der allzufrüh im April 1840 verstarb. Seine Mutter vermählte sich im Sommer 1843 wieder mit Franz Josef Blömer, dem sie ebenfalls sechs Kinder gebar und der im März 1867 das Zeitliche segnete. Also



Theodor Werner Lammerding (1834—1908,
der Gründer der Firma

bot sich dem jungen Hoferben Theodor Werner Lammerding in Carum ein anspruchsvoller Familienstand, und möglicherweise gingen Anregungen zu seinem Plan auch vom Stiefvater und von der Mutter aus.

Jedenfalls errichtete Theodor Werner Lammerding im Jahre 1865 unweit seines Hofes in Carum eine Windmühle und verband sie gleich mit einer Schwarzbrotbäckerei. Die ersten Überlegungen dazu hatten schon um 1860 stattgefunden. Das Holz war im Jahre 1863 eingeschlagen worden. Ein altes Heuerhaus bildete den Ausgangspunkt für die Planung und den Standort. Ähnliche Unternehmen wurden vorher und nachher an vielen anderen Stellen unserer Heimat gegründet. Bei Dinklage existierte schon „Beukens Möhlen“ in Schwege, die vielleicht als Muster diente. Freilich galt die neue Lammerdingsche Mühle nach ihrer Errichtung als die größte dieser Art im Kreise Vechta.

Die Eröffnung von Mühle und Bäckerei geschah am 1. Mai 1865. Die Neugründung war von Anfang an als zusätzlicher hofeigener Familienbetrieb gedacht, eine geschäftliche Lösung, die im Oldenburger Münsterlande bereits mehrere bewährte Vorbilder hatte. So arbeiteten die Brüder des Gründers zunächst in dem jungen Unternehmen mit, besonders der leibliche Bruder Franz Heinrich Lammerding in der Mühle und der Stiefbruder Friedrich Heinrich Lammerding in der Bäckerei. Ansonsten rührte sich in allen Gebrüdern Lammerding dieser Doppelgeneration unternehmerisches Blut. Der Vollbruder und Müller Franz Heinrich Lammerding wanderte später nach den USA aus und gründete ein namhaftes Bankgeschäft. Der Stiefbruder und Bäcker Friedrich Heinrich Lammerding kaufte einen Hof in Brokstreek bei Essen, wo die Nachkommen noch heute leben. Ein anderer Stiefbruder, Ferdinand Heinrich Lammerding, ging sogar nach Südafrika und wurde dort ebenfalls ein erfolgreicher Geschäftsmann und Farmer.

Der Standort des Betriebes war glücklich gewählt und erwies sich in kurzer Zeit als goldrichtig im wahrsten Sinne des Wortes. Von einem ausgedehnten Bereich rings um Carum fanden Bäckerei und Mühle regen Zuspruch, obwohl feste Straßen anfänglich kaum vorhanden waren. Speziell die Schwarzbrotbäckerei wurde rasch zum alleinigen „Hoflieferanten“ in der Gegend. Die überkommenen Backhäuser verloren lang-

sam ihre ehemalige Bedeutung und gerieten schließlich völlig aus der Mode. Weißbrot („Stuten“) oder feinere Backwaren waren freilich noch selten; aber mit dem Angebot stieg allmählich die Nachfrage. Schon um 1890 mußte die Bäckerei durch zwei neuzeitlichere Brotöfen mit einer Leistung von je 675 kg vergrößert und auf neuesten Stand gebracht werden. Der Bäcker wohnte nebenan im Heuerhause und arbeitete gegen Lohn. Seine kleine Landwirtschaft versorgte der Hof mit.

Die Lammerdingsche Mühle stellte zunächst hauptsächlich Back- und Futterschrot her. Ein „Bühlgang“ ergab gutes Feinmehl, Mühlenkundschaft und Bäckereikundschaft waren vielfach dieselbe. Schwarzbrot wurde meistens im Austausch gegen Roggenkorn bezogen, Futterschrot im Lohnverfahren hergestellt, wobei selten Bargeld kursierte, sondern einfach der Mahllohn in Ware bestand, die dem angelieferten Mahlgut nach einem bestimmten Satz („Zoll“ — „töllen“) entnommen wurde. Daraus entwickelte sich von selbst der Anfang eines Getreidehandels. Besseren Backroggen lieferte die Vechtaer Firma D. Schröder („Russenroggen“, dessen Ausbeute besser war). Der Transport erfolgte per Achse mittels schwerer Lastfahren über das dünne Netz der im Ausbau befindlichen Landstraßen.

Im Sommer 1872, zwei Jahre nach dem Tode der Mutter († 1870), heiratete Theodor Werner Lammerding die junge Maria Luise Böckmann (1854—1932) aus Bünne, und gewann in ihr eine Lebensgefährtin, die seinen geschäftlichen Interessen zeitlebens großes Verständnis entgegenbrachte. Wenngleich der Hof jederzeit die Grundlage des zusätzlichen Unternehmens blieb, nahm der Gewerbebetrieb als solcher nach und nach eine eigene Richtung an, ohne freilich familienfremd zu werden. Im neuen deutschen Kaiserreich von 1870/71 begannen nach 1880 alle Zweige der Wirtschaft üppiger zu florieren. Das letzte Jahrzehnt vor der Jahrhundertwende 1900 steigerte auch in unserer Heimat mit dem vermehrten Ausbau der Straßen und dem fortschreitenden Wachstum der Schienenstränge viele gewerbliche Möglichkeiten. Das Oldenburger Münsterland begann, aus seinem Dornröschenschlaf zu erwachen, sowohl gewerblich wie auch landwirtschaftlich.

Theodor Werner Lammerding erkannte gründlicher als seine bäuerlichen Berufskollegen die Zeichen der Zeit. Er suchte deswegen als aufgeschlossener Schrittmacher zu wirken. Der Kunstdünger stellte eine ungeahnte

Vermehrung der Bodenfrüchte in Aussicht. Der Firmengründer probierte mit als einer der ersten in der Gegend Thomas und Kali aus, aber die andern Bauern folgten dieser neomodischen Wirtschaftsweise nur sehr zögernd. Jedenfalls wurde die neuartige Ware noch nicht als Geschäftssparte übernommen. Dafür waren die Umsätze vorerst zu gering. Außerdem war die Anlieferung von Kunstdünger mit Schwierigkeiten verbunden, weil der Transport vom Bahnhof in Lohne nur auf schwerstem Lastfuhrwerk erfolgen konnte. Das gleiche Hindernis trat ja dem größeren Umsatz in der Vermarktung von Getreide und anderen landwirtschaftlichen Produkten entgegen. Immerhin entwickelten die Mühle und Bäckerei trotz allem kräftige Ansätze für ein vielseitiges Landhandelsgeschäft.

Es kennzeichnet ferner den Unternehmersinn des Gründers, wenn er aus Gespür für die damalige gesamte Agrarmarktlage dem bisherigen Betrieb von Mühle und Bäckerei um die Jahrhundertwende noch ein Gebäude hinzufügte, in dem eine Molkerei eingerichtet werden konnte. Der Einzugsbereich dieses Erwerbszweiges sollte sich über Carum, Märschendorf, Höne, Bahlen und



Die Lammerdingsche Mühle in Carum mit alter Bäckerei (rechts im Hintergrund) und ehemaligem Molkereigebäude (im Vordergrund mit Schornstein).

Bünne erstrecken und seiner Ausdehnung nach ungefähr dem Kundenkreis von Mühle und Bäckerei entsprechen. Die Dampfmaschine der Molkerei kam gleichzeitig als Antriebskraft für die Mühle in Betracht. Das neue Molkereigebäude wurde allerdings nicht selbst eingerichtet und bewirtschaftet, sondern an Geising & Co. verpachtet, die es dann einrichteten und von Bakum aus verwalteten.

So bewies der Firmengründer Theodor Werner Lammerding (1834—1908) auf der ganzen Linie seines jungen Unternehmens zielbewußten Weitblick und geschäftlichen Wagemut. Der erste Weg der Firma verlief im ganzen sehr erfolgreich. Er leitete den Grüner auf eine Bahn wirtschaftlicher Erschließungsarbeit, die von seinen Nachfolgern geradlinig fortgesetzt wurde, und deren geschichtliche Leistung für die Gegend nicht vergessen werden sollte.

Der weitere Ausbau des Unternehmens Bernard Heinrich Lammerding (1874—1939)

Erst Bernard Heinrich Lammerding (1874 bis 1939), als ältester Sohn des Firmengründers und Erbe des Hofes, vermählt seit 1898 mit Berta geb. Deberding aus Carum (1872 bis 1928), vollendete gewissermaßen für seine Zeit die wirtschaftliche Erschließungsarbeit der Firma. In einem außerordentlich erfolgreichen Leben als Geschäftsmann verwirklichte er alle Chancen, die ihm von der jeweiligen wirtschaftlichen Gesamtsituation geboten wurden. Gleichzeitig spielte er als Mann der Öffentlichkeit eine führende Rolle über den reinen Kundenbereich hinaus. Er war in die neuere Zeit hineingewachsen, wenn nicht gar schon hineingeboren. Mit wachem unternehmerischem Sinn baute er den vom Vater begonnenen Weg folgerichtig und besonnen aus, und wurde in seiner Art ebenfalls zu einem bedeutenden Pionier, hauptsächlich in der agrarischen Veredlungswirtschaft.

Dank dem steigenden Bedarf im wachsenden Industriegebiet an Rhein und Ruhr und dank billiger Gerstenimporte über die verhältnismäßig nahegelegenen Nordseehäfen — günstige Eisenbahnlinien ermöglichten eine schnelle und kostensparende Verbindung — fand die Schweinemast nach 1900 Eingang in Südoldenburg, speziell in den Südkreis Vechta. Bernard Heinrich Lammerding ging hier mit gutem Beispiel voran, zumal die Fertigstellung der Stichbahn Lohne—Dinklage bedeutend bessere Verkehrs- und Transportbedingungen schuf. Als



Bernard Lammerding sen. (1874—1939), Sohn des Firmengründers, Hoferbe und zweiter Firmeninhaber, war als fortschrittlicher Bauer und bekannter Unternehmer zeitlebens eine hochgeschätzte Persönlichkeit in unserer Heimat.

der Aufstellungsraum des Hofes für diesen neuen Erwerbszweig nicht mehr genügte, baute er 1912 eine „Mastanstalt“ für 230 Schweine. Es war eine der ersten in der Gegend. Diese bildete einen wichtigen Anreiz für seine bäuerlichen Berufskollegen. Natürlich wirkte sich der wachsende Futtermittelbedarf sehr bald auch in der Mühle aus; aber die rationelle Mitverwendung der Dampfmaschine der Molkerei als Zugkraft machte die Mühle gegebenenfalls vom Wind unabhängig und entsprechend leistungsfähiger.

Bernard Heinrich Lammerding hatte als junger Mann die Landwirtschaftsschule in Freckenhorst besucht. Trotz seiner überwiegend bäuerlichen Ausbildung war er der geborene Unternehmer, der das Geschäft ganz auf neuzeitlichen Zuschnitt umstellte. Bald nach dem Tode seines Vaters († 1908), im Jahre 1909, ließ er den Betrieb unter dem Namen: Fa. Th. Lammerding, Mühle und Bäckerei, Carum, ins Handelsregister eintragen. Telefon und Buchführung bestimmten schon vor dem ersten Weltkriege den Geschäftsablauf. Auch der Lammerdingsche Hof in Carum wurde landwirtschaftlich nach

den damals neuesten Erkenntnissen und Erfahrungen beispielhaft geleitet. Die Personalunion zwischen Bauer und Geschäftsmann bzw. Landhandelskaufmann bewährte sich glänzend und bildete in der Persönlichkeit von Bernard Heinrich Lammerding keinen Widerspruch, sondern eine natürliche Ergänzung.

Nach dem I. Weltkriege (1914/18), an dem der zweite Firmeninhaber, der unter Oberst Hindenburg beim Inf.-Reg. 91 in Oldenburg gedient hatte, zwei Jahre lang als Landsturmmann teilnahm, kam eine schwierige Zeit für den Geschäftsbetrieb. Inflation und Deflation führten in den 20er Jahren überall zu geschäftlichen Rückschlägen wegen der unsicheren Lage auf dem Agrarmarkt. Alle Transaktionen und Dispositionen von Bernard Heinrich Lammerding verliefen jedoch in so maßvollen und vorsichtigen Grenzen, daß eine ernste Gefahr für den Gesamtbetrieb und dessen Fortbestand niemals auftauchte. Der Hof als solcher blieb ohnehin grundsätzlich aus dem Spiel; ja, er wurde sogar noch um 14 ha vermehrt.

Die technische Anpassung an den modernen Fortschritt in Bäckerei und Mühle wurde zu keiner Zeit vernachlässigt. So gelang es stets, die sich wandelnden Bedürfnisse der anspruchsvollen Kundschaft zu friedigen. Im Jahre 1920 erhielt die Bäckerei die erste Knetmaschine. Bis dahin war die Behandlung des Brotteigs durch Handarbeit geschehen. Später kamen andere Maschinen und Einrichtungen dazu, um die verschiedenen Backwaren nach dem Bedarf der Kundschaft liefern zu können. Eigene Schwarzbrotfilialen wurden eingerichtet, die ihren Nachschub seit 1929 regelmäßig durch einen Brotwagen empfangen. All diese unternehmerischen und betrieblichen Verbesserungen erforderten große Urteilsfähigkeit und Umsicht.

Der Molkereibetrieb siedelte 1924 endgültig aus; denn die Gebr. Geising, Bakum, hatten dafür in Carum ein eigenes Gebäude errichtet. Nach der Stabilisierung der Inflation (Herbst 1923) bestand hierzulande fast allgemein angesichts der rapide ansteigenden Schweinemast nur wenig Interesse an der Aktivierung der Milchwirtschaft. Es schien sich auf die Dauer besser zu lohnen, die Milch in den Schweineställen zu verfüttern. Der freie Lammerdingsche Molkereiraum kam an die Mühle, in der der Umsatz von Jahr zu Jahr kräftig weiter anwuchs. 1927 war als Antriebskraft endlich eine

Sauggasanlage fällig, die dann 1934 durch einen starken Dieselmotor ersetzt wurde. Inzwischen war nämlich um 1932 der Abbruch der alten Windmühle vollzogen worden, deren Leistungsfähigkeit bei weitem nicht mehr ausgereicht hatte. An ihre Stelle war die technische Entwicklung zu einer modernen Motormühle mit wesentlich vergrößerter Leistung getreten (neben Futterschrot noch Feinmehl, Reinigungsmaschine, Plansichter usw.). Das Geschäft in Kunstdünger, das sich seit 1923 zu einem eigenen Zweig herausgebildet hatte, und auch die Lieferung von Saatgut erlangten neben dem Futtermittelumsatz für die Schweinemast mehr und mehr Gewicht im Rahmen des Gesamtbetriebes.

Das Lammerdingsche Unternehmen in Carum übte auf immer vielfältigere Weise wohlthätige Wirkungen in Richtung einer fortschrittlichen agrarwirtschaftlichen Erschließung seines bäuerlichen Kundenkreises aus. Zugleich war es von anregendem Einfluß auf die gesamten bäuerlichen Verhältnisse der Gegend, weil Bernard Heinrich Lammerding sich in seinem Schaffen keineswegs auf den privaten Geschäfts- und Lebensbereich beschränkte. Vielmehr erstrebte und gewann er kraft seiner dynamischen Persönlichkeit auch Einfluß auf öffentliche Belange des Gemeinwohls. Als ruhiger Vorsitzender des landwirtschaftlichen Vereins lieh er seinem Namen bei den bäuerlichen Berufskollegen Klang und Gewicht. Als Mitglied der Landwirtschaftskammer in Oldenburg und der Schweinekor Kommission, überhaupt als bekannter Tierzüchter auf dem Gebiete der Pferde-, Rindvieh-

250 Pf. Weizen abzugeben
am 30 März mit Müller
Brotke, Gerste zu Verfügung
von Leopold. Bechtel.

April 1^{te} Weizen abzugeben
an J. Müller. Aufbruch
Th. Martens Bremen 1927

Faksimile einer eigenhändigen Eintragung von Frau Berta Lammerding geb. Deberding, die ihrem Gatten Bernard Lammerding sen. in allen geschäftlichen Dingen, besonders in der Führung der Bücher, stets zur Hand ging.

und Schweinezucht, suchte er unsere heimischen Landwirte für neue Ideen und moderne Wirtschaftsweisen zu begeistern. Drei Tier-schauen fanden allein auf seinem Hof statt. Bei vielen einschlägigen Veranstaltungen meldete er sich zu Wort oder trat wenigsten in Erscheinung, um der Sache des landwirtschaftlichen Fortschritts immer wieder zu dienen.

Diese vielfältige agrarwirtschaftliche und berufsständische Arbeit von betont fortschrittlicher Ausrichtung rundete Bernard Heinrich Lammerding durch eine ebenso rührige kommunale Tätigkeit ab. Sein sachgerechtes und kluges Urteil war im Steuer-ausschuß der Gemeinde Bakum lange Jahre sehr geschätzt. Seiner hilfsbereiten Einfluß-

nahme verdankt die Schule von Carum den Ausbau einer zweiten Klasse. Auch im Kirchenvorstand und Kirchengemeinderat hatte seine Stimme stets Gewicht. Fast immer waren die Vorschläge des umsichtigen Mannes konstruktiv, obwohl er ein offenes und notfalls kritisches Wort nicht scheute. Bis heute sind die Spuren seines segensreichen Wirkens im Leben unserer Heimat nicht ausgelöscht . . .

Der neuere Firmenstand

Während der zwei Jahrzehnte zwischen den beiden Weltkriegen wuchs der Firmeninhaber der dritten Generation allmählich in seinen Aufgabenbereich hinein; und nach dem Ableben von Bernard Heinrich Lam-



Luftaufnahme der mittleren Ausbaustufe des Lammerdingschen Betriebes in Carum



Das gegenwärtige Bild des Lammerdingschen Landhandelsunternehmens in Carum mit Silohaus, Motormühle, Mischfutterwerk und Bäckerei.

merding im Jahre 1939 übernahm dessen Sohn Bernard Lammerding die Nachfolge in Hof und Geschäft. Aber der II. Weltkrieg rief den jungen Firmeninhaber im Dezember 1942 an die Front. Nach glücklicher Heimkehr aus Krieg und Kriegsgefangenschaft gegen Ende 1945 mußte dieser dann für die verflochtenen Kriegsjahre zunächst Bilanz machen. Unter seiner tatkräftigen Mitwirkung waren bereits vor dem Kriege statt der Windmühle eine neuzeitliche, leistungsfähigere Motormühle und ein Silohaus entstanden. Nun kam es darauf an, den Betrieb durch die schwierigen Nachkriegsverhältnisse zu bringen und ihm die Möglichkeiten für einen neuen Start zu erhalten. Der alte Lammerdingsche Stammhof bot dazu gewissermaßen eine gleichbleibend stabile Plattform.

Jedenfalls gelang es Bernard Lammerding nach der Währungsreform im Jahre 1948 sehr bald, die konsequente Weiterentwicklung des Gesamtunternehmens rasch voranzutreiben und so den Anschluß an die rasant einsetzende wirtschaftliche Aufwärtsbewegung nicht zu verpassen. Zuerst erfolgte noch im Jahre 1948 ein grundlegender Umbau der Bäckerei; ferner wurde eine

Wohnung für den Meister eingerichtet. Mit der baulichen Veränderung ging eine maschinell-technische Umstellung auf Elektrobetrieb Hand in Hand. Zur modernisierten Schwarzbrotbäckerei gesellte sich eine leistungsfähige Feinbrotbäckerei mit Konditorei. Die Erweiterung dieses Erwerbszweiges führte voll zu dem erhofften Erfolg. Zwei Drittel seiner Produkte werden heute in Filialen und über den örtlichen Lebensmittel Einzelhandel abgesetzt. Allein in der Bäckerei sind laufend vier Leute arbeitsmäßig ganz ausgelastet.

Die bauliche und rationelle Wandlung der Bäckerei stellte den ersten Schritt einer allgemeinen Erneuerung und Anpassung des Gesamtbetriebes an die gegenwärtigen Zeiterfordernisse dar. Aber die baulichen und maschinellen Anlagen der Mühle bedurften in ihrer Leistungsfähigkeit und Kapazität ebenfalls einer durchgreifenden Umstellung, zumal das Landhandelsgeschäft deutlich sichtbar neuen Dimensionen zutrieb. Lagerhaltung, Verarbeitung und Sortiment mußten hier ein vorher kaum zu ahnendes Volumen erhalten. Den großen Reigen wichtiger Veränderungen eröffnete im Jahre 1953 die Überbauung des Kunstdüngerschuppens,

der seit 1934 ausreichende Dienste geleistet hatte. Ihm folgte unverzüglich die Grundsteinlegung für den modernen Mischfutterbetrieb, wie ihn die hochgezüchtete Veredlungswirtschaft braucht. Die dreibödige Anlage wurde natürlich mit modernsten Maschinen ausgerüstet, um für längere Zeit allen Anforderungen gewachsen zu sein. Der unablässig steigende Bedarf an Futtermitteln und der aufkommende Mähdrusch machten 1959 einen neuen Silobau notwendig. Das Gesamtaufnahmevermögen umfaßt statt der 130 t des im Jahre 1934 erbauten Silos nunmehr 700 t. Eine Großannahme für lose Ware und eine Trocknungsanlage mit Olfeuerung vervollständigen das betriebstechnische Bild, das von den Leitlinien moderner Rationalität und Arbeitersparnis bestimmt wird. Trotzdem gibt der Lammerdingsche Betrieb mit Büro und Fuhrpark rund 25 Personen Arbeit und Brot. Zur reinen Marktleistung tritt also ein beachtlicher sozialer Faktor.

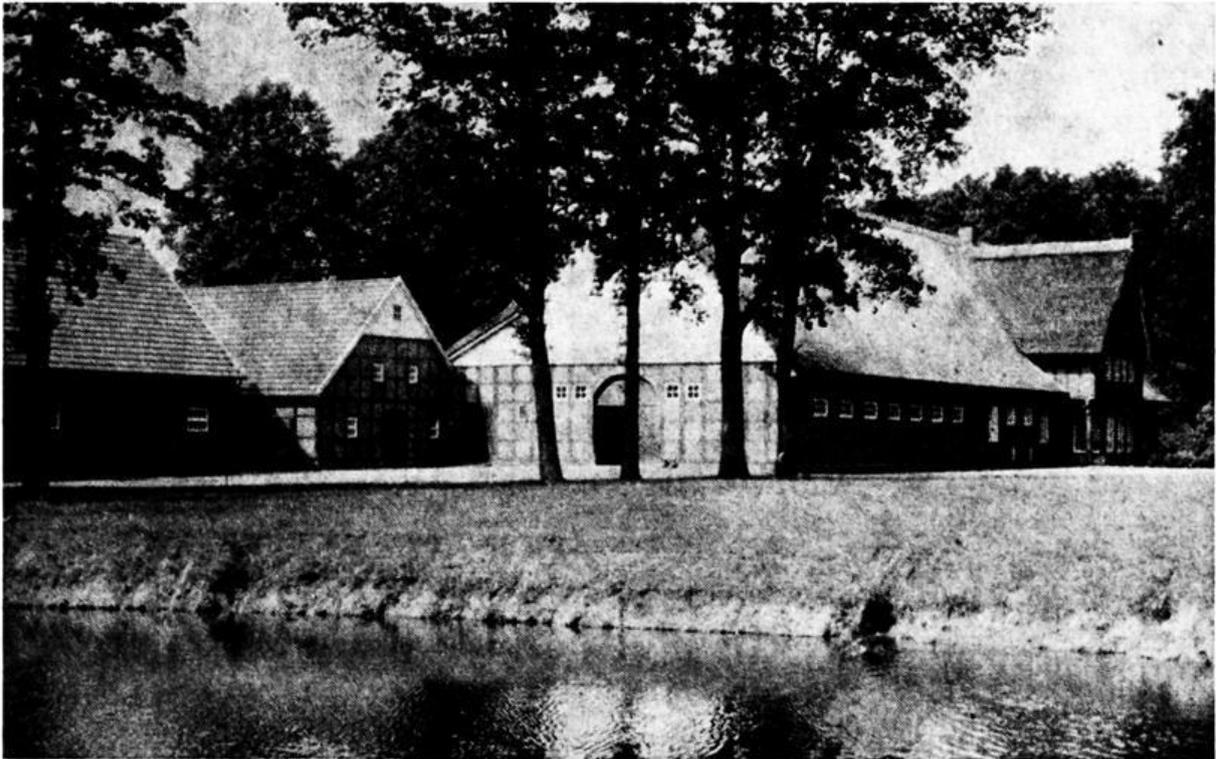
Tatsächlich hat die Firma Th. Lammerding in Carum die bedeutende Mittelpunktstellung für den seit 100 Jahren aufgebauten räumlichen Geschäftsbereich seit dem letzten Kriege noch entscheidend festigen können. Ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ihr Warensortiment, das Kunstdünger, Getreide, Futtermittel, Mischfutter, Schädlingsbekämpfungsmittel u. a. mehr enthält, dient in vollendeter Weise der weiten bäuerlichen Kundschaft. So wirkt nach wie vor die alte Firma mit fortschrittlichen Initiativen in die umgebende Landwirtschaft hinein. Wie eh und je wird die Partner- und Vermittlungsfunktion dieses traditionsreichen und zugleich neuzeitlichen Unternehmens, dessen praktischer Beratungsdienst in glücklicher Wechselwirkung mit fortschrittlicher Erschließungsarbeit steht, allgemein bei der Landwirtschaft des ausgedehnten Geschäftsbereiches hoch geschätzt.

In diesen Jahren holte sich der jetzige Inhaber mit seinem Adoptivsohn Bernard Lammerding geb. Haverkamp einen befähigten Mitarbeiter an die Seite. Leider wurde dieser im Sommer 1962 das Opfer eines tragischen Verkehrsunfalles. Seine Nachfolgerat der junge Theodor Rainer Lammerding geb. Haverkamp an. Dadurch besteht nach menschlichem Ermessen die Gewähr, daß der verdienstvolle Weg des Lammerdingschen Landhandelsunternehmens im ersten Säkulum seines Verlaufes auch in Zukunft sicher zu weiteren Erfolgen führen wird. Solche Hoffnung ist nach dem gegenwärtigen

Stand der Firma zu Beginn des zweiten Säkulums durchaus berechtigt.

Nicht zuletzt darf der alte niedersächsische Bauernhof als solider und stetiger Hintergrund des Ganzen gelten. Die gegenseitige Befruchtung von Bauernhof und Landhandelsgeschäft, eine ideale Verbindung, kennzeichnete die Entwicklung der vergangenen hundert Jahre in jeder Hinsicht. Sie bildet auch weiterhin die gesunde Grundlage für die zukünftige marktwirtschaftliche Erschließungsarbeit des Betriebes zum Nutzen des landwirtschaftlichen Kundenkreises. Wer diese Zusammenhänge kennt, vernahm anläßlich der Jubiläumsfeier mit großem Interesse die grundsätzlichen Ausführungen des Geschäftsführers Josef Luck vom Landhandelsverband Weser-Ems e. V. Oldenburg, die geradezu programmatisch klangen. Der Leser möge gestatten, daß sie den Schluß der kleinen heimatlichen Wirtschaftsstudie bilden:

„Hundert Jahre Familienunternehmen sind ein Erfolg, auf den man stolz sein kann in einer Zeit, die jegliches Familienunternehmen überhaupt in Frage stellt. Die Gegenwart zeigt starke Tendenzen zu unpersönlicher Konzentration und anonymen Zusammenschlüssen. Altbewährte Familienbetriebe wie die Firma Lammerding erlangen deswegen erhöhte Bedeutung. Der Gründer der Firma war ein weitblickender Mann, der klar seine Chancen erkannte, und die Nachkommen haben die Firma in seinem Sinne fortgeführt. Das verflossene Jahrhundert war nicht nur Aufstieg, es gab auch Rückschläge. Dank der guten Geschäftspraxis und der Aufgeschlossenheit gegenüber modernen Betriebsmitteln konnte nichts die Grundfesten der Firma Lammerding erschüttern. Alle Firmeninhaber bemühten sich erfolgreich um die Weiterentwicklung. Da sie aus dem Bauerngeschlecht stammten und noch heute ein großer Bauernhof zum Betrieb gehört, kannten sie die Sorgen und Nöte der Bauern und standen ihnen mit Rat und Tat zur Seite. Darum ist auch der Tag des 100jährigen Bestehens des Familienbetriebes Lammerding für alle Beteiligten und die Öffentlichkeit ein denkwürdiger Tag. Im Gegensatz zum unpersönlichen Managertum der Großbetriebe gelten im Familienbetrieb der mittelständischen Wirtschaft noch der Mensch und menschliches Denken. In der Firma Lammerding herrschte immer jenes typische unternehmerische Denken, das getragen ist von der Verantwortung für alle Beschäftigten, vom



Der heutige Urhof Lammerding in Carum seit der Renovierung und dem Umbau durch den Architekten Mans Büld, Damme. Aufn. Hölzen, Dinklage

Verständnis für ihre Sorgen und Wünsche; und das hat, verbunden mit einer soliden persönlichen Geschäftspraxis gegenüber den Kunden, die Firma sicher durch die verflochtenen 100 Jahre geführt. Der Landhandel sieht die Landwirtschaft nicht nur als Geschäftspartner, sondern er unterstützt sie auch in der Sorge um die Anpassung an die heutigen Marktverhältnisse. Das erkennt die Landwirtschaft durchaus an. Gleiches zeigt sich auch in der erfolgreichen Entwicklung der Jubiläumsfirma. Wir haben die feste Überzeugung, daß unsere Familien-

betriebe im Landhandel sich gegenüber dem Trend zur Konzentration erfolgreich behaupten werden, unter ihnen auch das Unternehmen Lammerding. Mögen unsere Politiker diese Familienbetriebe in ihrem Existenzkampf nach Kräften unterstützen! Mögen aus diesen Betrieben immer wieder Persönlichkeiten wachsen, die sich im Interesse der berufsständischen Arbeit und der landwirtschaftlichen Förderung dem Gemeinwohl ebenfalls zur Verfügung stellen!"

Alwin Schomaker-Langenteilen

Mühsal ums Brot

Mitten im Herzen von Wien, am Ballhausplatz, wurde vor kurzem auf einer Fläche von 119 qm ein Getreidefeld angebaut. Der Zweck dieses merkwürdigen Feldes soll sein, den Bewohnern der Stadt die Entwicklung des Brotgetreides vor Augen zu führen.

Wie es heißt, wollen andere Städte diesem Beispiel folgen, denn nicht nur in Wien, sondern überall dort, wo es Großstädte gibt, kann man Menschen antreffen, die sich im

ersten Augenblick wundern, wenn sie zu hören bekommen, das Brot, das sie essen, sei auf dem Felde gewachsen.

Ich erinnere mich noch gut von meiner Bubenzeit her, daß ich häufig von meinem Vater den Auftrag erhielt, auf der Schiebkarre einen Sack Brotkorn zur Mühle zu fahren. Ich folgte der Anordnung des Vaters stets gern, aus dem einfachen Grund, weil diese Mühsal ums Brot mich in eine Wind-

Dei Möhlen un dei Junge

von Hubert Burwinkel

*Sei bauden dor dei Möhlen,
Dorachter up den Esk,
Ein Flögelpor nao baoben,
Dat anner Por leeg dwesk.*

*Dann draihden sick dei Flögels
Un susden rund naograo;
Un was kien Perd dorbinnen.
Ick keek ja sülsen nao.*

*Ick irög den olen Möller
Dei up den Umgang stünd.
Dei pusde nao den Flögel
Un sä: „Dat dait dei Wind.“*

*Maol stünd dei Möhlen stille,
Un baoben ick un Greit.
Wi pusden up den Flögel,
Dei hei sick doch nich draiht.*

*Dei Möller röp: „Dat gaiht nich,
Wenn gi uck noch so pust,
Werd erst so olt as icke,
Schölt seihn, wat sei dann sust.“ —*

mühle führte, deren letzte weit im Lande in unserem Dorfe noch mahlte.

Ein tiefer, steiniger Weg führte durch einsames Korn zu dieser Mühle empor. Der Wind durchkämmte ihre Riesenflügel, daß sie die Luft gewaltig durchklafferten. Etwas Geheimnisvolles ging davon aus ...

Hatte ich den Hügel erreicht, so trat der stoppelbärtige Müller in Holzschuhen und weißbestäubtem Leinenzeug aus der grünen Tür seines nebenan gelegenen Häuschens und ging die wenigen Schritte zur Mühle voran. Im Bauch des alten Ungetüms, schon draußen vernehmbar, knarrte und ächzte das Räderwerk.

Drinne gelangte man ebenerdig in einen dämmerigen Raum. Vergleichbar dem Mast eines Segelschiffes, ragte hier ein Eichenstamm als Achse empor. Mit dem Fuß in einem eichenen Balken gelagert, der quer durch den Raum lief und im Mauerwerk endete, durchstieß diese Achse die Decken der einzelnen Stockwerke und traf in der Kappe mit einer Querachse zusammen. Zwei mächtige Zahnräder verbanden die Achsen ...

Die Kappe durchstoßend, endete draußen die Querachse in den Windmühlenflügeln.

Die Kappe der Mühle lagerte auf Kugeln. So ließen sich die Flügel durch ein einfaches Drehwerk jederzeit der Richtung des Windes anpassen.

Unterhalb der Kappe, in einem tieferen Stockwerk, lagerte das Mahlgut der Bauern. Sackartige Schläuche aus kräftiger Leinwand führten zu den Trommeln der riesigen Mahlsteine. Von einer Schütte getrieben, aber dennoch bedächtig, rieselte das Korn in die Mahlgänge unten.

Das Triebwerk stieß, stampfte und krachte, daß die ganze Mühle davon zitterte. Man spürte aber zugleich, daß hier als Triebkraft die Urelemente der Schöpfung am Werk waren. Der Rhythmus des Gangwerkes war unregelmäßig. Einmal ging es langsamer, dann wieder schneller. Das Herz dieser Mühle war eben Gottes Wind. Wie der Wind draußen atmete, so pochte auch hier drinnen der hölzerne Kern. — — —

An der krakenden Stiege im verstaubt n Gebalk zog ein windschietes Fensterchen den Blick in die Ferne. Während draußen an der Scheibe das Flugelkreuz schwang, stieg die hintergründige Landschaft riesenhaft und gewaltig gegen den Horizont an. Sie wirkte von hier oben wie ein Labyrinth der Natur:

Krause, olivendunkle Waldrücken wechselten mit weiten, strohbleichen Kornfeldern. In sattgrünen Kampen, zwischen Walthecken und knorrigem Eichengebüsch, weideten in den Koppeln die Herden der Rinder. Unter weißborkigen Birken lagerten sommermude Pferde. In den Tiefen der Ferne grußten die schlanken Spitztürme benachbarter Dorfkirchen.

Hohe Einsamkeit ging um diese alte, verlassene Mühle. Weit ins Land hinaus ragten ihre schwarzen Kreuzesarme, die sich arbeits hungrig, ohne je zu ermüden, in den großen Bogen des Himmels hoben. Der Müller aber wußte: ihre Tage waren gezählt! Sie mahlte noch als eine der letzten im Lande. Sie ist heute auch schon längst von ihrem Hügel verschwunden.

Uns bleibt nur der Trost, daß Gottes Winde, aus denen sie lebte, über Raum und Zeiten hin fortwehen werden.

Noch immer und immer fort wird auch das Brotkorn verwandelt wie früher, wenn auch auf andere Weise. Geändert hat sich also eigentlich nichts: das Korn wird zu Mehl, das Mehl wird zu Brot — — —

Josef Kamp





Die Kumpersche Mühle auf der Düne in Dümmerlohausen. Ursprünglich standen zwei Mühlen in einigem Abstand nebeneinander. Sie waren im vorigen Jahrhundert errichtet worden und bildeten jahrzehntelang wie die Schnaatmühle bei Damme ein Wahrzeichen der Gegend. Das mächtige Flügelkreuz der hier abgebildeten Mühle drehte sich noch bis vor einem Jahrzehnt. Alle Bemühungen um seine Erhaltung führten leider zu keinem Ergebnis. Seit kurzem steht nur noch der flügelberaubte untere Mühlenstumpf.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Dei Möhlen un dei Junge

von Hubert Burwinkel

*Sei bouden dor dei Möhlen,
Dorachter up den Esk,
Ein Flögelpor nao baoben,
Dat anner Por leeg dwesk.*

*Dann draihden sick dei Flögels
Un susden rund naograo;
Un was kien Perd dorbinnen.
Ick keek ja sülsen nao.*

*Ick irög den olen Möller
Dei up den Umgang stünd.
Dei pusde nao den Flögel
Un sä: „Dat dait dei Wind.“*

*Maol stünd dei Möhlen stille,
Un baoben ick un Greit.
Wi pusden up den Flögel,
Dei hei sick doch nich draiht.*

*Dei Möller röp: „Dat gaiht nich,
Wenn gi uck noch so pust,
Werd erst so olt as icke,
Schölt seihn, wat sei dann sust.“ —*

mühle führte, deren letzte weit im Lande in unserem Dorfe noch mahlte.

Ein tiefer, steiniger Weg führte durch einsames Korn zu dieser Mühle empor. Der Wind durchkämmte ihre Riesenflügel, daß sie die Luft gewaltig durchklafferten. Etwas Geheimnisvolles ging davon aus ...

Hatte ich den Hügel erreicht, so trat der stoppelbärtige Müller in Holzschuhen und weißbestäubtem Leinenzeug aus der grünen Tür seines nebenan gelegenen Häuschens und ging die wenigen Schritte zur Mühle voran. Im Bauch des alten Ungetüms, schon draußen vernehmbar, knarrte und ächzte das Räderwerk.

Drinne gelangte man ebenerdig in einen dämmerigen Raum. Vergleichbar dem Mast eines Segelschiffes, ragte hier ein Eichenstamm als Achse empor. Mit dem Fuß in einem eichenen Balken gelagert, der quer durch den Raum lief und im Mauerwerk endete, durchstieß diese Achse die Decken der einzelnen Stockwerke und traf in der Kappe mit einer Querachse zusammen. Zwei mächtige Zahnräder verbanden die Achsen ...

Die Kappe durchstoßend, endete draußen die Querachse in den Windmühlenflügeln.

Die Kappe der Mühle lagerte auf Kugeln. So ließen sich die Flügel durch ein einfaches Drehwerk jederzeit der Richtung des Windes anpassen.

Unterhalb der Kappe, in einem tieferen Stockwerk, lagerte das Mahlgut der Bauern. Sackartige Schläuche aus kräftiger Leinwand führten zu den Trommeln der riesigen Mahlsteine. Von einer Schütte getrieben, aber dennoch bedächtig, rieselte das Korn in die Mahlgänge unten.

Das Triebwerk stieß, stampfte und krachte, daß die ganze Mühle davon zitterte. Man spürte aber zugleich, daß hier als Triebkraft die Urelemente der Schöpfung am Werk waren. Der Rhythmus des Gangwerkes war unregelmäßig. Einmal ging es langsamer, dann wieder schneller. Das Herz dieser Mühle war eben Gottes Wind. Wie der Wind draußen atmete, so pochte auch hier drinnen der hölzerne Kern. — — —

An der krakenden Stiege im verstaubt a Gebalk zog ein windschietes Fensterchen den Blick in die Ferne. Während draußen an der Scheibe das Flugelkreuz schwang, stieg die hintergründige Landschaft riesenhaft und gewaltig gegen den Horizont an. Sie wirkte von hier oben wie ein Labyrinth der Natur:

Krause, olivendunkle Waldrücken wechselten mit weiten, strohbleichen Kornfeldern. In sattgrünen Kampen, zwischen Walthecken und knorrigem Eichengebüsch, weideten in den Koppeln die Herden der Rinder. Unter weißborkigen Birken lagerten sommermude Pferde. In den Tiefen der Ferne grußten die schlanken Spitztürme benachbarter Dorfkirchen.

Hohe Einsamkeit ging um diese alte, verlassene Mühle. Weit ins Land hinaus ragten ihre schwarzen Kreuzesarme, die sich arbeits hungrig, ohne je zu ermüden, in den großen Bogen des Himmels hoben. Der Müller aber wußte: ihre Tage waren gezählt! Sie mahlte noch als eine der letzten im Lande. Sie ist heute auch schon längst von ihrem Hügel verschwunden.

Uns bleibt nur der Trost, daß Gottes Winde, aus denen sie lebte, über Raum und Zeiten hin fortwehen werden.

Noch immer und immer fort wird auch das Brotkorn verwandelt wie früher, wenn auch auf andere Weise. Geändert hat sich also eigentlich nichts: das Korn wird zu Mehl, das Mehl wird zu Brot — — —

Josef Kamp



Dei Kortgeschichte

Ik sitte an'n Disk un verseuke tau schrieven. Man dat kloort vandaoge nich. Ik heff alles, wat ik bruuke, vör mi: Dree, veer Sorten Poppier liggt dor up'n Staapel; Füller, Kugelschriever un Bleefern sünd paraot. Man dat will vandaoge nich klöören.

Ik kann dat nich utstaohn, wenn mi eener bi't Schrieven över dei Schullern kickt. Un dit gräsige Gefühl heff ik all, wenn blot eener in den süftigen Ruum is. Dorüm mott ik for mi alleen wäsen. Man dat bün ik uk. Wor mag dat an liggen, datt mi nix infallen will?

Dor kloppt wat an dei Dörn. Ik nähm dei Bleefern van't Blatt, wor ik luter lütke Föhnkes up maolt heff.

Lurmanns Jan kummt in, een Dischker ut use Dorp, so üm füfftig Jaohre olt. Hei schnufft erst 'n paor Maol dör dei Näsen -- buten weicht 'n stieven Wind -- un dann fraogt hei:

„Dröff ik inkaomen?“

„Du bust ja all hier, Jan“, segg ik.

Hei dreiht sik, dei Müssen in dei Hand, nao alle Sieden. Dann kickt hei stuuf up mienen Disk. „Wat maokst du dor?“ fraogt hei dann wiesnas.

Ik due up dei Bleefern. „Ik schrieve, Jan.“

„So, so, du schriffst. Aver dat seh ik ja. Wi Hannwarkers hebbt nu uk väl tau schrieven. Is'n aosigen Kraom. Heff dor kienen Spaß an. Man wenn eener sien Geld tau packen kriegen will -- --“

„Ik schriev kienen Stundenlohn an un uck kien Räaken ut, Jan.“

„Wat maokst du dann?“

„Ik schriev eene Kortgeschichte. Dat heet, ik will eene schrieven.“

Hei gluurt mi an, as wenn hei seggen wull: So eenen Keerl gifft dat in use Dörp? Hei seggt: „Eene Geschichte? Eene würkelke Geschichte? Wat fangst du dor mit an?“

„Wenn ik Glück heff, werd sei afdrückt.“

„Un bringt dat wat in?“

„Wenn ik Glück heff, krieg ik dor Geld för, Jan.“

„Oh, dann bruukst du aower väl Dusel! -- Möögt dei Lüe dat denn woll läsen, wat du so schriffst?“

„Eenige seggt van „Jao“. Aower änners weet ik dat nich so jüst. Ik meene, wenn dei Lüe dor nietzke up wassen, dann müssen dei Größkens bi mi mehr schäpeln.“

„So, so“, seggt Lurmanns Jan. „Ja, Geschichte un Geschichte is een Verschääl. In dei Zeitung ünner den Streek steiht upstunns eene so moie Geschichte, datt wi us morgens tau Hus dat Blatt eenänner ut dei Hand rietet. Elkeen will't tauerst hebben. Lääst du sei uk?“

Ik schüddelkopp.

Jan sett't sik up den Stuhl bi'n Bökerschrank. „Och, weest du, dat is eene Geschichte so recht ut't Läven. Dor is een Bur, dei heff twei Döchter. Welkenberg heet dei Bur, un dei Wichter nömt sich Erika un Almaria. Wat dei öllst van dei beiden is, dei Erika, dei heff eenen Wilddeiv geern. Ja, un dorüm bringt sei ehren Brauder, den Franz, uk so wiet, datt hei üm bi disse Deivereen helpt. Dei Vaoder, dei olle Bur, is dei erste, dei dor achter kummt. Do mag hei nich mehr läven, un -- --“

„Nao'n Stunn hefft Jan utvertellt.“

„Hest du gaor nich taulustert?“ fraogt hei mi.

„Jao, Jan“, segg ik, „ik heff alles hört. Un mannges heff ik een paor Wöer mitschräven.“

Ik laot üm dor nich mehr tau kaomen, datt heit fraogt nao worüm und wortau. Ik kumpelmenteer üm drokke nao buten: „Heff mi heller freut, Jan, kiek doch maol weer in!“

Un nu an dei Arbeit! Dei Kortgeschichte is klaor! Lurmanns Jan heff sei mi vertellt.

Dor steiht sei nu schwart up witt. So wat willt dei Lüe läsen. Kittig dor mit in dei Maschinen! De Baogens in't Couvert! Adress un Breefmarken dor up, datt sei van aowend noch mit dei Post geiht!

Mien Kopp gleuhet vör Iwer. Vällicht heff ik vöermorgen all Nachricht weer! So wat willt dei Lüe doch läsen!

Heinz von der Wall

Um Kraft

von Josef Kamp

*Der Eiche gleich sei meine Art,
So sturmgeleitet und wetterhart,
So wurzelfest in Heimatschollen,
So kraftdurchpulst von zähem Wollen.*

*Herr, sieh, ich bin noch schwach und weich!
Gib du mir Kraft, der Eiche gleich,
Befruchte mich mit deinem Samen,
Dann trotzte ich den Stürmen. Amen!*



Wie sieht eine Mutter aus?

Es war ein kühler, windiger Tag. Der Spielplatz lag ganz verlassen da.

Eigentlich hatte ich keine Lust, in der Kälte herzustehen; aber meine Kinder baten mich so stürmisch: „Mutti, bitte, nur einmal rutschen — nur einmal wippen — ach, bitte, Mutti!“ Seufzend gab ich nach und saß schließlich lachend mit auf der Wippe. Auch das Karussell drehte sich mit mir. Ungelenk rutschte ich die Rutsche hinab, um pustend die kleine Leiter wieder hinaufzusteigen.

Das machte wirklich Spaß! Richtig lustig aber wurde es erst, als noch mehr Kinder hinzukamen. Da setzte ich mich zu der jungen Ordensschwester auf die Bank, und wir kamen ins Gespräch.

Natürlich erzählte sie von „ihren“ Kindern. Ich erfuhr, daß sie die Kinder eines Waisenhauses betreute. „Es sind nur wenige ohne Eltern. Fast alle haben eine Mutter — die meisten auch noch einen Vater!“

„Wie traurig!“ rief ich.

„Ja, es ist traurig. Da gibt es irgendwo einen Vater, der sich niemals um sein Kind kümmert — vielleicht nicht einmal in Gedanken; oder nur, um widerstrebend einen Geldbetrag zu zahlen. Und da ist eine Mutter, die ihr Kind nie besucht. Das Kind wird vielleicht niemals ein Elternhaus haben; obwohl es Eltern besitzt. Es lebt im Waisenhaus wie ein Waisenkind.“

Dabei streichelte die junge Franziskanerin einen pausbäckigen Buben. Gleich darauf war eine ganze Schar Kinder um sie. Zwei kletterten ihr auf den Schoß, nahmen sie um den Hals und musterten mich fragend.

Eine Achtjährige fragte ganz leise, aber ich verstand jedes Wort: „Ist das eine Mutter, Schwester? Ist das eine richtige Mutter?“ Eine ganz Kleine fragte: „Wie sieht denn eine Mutter aus?“

Alle hatten ihr Spiel vergessen. Aufgeregt riefen die Kinder durcheinander: „Wie unsere Schwester! Wie die Mutter vom lieben Jesuskind! Sie hat eine freundliche Stimme. Sie streichelt ihr Kind. Sie kocht das Essen. Sie ist zu Hause, wenn das Kind aus der Schule kommt. Sie deckt es am Abend zu und spricht mit ihm das Abendgebet. Eine Mutter ist lieb. Eine Mutter ist gut.“

Mir fiel auf, daß kein Kind Schönheit, Tüchtigkeit, Reichtum aufzählte. Und gerade



In einem heimischen Bauerngarten

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

das steht heute hoch in Kurs. Gelten für das Kind andere Maßstäbe?

Ein kleines Mädchen sah mich unverwandt an und fragte die Schwester: „Ist das nun eine Mutter?“

Sah ich wie eine Mutter aus? Zum ersten Mal stellte ich mir selber diese Frage. In mir stieg ein Gefühl der Schuld auf. War ich immer freundlich, geduldig und gütig? Oder war ich nicht zu oft ärgerlich, mißmutig und nervös?

Während ich noch überlegte, kamen meine Kinder vom Spielplatz hergelaufen. Rosemarie hopste mir ungestüm in die Arme. Monika schmiegte sich an mich. Jürgen aber zog mir übermütig meine weiße Wollmütze vom Kopf und stülpte sie sich über.

„Ist das eure Mutter?“ fragte die Achtjährige meinen Jungen.

Er sah sie verwundert an und rief: „Klar doch, was hast du dir denn gedacht? Wer soll das denn sonst sein?“

„Vielleicht ist das eine Lehrerin? Sie hat ja ein graues Kostüm an“, sagte das Mädchen, nun eingeschüchtert.

„Mensch, das ist doch meine Mutter!“ rief mein Junge. „Das siehst du doch! Denkst du, ich dürfte ihr sonst einfach die Mütze vom Kopf nehmen?“

„Ja!“ sagte das Mädchen bewundernd zu dem Jungen: „Du hast ja ihre Mütze auf dem Kopf!“

Dann ging sie langsam zum Karussell, gab dem DIng einen Schubs und sah vorbei ins Leere ...

„Wer ist denn nun als erster wieder beim Karussell?“ rief die Schwester und klatschte

in die Hände. Als alle zum Spielplatz gelaufen waren, wendete sie sich erst wieder zu mir.

„Ja, die Frage nach der Mutter beschäftigt die Kinder unablässig“, sagte die junge Schwester. „Die Kinder spielen, singen, lernen — sie werden gepflegt, gehütet und wachsen heran. Aber diese eine Frage bleibt: Wie sieht eine Mutter aus? Wie sieht meine Mutter aus?“

Erika Täuber

Vom Baumweg in den Urwald Kolumbiens

An den Füßen die neuen weichen Filz-pantoffeln, neben sich einen Münsterländer Klaren (als kleine Schützenhilfe für den Magen bei der Bewältigung des Festtags-bratens), dazu eine Zigarre mit Bauchbinde — so etwa stelle ich mir Onkel Hinnerk aus dem heimatlichen Oldenburger Münsterland vor beim Studium meiner Schilderung einer südamerikanischen Weihnacht nahe dem Äquator, die im 1964er Kalender erschien.

Er wird mit belustigtem Kopfschütteln „öwer düssen wunnerlicken Mensken“ auf der anderen Seite des großen Wassers und in dem Bewußtsein seiner wohligen Geborgenheit im Frieden seiner weihnachtlich geschmückten vier Wände vergleichenderweise Brücken geschlagen haben von der fremd-artigen und lauten Weise, drüben Weihnachten zu feiern, und der so innigen und besinnlichen unseres heimischen Weihnachtsfestes.

Der genannte Bericht mag das Interesse der erwachsenen Leser gefunden haben. Aber die jugendlichen Leser mußte er wohl ent-täuschen. Weihnachten können sie zu Hause ja viel schöner und „richtiger“ feiern, als es diese eigenartigen Menschen dort im fernen Kolumbien tun. Warum befaßte sich der Bericht nicht mit Schlangen, Jaguaren, Indios und Giftpfeilen, die es im Münsterland doch nicht gibt? Wenn schon einer jahrelang da unten bei den Wilden lebt, soll er doch lieber einmal davon etwas schreiben!

Ich will meine Unterlassungssünde gut-machen, zumal dieser neue Bericht Onkel Hinnerk abermals Gelegenheit gibt, Verglei-che zu ziehen — vielleicht zwischen unserem Urwald im Baumweg und dem in Südame-rika. Gemeinsamkeiten wird er dabei aller-dings nicht viele finden, Unterschiede da-

gegen eine Menge, z. B. diesen: das südame-rikanische Urwaldgebiet ist „etwas“ größer; unsere Bundesrepublik könnte sechzehnmal darin Platz finden.

Nach drei Jahren Aufenthalt in unserem südamerikanischen Gastland Kolumbien wag-ten wir unsere erste Urwaldexpedition. Zu-erst mußten wir — mein ältester Sohn, meine Frau, ein Kollege und ich — mit dem Jeep in einer 570 Kilometer langen Fahrt die Zentral- und die Westkordillere über-winden. Über schmale Felsgrate, Hochge-birgspässe, vorbei an schwindelnden Abgrün-den gelangten wir in das an der Pazifikküste gelegene Departamento Chocó. Dieses be-steht zu über 90 Prozent aus unwegsamem, unberührtem Urwald, der die Küste vom Binnenland abriegelt.

Fahrten durch das Hochgebirge in der Nähe des Äquators sind immer mit Gefahren verbunden. Darunter ist die der Erkältung nicht die kleinste, weil man innerhalb einer Stunde mehrere Male von Tropenhitze in sturmgepeitschte, neblige Höhen gelangen kann und umgekehrt. Eine solche Reise voll-zieht sich daher unter ständigem An- und Ausziehen von Pullovern oder sonstiger Oberbekleidung. Dazu muß man wohl oder übel aussteigen. Das war aber etwas, was wir in dieser Gegend ungern taten. Es han-delt sich um einen der gefährlichsten Land-striche Kolumbiens — das Violencia-Gebiet. Violencia heißt Gewalt und meint in diesem Fall Gewalttaten.

Über 4 000 schwer und modern bewaff-nete Räuber treiben sich in Kolumbien her-um. Vier Heeresbrigaden sind seit Jahren



gegen sie eingesetzt, leider mit geringem Erfolg. Die Schlupfwinkel der „Bandoleros“ werden nur von Eingeweihten erreicht. Die Wissenden schweigen, da der kleinste Hinweis an das Heer den sicheren Tod der ganzen Familie bedeuten würde. Die Bandoleros rächen sich an der unschuldigen Bevölkerung mit eiserner Konsequenz. Seit 1948 mordeten sie nach amtlichen Statistiken 300 000 Opfer.

Wir kamen unbehelligt durch. Nach Beendigung der Reise fand man bei der Inspektion des Fahrzeuges einen Durchschuß im Auspuff. Wir hatten — wie so oft in diesem Land — wieder einmal Glück gehabt.

Unser erstes Reiseziel war Quibdó, die Hauptstadt der Provinz Chocó. Auf einer 240 Kilometer langen Trocha, so nennt man in Südamerika einen ungepflasterten Weg, gelangten wir dort hin. Die Bevölkerung des Chocó besteht ausschließlich aus Negern. Sie fühlen sich in dem für Weiße unerträglichen Klima wohl. La tumba del hombre blanco = das Grab des weißen Mannes heißt daher dieses Gebiet. Selbst die Honoratioren der Stadt: Bürgermeister, Rechtsanwälte, Ärzte und Lehrer, sind Neger.

Von Quibdó aus führte die Trocha noch 20 km weiter bis zum nächsten Dorf Tutuendo, am Fluß des gleichen Namens gelegen. Hier hatte der Urwald endgültig gesiegt. Der Weg hörte plötzlich auf, sozusagen mitten auf der Straße. Uns blieb nur der älteste Verkehrsweg der Menschheit, der Fluß selber. Unseren Jeep mußten wir im Dorf zurücklassen.

Don Mario, der schwarze Bürgermeister, gleichzeitig Inhaber eines Ladens und des einzigen Gasthauses im Dorf, vermittelte uns vier Bootsführer. Wir heuerten sie für zwei Tage gegen entsprechendes Entgelt und Verpflegung an. Er versorgte uns auch mit den nötigen Lebensmitteln.

Die eingeborenen Chocóaner, die Indios also, die wir besuchen wollten, sind friedlich. Doch leben sie weit verstreut, scheu und zurückgezogen im tiefsten Urwald. Nur wenige der schwarzen Führer kennen den Weg zu ihren Ansiedlungen; die Kenntnis von seinem Verlauf wird als Berufsgeheimnis gehütet. Es stellt die Grundlage für ihren Lebensunterhalt dar, weil sie sich so mit Erfolg als Pfadfinder an die „gringos“ verdingen können.

Als wir der beiden Canoas ansichtig wurden, die uns — meine Frau, meinen Sohn, einen Kollegen und mich — aufnehmen sollten, war uns nicht sehr wohl zumute. Unser Mißtrauen bestätigte sich, als wir in den kaum 50 cm breiten Fahrzeugen, die in

einem Stück aus einem Baumstamm gefertigt sind, Platz nahmen. Bei der geringsten ungeschickten Bewegung drohten sie zu kentern. Solche Aussicht schien wegen der Wasserschlängen und Barbillas, einer kleinen Krokodilart, nicht sehr reizvoll. Es dauerte geraume Zeit, ehe wir unsere Bewegungen mit denen der schwankenden Fahrzeuge in Einklang zu bringen wußten.



Alter Veteran aus dem herbstlichen Baumweg
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen



Ein undurchdringliches Gewirr von Unterholz und Schlingpflanzen macht einen Marsch durch den Urwald zu einer unbeschreiblichen Strapaze.

Aufn. Schwitzner

Unsere schwarzen Palanqueros, die Bootsführer, dagegen — einer am Bug, der andere am Heck — standen aufrecht und gerieten nicht ein einziges Mal aus dem Gleichgewicht. Mit einer uns unbegreiflichen Sicherheit bewegten sie mittels langer Stangen die Fahrzeuge flußaufwärts. Felsen, Baumstämme und größere Schlingpflanzen umgingen sie mit Geschick und großer Gelassenheit.

Da wir stromaufwärts fuhren, verringerte sich die Flußbreite zusehends. Die Strömung dagegen wurde stärker, und die ganze Szenerie nahm mehr und mehr wildromantische Formen an. Baumkronen beider Ufer schlossen sich allmählich über dem Flußbett zu einem dichten Blätterdach, durchwirkt von Lianen, Schmarotzern und Überpflanzen, deren Spitzen oft die Wasserfläche berührten. Gelegentlich leuchtete aus dem grünen Dämmerdunkel der beiderseitigen Ufer das grelle Rot einer Bromelie oder das zarte Lila einer Orchidee ... Die Uferfelsen ließen manchmal nur eine zwei bis drei Meter breite Durchfahrt. Der Fluß zwängte sich gurgelnd und schäumend hindurch. 20 Zenti-

meter tiefe Löcher in den Felswänden oberhalb der Wasserlinie gaben Zeugnis davon, daß schon vor Jahrhunderten die Indios mit ihren Bootshaken hier auf die gleiche Art den Durchgang ertrotzt hatten.

Die Tierwelt hielt sich sehr zurück. Besonders die großen Tiere schienen uns mit Verachtung zu strafen. Nur vereinzelte Schreie der Kapuzineraffen und der Pericos, der grünen Zwergpapageien, drangen an unser Ohr. Als einmal der häßliche Kopf einer Barbilla vor dem Bug auftauchte, verspürten wir plötzlich keine Lust mehr, unsere Hände in dem vorbeigleitenden Wasser zu kühlen. Nach zweieinhalbstündiger Fahrt war dieser wohl aufregendste und romantischste Teil unserer Reise zu Ende.

Wir legten am frühen Nachmittag irgendwo an. Die Boote wurden im Uferdickicht festgemacht. Die Bootsführer bemächtigten sich unseres Gepäcks, das sie dann nach Negerart auf dem Kopf trugen. Uns nahmen sie auf schmalen Uferpfad in die Mitte. Was nun kam, war die Hölle; wir wußten es zum Glück noch nicht.

Nach zwei Minuten klebte die Kleidung am Körper. Dumpfe, brütende Feuchtigkeit zog in dichten, weißen Nebelschwaden träge durch das undurchdringliche Blättergewirr im Halbdunkel des Urwalds. Die nicht ungefährliche Bootsfahrt erschien uns nun wie ein Spaziergang durch himmlische Traumgefilde. Der Morast, durch den wir wateten, die Dornen und Kletten, die unsere Kleider zerfetzten, die gierigen Insekten, die uns umschwärmten, die Schlingpflanzen und Baumwurzeln, die uns zu Fall brachten, können nur kurz erwähnt werden. Die kör-



Der Edelstein unter der Urwaldflora, die Orchidee. Es gibt in Kolumbien über 300 verschiedene Arten. Ein Dutzend kauft man auf dem Markt für zwei Mark.

Aufn. Schwitzner

perliche und seelische Verfassung, in der wir uns nach kurzer Zeit befanden, in Worte zu kleiden, wird mir kaum gelingen.

Keuchend, in salzige Schweißströme gebadet, umschwirrt von gierigen Blutsaugern, die nicht eine Sekunde von uns abließen, taumelten wir hinter unseren Führern her. Jeder war ängstlich darauf bedacht, nur ja nicht den Anschluß zu verlieren. Die Neger dagegen liefen munter schwatzend vor uns her, als befänden sie sich auf einem Sonntagsnachmittagsspaziergang.

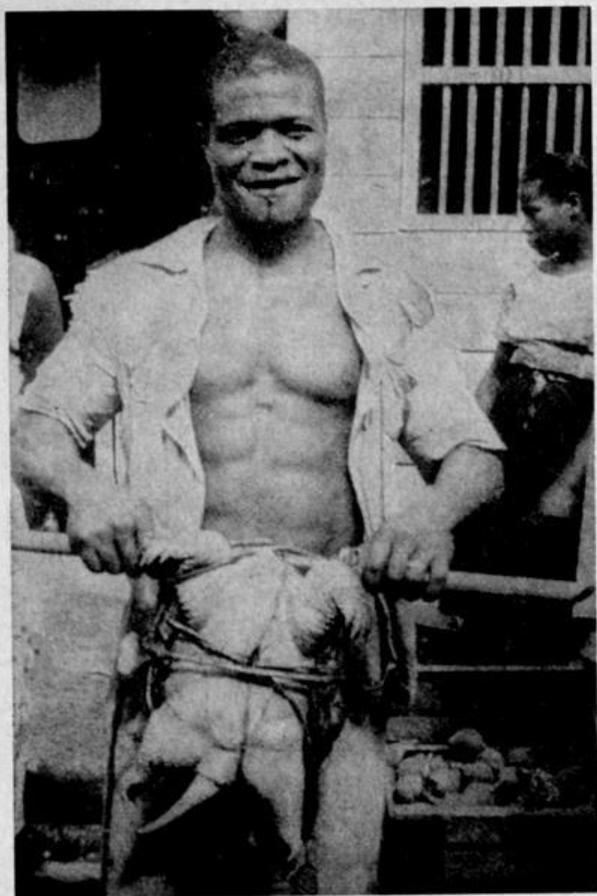
Wir wurden das unschöne Gefühl nicht los, daß sie eine hämische Freude hatten an den ausgepumpten, bleichen „Schreibtischrittern“, die da hinter ihnen her wankten. Das ansehnliche Gepäck auf ihren Köpfen schien sie nicht im geringsten zu beschweren. Wir aber trugen schon an unseren Kameras, als ob deren Gewicht mit jedem Schritt zunehmen würde: La tumba del hombre blanco!

Wir befanden uns im schlangenreichsten Gebiet Kolumbiens. Anfangs glaubten wir jedesmal, wenn uns ein Zweig oder ein Dorn stach, eine Schlange habe uns gebissen. Der salzige Schweiß ließ uns jeden Hautkratzer dreifach spüren. Die barfuß vor uns einerschreitenden, sorglos schwatzenden Neger jedoch strafte solche Befürchtungen Lügen.

Nach etwa zwei Stunden dieses unbeschreiblichen Marsches mahnten uns unsere Führer zu äußerster Ruhe: Wir näherten uns einem Tambo, einer Indiohütte. Als wir die Hütte erreichten, fanden wir sie leer. Die



Der Puma oder Silberlöwe ist ein arger Viehdieb und wird daher von den kolumbianischen Landleuten erbarmungslos verfolgt. Aufn. Schwitzer



Chocó-Neger bietet eine lebende Schildkröte, am Pfahl verschnürt, für den Suppentopf an.

Aufn. Schwitzer

Indios waren geflohen, wie immer bei der Annäherung von Weißen. Entsprechende Erfahrungen mit diesen im Laufe der Geschichte lassen ihre Handlungsweise verständlich erscheinen. Erschöpft warfen wir uns neben der Hütte in das dichte Laub. Schlangen und Tiger waren uns jetzt herzlich gleichgültig...

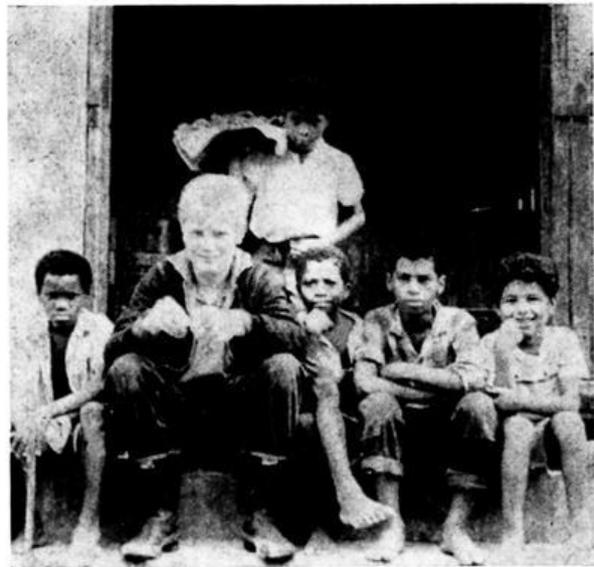
Hier sei mir eine kleine Abschweifung gestattet: Alle wilden Tiere, auch die wehrhaftesten, weichen dem Menschen aus. Um ihnen zu begegnen, bedarf es oft tagelangen Anstehens. Die Vorstellung des Durchschnittseuropäers ist allzu sehr geprägt von den übertriebenen Schilderungen sensationeller Reiseberichte. So haben wir auf diesem Marsch durch den Urwald nicht einmal die Schwanzspitze einer Schlange oder eines Tigers (der Jaguar heißt in Südamerika so) gesehen. Oftmals macht man dagegen mit ihnen Bekanntschaft, wenn man es am wenigsten erwartet. Ich stieß einmal in der Departementshauptstadt am helllichten Tage in der Kirche auf eine eineinhalb Meter lange Giftschlange. Sie hatte sich vor der Kommunionbank zu einem Mittagsschläfchen zusammengerindert.

Nach einer halben Stunde etwa näherte sich eine ältere Indiofrau mit ihren drei Töchtern. Sie hatten den Eindruck gewonnen, daß wir keine bösen Absichten verfolgten, und darum Mut gefaßt zur Rückkehr. Als wir ihnen unsere Geschenke anboten, Talmi-Schmuck, Zigaretten und Angelhaken, faßten sie bald Zutrauen. Die Frau sprach ein wenig Spanisch, die Kinder nicht. Der Vater war bei Freunden zu Besuch.

Man lud uns in den Tambo ein. Er war auf drei Meter hohen Pfählen erbaut und hatte etwa acht Meter Durchmesser. Ein eingekerbter Baumstamm diente als Leiter. Das Innere der Hütte war sauber und enthielt als einzige Einrichtung eine von Steinen eingefasste, auf einer dicken Sandschicht befindliche Feuerstelle. Eine Menge von selbstgefertigten Körben und großen Kürbissen diente zur Aufbewahrung der Vorräte und Kleider. Die einzige Bekleidung der Indios bestand aus einem Lendenschurz. Einige Krüge enthielten Chicha (sprich: Tschitscha), das in ganz Südamerika bekannte Maisbier.

Zum Abendbrot gab es gekochte Kaulquappen und über der offenen Flamme mit der bloßen Hand halb gar gebackene Maisfladen. Wir hielten uns vorsichtshalber an unsere Vorräte. Nach dem Abendbrot spannten wir unsere Hängematten aus, für die wir in dem sehr geräumigen Tambo reichlich Platz finden. Es klingt wie ein Scherz, doch es ist die volle Wahrheit: Ich habe noch nie so gefroren wie hier mitten im Urwald, denn von 44 Grad Tagestemperatur war das Thermometer auf 25 Grad gesunken, und die schweißgetränkten Kleider trockneten nicht in der feuchtigkeitgeschwängerten Luft. Meine Frau schlief ebenfalls nicht, weniger wegen der Kälte als vielmehr wegen der riesengroßen Kukuyos (Leuchtkäfer), welche die Hütte umschwärmten und deren Funkeln sie für die aufblitzenden Lichter eines herumschleichenden Tigers hielt. Hin und wieder ertönte der durchdringende Schrei eines Brüllaffen. Die Indios, welche sich völlig unbekleidet auf dem Boden zum Schlafen hingelegt hatten und die Neger in ihren Hängematten schlummerten friedlich, wie uns vereinzelte Schnarchtöne bewiesen.

Am nächsten Morgen verabschiedete sich die reichbeschenkte Indiofamilie sehr herzlich von uns und bat, doch recht bald wiederzukommen. Es muß nicht sehr überzeugend geklungen haben, als wir dieses lebhaft versprachen. Wegen der Anreise von 900 Kilometern und dem strapaziösen Weg durch den



Der älteste Sohn des Verfassers unter Chocó-Negern im pazifischen Urwald Kolumbiens. Er hatte Glück, den Vater auf seinen Expeditionen quer durch Südamerika begleiten zu dürfen.

Aufn. Schwitzner

Urwald bitte ich die Leser um Nachsicht. Ich muß freilich erwähnen, daß der Rückmarsch in früher Morgenstunde wegen der geringeren Temperatur bei weitem nicht so anstrengend war. Vielleicht ist mir auch der schüchterne Einwand gestattet, daß ich das ganze Jahr über beruflich angestrengt tätig sein muß.

Schließlich und endlich gibt es in den unermesslichen und unergründlichen Urwäldern Südamerikas noch viele Bewohner, die hartnäckig an dem ererbten Brauch festhalten, die Köpfe der sie besuchenden Fremden zu räuchern und als begehrte Trophäen am Gürtel zu tragen. Dieses Risiko, liebe Leser, wäre bei dem heutigen katastrophalen Lehrermangel nicht zu verantworten!

Zu meinem größten Entsetzen wird mir nun, wo ich mit meinem Bericht zu Ende bin, bewußt, daß ich meine jugendlichen Leser abermals enttäuscht habe. Eine aufregende Geschichte mit fauchenden Jaguaren und lautlos fliegenden Giftpfeilen war es wieder nicht. Trotzdem würde der eine oder andere sicherlich etwas darum gegeben haben, wenn er an dieser Fahrt hätte teilnehmen dürfen. Da kommen sich unsere Wünsche in wunderbarer Weise entgegen: Tauschen wir! — Ich möchte nach sieben Jahren Südamerika gern wieder einmal in der Heimat sein!

Erich Schwitzner

Gas in'e Pötte

Vör'n Huse tuckert een Waogen, so'n schönen blanken Mercedes. Eenmaol quäkt noch dei Hupe, dei Motor brummt ut un glieks steiht dor 'n Keerl in dei Döörn, een Hüne van Keerl. Hei kick den Schaulmester Bruns drieste un neewinnig an.

„Kennt Gi mi nich mehr!?“

„N... nnee!“

„Denkt ees nao!“

„Ik wüß nich“, segg Bruns langsam.

„Schmolle Franz bin ik“, luurt hei.

„Doch nich dei ... dei Franz ...?“ stöötert dei Schaulmester.

„Jüst dei Franz! Dei Franz, dei bi Jau immer in dei lesten Bank seet. Gi hebbt immer seggt, ut mi wörd saläwedaoge nix. Wät't Gi dat noch woll?“ kummt hei nücksch.

„... jao, dat woll, ... so, dat geiht Jau nu gaut?“

„Jao, dägt gaut! Dicke Breeftasken!“ un dorbi wiest hei up den blanken Mercedes

un up ik weet nich woväle Hunnert. „Dor is doch noch wat ut woorn, ut den Keerl, ... hahaha!“ lacht hei.

„Dann kaomt 'n bitken neeger!“

„Nee, dat nich, ik wull Jau inlaon. Wi sind bi den Naober, Weert Lentz. Ik mögg 'n bäten mit Jau snacken, dat kost Jau nien Penning.“

×

Dor sitt in'n Kraug en kribbelige Sellskup bienänner. Dat giff bättere Saoken, Konjack un Sekt dörenänner. Mit Larmen un Snacken geiht dat heller taukehr.

„Dat Geld ligg up dei Straoten“, praohlt Franz, „man bruukt dat blot uptaukriegen! Hier, Lentz, Gas in'e Pötte!“

Un Weert Lentz röntt drocke mit den Konjackbuddel.



Im letzten Jahrzehnt machte der Straßenbau unserer Heimat fast überall wesentliche Fortschritte, wenn er auch dem schnelleren Wachstum der Motorisierung trotzdem nicht nachkam. Umgehungen und Kurvenbegradigungen sowie ganz neue Linienführungen verändern die früheren Verhältnisse sehr beträchtlich. Unsere Heimatstraßen sind dadurch schneller geworden, wie es so schön heißt. Zum Wandern und Spazierengehen eignen sie sich deswegen kaum noch; denn Fußgänger oder Radfahrer und selbst Pferdegesspanne haben keinen Platz mehr auf ihnen.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen



Sie fahren noch immer, die pferdebespannten Milchfuhrwerke, kurz „Milchwagen“ genannt. Einst gehörten sie zum alltäglichen Bilde unserer heimischen Landstraßen, aber heute werden sie von Jahr zu Jahr seltener. Traktoren und Lastwagen treten an ihre Stelle

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

In'n Viddelstunsted weet Bruns alles van üm, wat'n düchtigen Koopmann Franz is, un wat för'n grot Konto hei heff.

„Dann steiht ja din Geldknippen in'n ümdreihet Verhältnis tau din Intelligenz“, segg Bruns kort un dröge.

„Jao, jüst dat!“ röpp Franz, as hei wat van dei Geldknippen hört. Hei versteiht dat nich ganz un mennt, dei Schaulmester will üm an't Buuk kiddeln. „Hier, Gas in'e Pöttel!“ krijöhlt hei, un dei Weert steiht ok al praot.

Dann snackt Franz van dei groten Reisen, dei hei maakt heff. Al lustert bliede tau. Dei Schaulmester denkt heel benaut an dei eenzige Reise, sin Hochtiedsreise, dei hei mit sine Finao vör dreewintig Johr maakt heff.

„Wat denkt Gi, vör vejer Wäken wör ik mit min Bruut up Norderney. Dat rägnde un rägnde den heelen Dag. Ik sä: Dat is Schiet! Wi feuert bäter nao Italgen. Dat hebbt wi maakt, un do sind wi foorts bet Sizilizen dörjaogt. Dor wör'n Weer! Ik segge Jau, al Daoge blanken Sünnchien! Eendusendveerhundertartig Kilometer hen un ok so vät trügge mit min Mercedes. Dat wör'n Tur, segg ik Jau! Hier Lentz, Gas in'e Pöttel!“

Den Schaulmester werd dat al benauter tau. Sin Gedanken gaohet spazeern. Hei denkt an Venedig mit dei Paläste un Kanäöle, hei dröömt van Florenz un Rom mit ehre Karren un Hüser un Standbiller un Wandbiller, van Neapel un Capri, van de Sykomoren un dat blau Waoter. Wo faoken is hei in Gedanken mit sine Bäuker dor dörswickert! Dei Smacht nao dei Wunnerwelt dor unner heff üm boll upfräten. Eenmaol har hei dat ok gern seehn un dei latinsken Baukstaoben an dei Triumphbaogen ütklamüsert, — eenmaol blot! Söke Lü as Franz seegen dat gor nich, jögen dör dei Gägend, üm Kilometers aftaurieten.

×

Dat is al laote, as Bruns sik jüst so'n bäten swiemelig in't Bedde packt, den Kopp noch vull van Italgen, do kloppt Kasper Witte, dei Naober, an't Fenster.

„Du most äben upstaohn, Willem, un mi helpen! Jüst is bi Snieders an dei Brügggen 'n Keerl vör'n Boom jaogt.“

Dat geev 'n Schreck! Franz wör dat, Franz Schmolle. Dei Schaulmester wörd in'n Nu heel nöchtern. Dei schöne Mercedes har dei Siete upslitzt, un — Franz hüng dor so half ute un geev kin Teeken van Läben van sik.

„Franz“, röp Bruns, „Franz!“

Amtshauptmann Josef Haßkamp

in memorian

Am 3. Oktober 1946 schloß Eduard Christian Josef Haßkamp die Augen zur letzten Ruhe. Das war in jener bewegten Zeit, als die vom Kriege geschlagenen Wunden noch bluteten, als unsere Städte, besonders auch seine Vaterstadt, noch in Trümmern lagen und die Gespenster des Hungers, der Not und der Angst umgingen. Hunderttausende der Söhne unseres Volkes, auch einer der seinen, hofften noch hinter dem Stacheldraht der Gefangenenlager der Heimkehr entgegen, daher nahmen die Menschen seiner Heimat kaum Kenntnis vom Tode eines Mannes, der seinem Lande in schweren Zeiten wertvolle Dienste geleistet hatte, zumal die heimischen Zeitungen infolge des Verbotes durch die britische Militärregierung noch nicht wieder erscheinen durfte.

Josef Haßkamp wurde am 1. Februar 1874 in Friesoythe als ältester Sohn Helmerich Josef Haßkamps, eines begüterten Bürgers und Honoratioren der Stadt, und seiner um 46 Jahre jüngeren Ehefrau Caroline Elisabeth Nordhoff geboren. Als der Vater starb, war der Älteste gerade neun Jahre alt. Der 32jährigen Mutter fiel allein die Sorge um die Erziehung ihrer drei Söhne zu.

Sein erstes Latein lernte der Knabe bei dem stud. theol. Wilhelm Düvell, dem späteren Pastor von Bösel. Ein sorgfältig geführtes, mit vielen Zeitungsausschnitten und Dokumenten belegtes Familienbuch gewährt sehr aufschlußreiche Einblicke in längst ver-

gangene, uns schon fernliegende Zeiten. Pfarrer Tapke in Friesoythe und Vikar Becker in Altenoythe bereiteten ihn für die Höhere Schule vor. Im Oktober 1888 (Dreikaiserjahr) brachte seine Mutter ihn zum Gymnasium Antonianum nach Vechta in die Obertertia, wo damals Dr. phil. et theol. Hermann Dingelstad, späterer Bischof von Münster, Lehrer war. Im Jahre 1893 bestand er die Reifeprüfung mit Auszeichnung.

Nach eifrigem Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg, München, Berlin und Göttingen, wobei auch die sonnigen Seiten studentischen Lebens zu ihrem Recht kamen, bestand er 1897 das erste juristische Examen beim Oberlandesgericht in Oldenburg. Drei Jahre später war er Regierungsassessor beim Großherzoglich-Oldenburgischen Amt in Vechta. Von 1903 bis 1913 arbeitete er in der gleichen Eigenschaft an der Großherzoglichen Regierung in Eutin, der Hauptstadt des zum Großherzogtum gehörenden Fürstentums Lübeck.

Am 1. Februar 1913 erhielt er seine Ernennung zum Amtshauptmann des Amtes Friesoythe. Ein großes Feld vielseitiger Tätigkeit erwartete ihn hier in diesem noch wenig erschlossenen Teil unseres Landes. Hier erlebte er auch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der der Verwaltung eigene schwere Aufgaben auferlegte.

Nach dem Kriege zog Haßkamp als Abgeordneter der Zentrumsparlei und Vertreter des Amtes Friesoythe in den Oldenburgischen Landtag ein, in den man ihn 1923 ein zweites Mal wählte. Er hatte maßgeblichen Anteil an der Gesetzgebung jener unruhigen, durch Inflation, wirtschaftliche und politische Krisen gekennzeichneten Nachkriegsjahre, war zeitweiliger Vorsitzender der Zentrumsfraktion und Vizepräsident des Landtages. Als infolge ernsthafter Gegensätze zwischen Regierung und Parlament im Jahre 1925 der Landtag aufgelöst wurde, stellte Josef Haßkamp sich nicht wieder zur Wahl. Er war inzwischen Amtshauptmann von Vechta geworden und hatte die Überzeugung gewonnen, daß man nicht gleichzeitig die Pflichten eines Landtagsabgeordneten und eines Amtshauptmannes in der gebührenden Weise erfüllen könne. Verantwortungsbewußtsein und Pflichttreue leiteten immer die Handlungen des Menschen und des Beamten Josef Haßkamp.

„Hach, j..jaol“ gnaosterde dei endlik herut.

„Mehr as tweedusend Kilometer, un nu so? Hest du wat afkrägen?“

„Ik ... ik glöwe woll“, versöch hei sik uptaurisken.

„Ik glöwe, du harst vandaoge tau väl Gas in'e Pötte!“

„Tau ... väl ... G...ggas!“ segg Franz dusselig un sackt achterawer.

„Tau väl Gas döch nich“, segg Bruns tau Kasper, „leewer taufrä wäsen un langsaom feuern!“ Hei aomt eenmaol deep up, un dann bringt sei den düchtigen Koopmann in't Krankenhaus.

Hans Varnhorst



Amtshauptmann Josef Haßkamp (1874—1946)

Im neuen Amt konnte er reiche Tätigkeit auf allen Gebieten der Verwaltung entfalten: Verkehrswesen, Straßenbau, Wohnungsbau. Erschließung der Moore, Flußregulierung, Melioration sind einige der Aufgaben, die jeder Verwaltung obliegen, deren er sich mit Liebe und Klugheit annahm. Stolz war er auf einen Brief, den ihm als Ruheständler der Direktor der Handelsschule in Lohne schickte, die er mitbegründet hatte: „Die Schule hat Ihnen nicht nur am Herzen, sondern auch im Herzen gelegen.“ Heimatbund und Landschaftspflege erfuhren durch ihn verständnisvolle Förderung. Der Kreis der ehrenamtlichen Pflichten erweiterte sich ständig, ob Bahnverband, Staatsbank oder Schweinezüchterverband, ob Heilstättenverein, Wohnungsbaugesellschaft oder Rotes Kreuz, um nur einige von ihnen zu nennen.

Nach dem politischen Umschwung von 1932/33 wurden für den leitenden Beamten eines Landkreises, der treuer Sohn der Kirche war, die dienstlichen Verhältnisse in steigendem Maße schwierig und schwieriger. Nachdem man Geistliche verhaftet, ausgewiesen

oder in schmähhlichen Prozessen verfolgt hatte, nachdem der Kampf um Kreuz und Lutherbild in den Schulen unserer Heimat vom national-sozialistischen Gauleiter verloren war, als man auch die Bürgermeister von Vechta und Cloppenburg ihres Amtes enthoben hatte, wurde auch ihm durch einen Beauftragten des Ministeriums nahegelegt, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Es ist zu verstehen, daß ein solches Ausscheiden aus dem Amt nach vierzigjähriger, hingebungsvoller Arbeit bitter empfunden wurde. Am 19. September 1938 erhielt er folgende Urkunde:

Im Namen
des
Deutschen Volkes
versetze ich
den Amtshauptmann
Josef Haßkamp
auf seinen Antrag
in den Ruhestand.

Ich spreche ihm für seine dem Deutschen Volke geleisteten treuen Dienste meinen Dank aus.

Berlin, 25. August 1938

Der Führer und Reichskanzler
Adolf Hitler

Er verließ Vechta und zog nach Bonn. Gegen Kriegsende trieb ihn die Sorge um die Familie zurück nach Oldenburg, wo er die letzten Lebensjahre verbrachte. Am 3. Oktober 1946 folgte er seiner ein Jahr vor ihm in die letzte Ruhe eingegangenen treuen Lebensgefährtin Sophie Diebels.

Josef Haßkamp war ein Mensch von hoher Pflichtauffassung mit warmem Herzen und gütiger Gesinnung. Starkes Naturgefühl offenbart sich in (unveröffentlichten) Gedichten, in denen er die wechselnden Stimmungen der Jahreszeiten einzufangen weiß. Heiterer Lebensfreude nicht abgeneigt, läßt er sich von echter Religiosität tragen. Ausgeprägter Familiensinn, Liebe zur Heimat und zum Vaterland sind Wesenszüge seiner Persönlichkeit. Er ist ein Mann, dessen wir in Liebe und Ehrfurcht gedenken müssen.

Hermann Bitter

Karl Willoh

Zur 50. Wiederkehr seines Todestages am 6. Juni 1965

Am 5. Juni 1915 starb in Vechta der kath. Seelsorger an den Strafanstalten Karl Willoh. Die Leiche des Verewigten wurde am 9. Juni auf dem Friedhof beim Hohen Kreuz bestattet.

Am Vorabend der 50. Wiederkehr des Todestages legte der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland am Grabe einen Kranz nieder. Franz Kramer als stellvertretender Vorsitzender gedachte des frommen Seelsorgers, des glühenden Heimatfreundes und des unermüdlichen Arbeiters für die Heimatgeschichte des Oldenburger Münsterlandes.

Äußere Ehrungen wurden Willoh zeit lebens nicht zuteil. Er hat sich aber durch seine Abhandlungen und Werke, vor allem durch sein fünfbändiges Hauptwerk „Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg“ in unserer Heimat und über deren Grenzen hinaus ein unzerstörbares Denkmal gesetzt.

Dr. Hermann Oncken sagt über dieses Werk im 8. Bande des „Jahrbuches für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg“ (1899): „Das umfangreiche Werk, dessen Bedeutung wir bereits im vorigen Bande des Jahrbuches zu charakterisieren versucht haben, liegt mit diesem fünften Bande abgeschlossen vor, und mit Befriedigung darf der Verfasser nunmehr auf diese Leistung seiner Arbeitskraft und seines unermüdlichen Fleißes zurückblicken; sie sichert ihm einen bleibenden Namen in der historischen Literatur des oldenburgischen Münsterlandes.“

Die genannten Bände sind in den Jahren 1898 und 1899 erschienen; sie behandeln die Entwicklung der damals bestehenden Pfarreien im Dekanat Vechta-Neuenkirchen und im Dekanat Cloppenburg. 1. Band: Bakum, Damme, Dinklage, Goldenstedt und Holdorf; 2. Band: Jever, Langförden, Lohne, Lutten, Neuenkirchen, Oldenburg, Oythe, Steinfeld, Vestrup und Visbek; 3. Band: Vechta und Wildeshausen; 4. Band: Altenoythe, Barbel, Bösel, Cappeln, Cloppenburg-Crapendorf, Emstek, Essen und Friesoythe; 5. Band: Garrel, Lastrup, Lindern, Löningen, Markhausen, Molbergen, Neuscharrel, Ramsloh, Scharrel

und Strücklingen. Das Werk ist im Verlag J. P. Bachem, Köln, erschienen und später in Kommission vom Vechtaer Druckerei und Verlag übernommen.

Im Vorwort zum 1. Bande schreibt der Verfasser 1898 u. a.: „Nicht selten begegnet man der Auffassung, die Vergangenheit unseres Landes böte zu wenig interessante Episoden, als daß es sich verlohne, dieselben aus dem Aktenstaub ans Licht zu ziehen und durch den Druck zu verewigen. Nichts ist falscher als das. Auch auf unserem münsterländischen Boden hat ein Volk gewohnt voll Saft und Kraft, würdig seiner alten Vorfahren, der alten Sachsen, ein Volk, das unerschrocken für seine politische und religiöse Überzeugung eintrat, das in schweren Zeiten sich mutvoll aufrecht zu erhalten suchte, das wahren Fortschritt immer bereitwilligst die Hand bot. Glücklicherweise ist dies in neuester Zeit, seitdem der Sinn für heimatliche Geschichte mehr und mehr erwacht ist, auch anerkannt worden; aber es muß auch noch mehr anerkannt werden, denn „keine echte Vaterliebe ohne Vaterlandsgeschichte“, betonte Kurfürst Max III. von Bayern ... An gutem Willen, das möglichst Beste zu liefern, hat's nicht gefehlt, und so muß ich bitten, daß man mit mir nicht allzu strenge ins Gericht gehe. Wer an eine Arbeit wie diese noch nicht herangegangen ist, weiß nicht, welche Summe von Mühe darin steckt.“

Willoh weist selbst darauf hin, daß ihm die Werke von Driver, Nieberding und Niemann eine große Hilfe waren; seine Arbeit stützt sich auf Quellen, die den oben genannten Forschern nicht im vollen Umfang zur Verfügung standen: die Archive der einzelnen Pfarreien und des Offizialats in Vechta, das Zentralarchiv in Oldenburg, das Archiv des Generalvikariats in Münster und die Staatsarchive in Münster und Osnabrück.

Die „Geschichte der katholischen Pfarreien“ ist zugleich auch eine Geschichte unserer Heimat und ein gut Teil Kulturgeschichte des Münsterlandes. Hermann Oncken stellt (a. a. O. S. 146) fest, daß die Bände reich sind an vielen Nachrichten zur wirtschaftlichen, künstlerischen und Sittenge-



schichte der Zeit. Ja, der reiche Stoff zur bauerlichen Geschichte, der gelegentlich in Urkunden und Lagerbüchern und in den Visitationsberichten der einzelnen Pfarreien steckt, ist „manchmal fast eine Gemeindebeschreibung im 17. und 18. Jahrhundert, wenn auch vom kirchlichen Standpunkt aus.“ Oncken hebt hervor, daß das „historische Schwergewicht in höherem Sinne auf der Darstellung der kath. Gegenreformation seit 1613 ruht“; er rühmt dem Verfasser nach, daß er mit aner kennenswerter Unbefangenheit verschmäht hat, einen Schleier über diese Dinge zu werfen.“

Nach der geschichtlichen Entwicklung unserer Heimat ist es nicht verwunderlich, daß die schwere, aber für unsere Heimat bedeutungsvolle Zeit der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges in den Archiven einen umfangreichen Niederschlag erhalten hat. Jeder, der die „Geschichte der katholischen Pfarreien“ zur Hand nimmt, stimmt auch heute — 50 Jahre nach dem Tode von Karl Willoh — dem abschließenden Urteil von Hermann Oncken (a. a. O. S. 147) zu: „Das letzte Wort dem Autor gegenüber darf hier nur Dank und Glückwunsch zur Vollendung seiner Arbeit sein; und mancher späterer Benutzer wird das fünf bändige Werk wohl noch oftmals mit derselben Empfindung zur Hand nehmen.“

Karl Willoh wurde am 29. November 1846 in Friesoythe geboren. Die Familie verlegte bald darauf ihren Wohnsitz nach Lönigen. Dort wuchs er auf und betrachtete Lönigen als seine Heimat. Nach dem Besuch des Gymnasium Antonianum in Vechta in den Jahren 1863 — 1868 studierte er von 1868 — 1872 in Münster Theologie und wurde 1873 zum Priester geweiht. Als Vikar kam er nach Garrel.

1878 wurde ihm die Seelsorgstelle an den Strafanstalten in Vechta übertragen. Das Studium der allgemeinen Heimatgeschichte und Forschungen in den vergilbten Blättern der Archive waren Vorarbeiten für eine Fülle von kleineren und größeren Abhandlungen, die im Oldenburger Jahrbuch oder in der Tagespresse, besonders in der Oldenburgischen Volkszeitung, erschienen.

Bei seinen Arbeiten kam dem Verfasser ein gutes Gedächtnis, große Menschenkenntnis, gesundes Urteil und eine fließende Dar-

stellungsweise zustatten. Er war ein interessanter Erzähler. So verstand er es, das Nüchterne und Trockene der Akten lebhaft zu fassen. Selbstlos und uneigennützig opferte er Geld zur Herausgabe seiner Bücher. Für sein Hauptwerk stellte der hochw. Bischof Hermann Dingelstad 1000 Mark zur Verfügung. Der Verein der kath. Geistlichen im Münsterlande steuerte ebenfalls einen Geldbetrag zu.

Willoh selbst „blieb der stille Gelehrte, der, mit sich zufrieden, gern seine eigenen Wege ging.“ (Rüthning, a. a. O. S. 211). Durch seine langjährigen Forschungen in den Akten der Archive war er zum guten Kenner geworden der Familiengeschichte der einst im Münsterland so zahlreichen Adelsgeschlechter sowie der münsterschen Beamten. Deshalb gingen viele Seiten ihn immer wieder um Auskunft an.

Von 1878 bis zu seinem Tode lebte Willoh in Vechta. An der Entwicklung der Stadt mit der reichen, wechselvollen Vergangenheit nahm er großen Anteil. Lange Jahre war er Vorsitzender des Vechtaer Verschönerungsvereins. Sein Sinn für Schönheit und seine reichen historischen Kenntnisse kamen ihm bei der Ausübung dieses Amtes zu Hilfe. Im Jahre 1907 gab er den „Führer durch Vechta und Umgebung“ heraus.

Willoh ist stets ein Freund seiner ehemaligen Schule, des Gymnasiums in Vechta, geblieben. 1896 erschien sein Werk „Das Gymnasium in Vechta“. Den ehemaligen Lehrern bewahrte er ein pietätvolles Andenken. Bei den Vorbereitungen des 200jährigen Jubiläums des Gymnasiums, das im Spätsommer 1914 stattfinden sollte, das durch den Ausbruch des 1. Weltkrieges aber ausfallen mußte, war er als Mitglied im engen Ausschuß tätig. In seinem Testamente vermachte er die Bücher und seinen literarischen Nachlaß, soweit sie oldenburgische Verhältnisse betrafen, der Gymnasialbibliothek. Aus Dank nahmen Lehrerkollegium und Schüler an der Begräbnisfeier 1915 teil.

Seine Abhandlungen veröffentlichte Willoh vornehmlich im „Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg“; das Register führt 20 größere Beiträge auf; davon seien hier genannt:

Die Stadt Vechta im Siebenjährigen Kriege (1897)

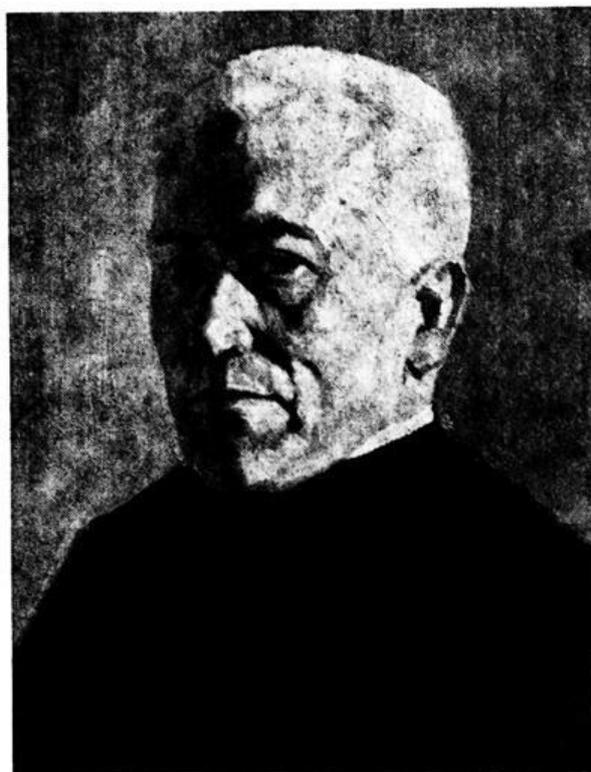


Der Wiederaufbau der Stadt Vechta nach dem Brande von 1684 (1898)
 Die Löninger Wassermühle (1898)
 Der Chronist Johann Christian Klinghammer (1900)
 Die Verschuldung und Not des Bauernstandes im Amte Vechta nach dem Dreißigjährigen Kriege (1901)
 Das Adventsblasen im Kirchspiel Lönigen (1904)
 Der Birkenbaum bei Endeln (1905)
 Die Pest in Langförden im Jahre 1667 (1906).

Große Verdienste hat sich Willoh erworben durch die Herausgabe der 2. Auflage des zweibändigen Werkes Strackerjan - Willoh: Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg, erschienen 1909 bei Stalling-Oldenburg. Diese Sammlung hat eine Fülle alten Volksgutes bis auf unsere Tage gerettet. In der Vorrede zur 2. Auflage sagt Willoh: „In längeren und kürzeren Abhandlungen in Kalendern (Volksbote, Gesellschafter usw.) und Tagesblättern war das Gebiet des Aberglaubens, und was damit zusammenhängt, wiederholt besprochen; aber alles, was man sah und las, machte den Eindruck des Unfertigen, des stückweise Gegebenen, nie ist der Gegenstand erschöpfend behandelt worden . . . Strackerjan brachte zuerst System in die Sache, verfuhr wissenschaftlich. Wer sein Buch in die Hand nahm, wurde sich plötzlich klar, daß eine Seele des Volkslebens aufgedeckt worden, die bislang vernachlässigt war. Man fühlte, wer die Volksseele verstehen, in ihr lesen wollte, der müsse auch das Volk in seinem Aberglauben kennen, auf seine Gebräuche und Sitten achten, der müsse auch wissen, was sich die Leute am Herdfeuer an Sagen, Märchen und Schnurren und dergleichen erzählen. So sind die „Aberglauben und Sagen“ für den Kulturhistoriker eine ergiebige Fundgrube geworden.“

Als der Verstorbene am 9. Juni 1915 in Vechta zu Grabe getragen wurde, nahmen viele Freunde aus nah und fern Abschied von dem „Lokalhistoriker“ Karl Willoh. Die Stadt Vechta ehrte ihn später durch die Benennung der Straße zu den Strafanstalten auf der Kälbermarsch mit seinem Namen.

Willohs Geschichte der kath. Pfarreien ist ein Standardwerk unserer Heimatliteratur, vielseitig und gründlich in der Darstellung



Karl Willoh (1846—1915)

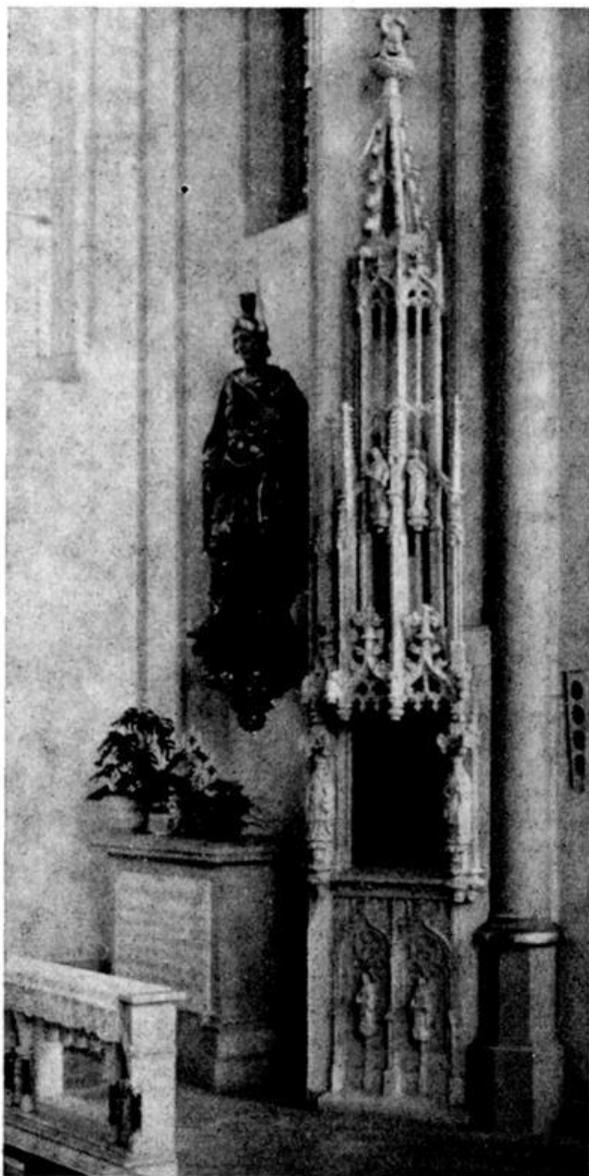
des Vergangenen, klar und übersichtlich im Aufbau, anschaulich und lebhaft in der Schreibweise. Wir denken heute in tiefer Ehrfurcht und mit großem Dank an den stillen Arbeiter, den unermüdlich schaffenden Landsmann, den frommen Seelsorger, dessen Name unauslöschlich mit der Geschichte unserer Heimat verbunden ist. Franz Kramer

Literatur:

- Dr. Hermann Oncken, Berlin, Landesgeschichtliche Litteraturschau 1893 bis 1898; hier: Karl Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien im Herzogtum Oldenburg, Bd. 1 bis 4.
 Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, Oldenburg 1898, Bd. VII.
 Hermann Oncken, Besprechung des 5. Bandes der Geschichte der kath. Pfarreien im Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg, Bd. VIII, 1899.
 Der Lokalhistoriker Carl Willoh in „Oldenburgische Volkszeitung“, 1915, Nr. 136 vom 15. Juni 1915
 Karl Willoh, Nachruf im Oldenburger Jahrbuch 1915, Stalling-Oldenburg, 1915
 Dr. Georg Reinke, Karl Willoh, in Oldenburger Kriegs- und Heimatbuch von Dr. A. Kohnen, Vechtaer Druckerei und Verlag, Vechta, 1916.

Aus der Arbeit des Heimatbundes im Jahre 1964/65

Auch im Berichtsjahr standen die Hauptveranstaltungen im Vordergrund: der Delegiertentag in Garrel am 13. 11. 1964; der Münsterlandtag in Vechta am 8. 12. 1964; die Wanderfahrt „Rund um die Dammer Berge“ am 29. 6. 1965 und die Tagesfahrt mit den Zielen Wesermarsch, Bremerhaven, Land Wursten und Bederkesa am 22. 8. 1965.



Das kunstvolle spätgotische Sakramentshäuschen in der Dammer St.-Viktor-Pfarrkirche erregte die besondere Aufmerksamkeit der Teilnehmer an der Münsterlandfahrt, die am Feste Peter und Paul dieses Jahres durch das Dammer Land führte. Es beherbergt heute Reliquien des Heiligen aus Xanten. Links daneben die schöne Holzstatue von St. Viktor, der als römischer Hauptmann dargestellt ist.

Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

Der **Delegiertentag in Garrel** am 13. 11. 1964 war umrahmt von Vorträgen der Kinder der kath. Schule in Garrel. Die gut besuchte und arbeitsreiche Tagung verlief interessant und fruchtbringend. Nach dem Jahres- und Kassenbericht sprach Bürgermeister Langfermann, Garrel, über Geschichte und Entwicklung der Gemeinde Garrel und der Bauerschaft Beverbruch. Wertvoll war das Referat von Hauptlehrer Dwertmann, Cappeln, über das Thema „Plattdeutsch in Jugend und Familie“. Den Ausführungen lagen umfangreiche Feststellungen in vielen Dörfern, Bauerschaften und den beiden Städten des Landkreises Cloppenburg zugrunde. Die Untersuchungen des Redners galten den beiden Fragen: „In welchem Umfang sprechen die Eltern noch mit den Kindern plattdeutsch? In welchem Umfang sprechen die Kinder unter sich noch plattdeutsch?“ Das Referat klang aus in der Mahnung, der plattdeutschen Sprache den Charakter des Minderwertigen zu nehmen und in Schule, auf Elternabenden und in Jugendveranstaltungen das Plattdeutsche zu pflegen.

Über den Heimatkalender berichtete Alwin Schomaker. Museumsdirektor Dr. Ottenjann gab einen Überblick über die Entwicklung des Museumsdorfes in den letzten Jahren und über die Planungen der Zukunft. Lehrer Hellbernd, Calhorn, legte Aufbau und Inhalt des heimatkundlichen Nachschlagewerkes für den Verwaltungsbezirk Oldenburg dar; das Buch wird 1965 erscheinen. Dann folgten Hinweise auf eine Flugreise von Heimatfreunden in die USA und auf die Bedeutung von Tonbandaufnahmen für unsere Schulen.

Der Delegiertentag ernannte Studienrat a. D. Otto Terheyden, Vechta, und Oberstudiendirektor a. D. Hermann Bitter, Cloppenburg, einstimmig zu Ehrenmitgliedern.

Der **Münsterlandtag 1964** fand, begünstigt von gutem Dezemberwetter, am 8. 12. in **Vechta** statt; mehr als dreihundert Heimatfreunde aus dem Oldenburger Münsterlande und der Nachbarschaft hatten sich eingefunden. Familie Graf von Merveldt, Füchtel, hatte die Räume ihres Gutes zur Besichtigung freigestellt. Die Besucher waren tief beeindruckt von der Fülle der Kunstgegenstände, Familienbilder und Drucke aus vielen Jahrhunderten. In der Klosterkirche gab

Pastor Mierau einen Überblick über die Geschichte der Kirche und die Wiederherstellung in den letzten Jahren. Bei dem Besuch der Propsteikirche schilderte Propst Nieberding die wechselvolle Geschichte der Kirche und zeigte den Besuchern den Kirchenschatz. Studienrat Schmelz trug auf der neuen Orgel das Werk „Veni creator spiritus“ von Hermann Schröder vor.

Festkundgebung und Heimatabend fanden anschließend im Schäfersschen Saale statt. Im Mittelpunkt stand die Festrede des Ehrenmitgliedes Oberstudiendirektor a. D. Hermann Bitter. In packenden Ausführungen schilderte der Redner die Menschen unserer engeren Heimat, ihr Leben und Wirken, ihren Fleiß und ihre Sorgen. Dann lenkte er den Blick über die Grenzen der engeren Heimat hinaus nach Osten zu unseren Brüdern hinter der Mauer. „Die Menschen dort brauchen uns, unsere Verbundenheit mit ihnen, unser Vertrauen, unsere Liebe, damit ihre Hoffnung stark bleibe bis zum Tage der Freiheit.“

Auf dem Heimatabend stand der Vortrag von Prof. Dr. P. Oswald Rohling „Der Wandel der Vechtaer Landschaft“ im Mittelpunkt. An Hand von Lichtbildern zeigte der

Referent Aufbau und Beschaffenheit des Bodens und den Pflanzenbestand in der heimatischen Landschaft; an interessanten Beispielen erläuterte er, wie der Mensch und sein Wirken das Bild der Landschaft im Laufe der Jahrhunderte verändert hat. Mit dem Blick in die Zukunft sagte P. Oswald: „Wir können nicht gegen den Sog schwimmen, ihn aber wohl in die rechte Bahn lenken, uns nicht überrollen und der Heimat berauben lassen.“

Die Vechtaer Spielschar spielte das Lustspiel von Friedrich Lange „Vadder un Söhn“; den Abend umrahmten Liedvorträge des Madrigalchors und des Liederkranzes.

Am **Peter- und Paulstage (29. 6.)** fand die **Wanderfahrt „Rund um die Dammer Berge“** statt. Ein herrlicher Sommertag brachte Sonne und klare Sicht von den Hängen in das weite Land. Etwa vierhundert Teilnehmer führte Heimatschriftsteller Alwin Schomaker zum Klärteich, durch den Ort Damme, zur Dersaburg, durch die Dammer Bergmark, den Osterdammer Esch nach Borrynghausen, Rüschildorf und Osterfeine.

Die **Fahrt am 22. 8. 1965** mit zwei Bussen zeigte den Teilnehmern ein Stück **Land um Weser und Nordsee**: die Wesermarsch mit



Teilnehmer der Spätsommerfahrt des Heimatbundes in das Land Wursten an der Nordsee zwischen Bremerhaven und Cuxhaven. Hier lauscht die Reisegesellschaft unter Regenschirmen sachkundigen Ausführungen über den legendären „Ochsenturm“ bei Imsum, Ruinenrest einer sagenumwobenen Kirche (im Hintergrund).
Aufn. Alwin Schomaker-Langenteilen

der neu errichteten kath. Kirche in Brake und der alten Wurtkirche in Rodenkirchen mit den Werken von Ludwig Münsterman; Bremerhaven; das Land Wursten mit Marsch und Geest und die wechselvolle Landschaft um Bederkesa.

Der **Vorstand** des Heimatbundes veranstaltete im Berichtsjahr folgende Sitzungen: am 17. 9. 1964 in Lohne (Vorbereitung des Delegierten- und Münsterlandtages); am 31. 10. 1964 in Vechta, Sitzung des erweiterten Vorstandes (Münsterlandtag, Heimatbibliothek in Vechta); am 19. 11. 1964 auf Gut Füchtel (Programm des Münsterlandtages); am 27. 3. 1965 im Museumsdorf Cloppenburg (Heimatkalender, Preisausschreiben, Wanderfahrt); am 14. 4. 1965 in Höltinghausen und anschließend in Ellenstedt, Bevern, Augustendorf und Neumarkhausen (Überreichung der ersten Preise aus dem Preisausschreiben im Heimatkalender); am 15. 5. 1965 in Damme (Vorbereitung der Wanderfahrt); am 29. 5. 1965 in Damme und Osterfeine (Programm der Wanderfahrt); am 24. 7. 1965 im Museumsdorf in Cloppenburg; am 7. 9. 1965 in Cappeln (Termine für Delegierten- und Münsterlandtag, Heimatbibliothek, Sammlung von Geschichten um Lehrer und Pastoren).

Bei der Preisverteilung über den Vertellsel-Wettbewerb der Oldenburg-Stiftung am 1. 12. 1964 erhielten zehn Jungen und Mädchen aus dem Oldenburger Münsterland erste Preise.

Am 5. 6. 1965 legte der Heimatbund am Grab des Heimatschriftstellers Pastor Karl Willloh auf dem Friedhof in Vechta einen

Kranz nieder zum Gedenken an die 50. Wiederkehr seines Todestages.

Rektor Hans Varnhorst, Lindern, erhielt den Freudenthal-Preis für das Gedicht „Nachtlied“; Prof. Dr. Mehlem überreichte ihm den Preis in einer Feierstunde am 3. 9. 1965 in Soltau. Wir gratulieren unserm Heimatschriftsteller zu diesem Erfolg.

Der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland wird auch in den kommenden Zeiten in der Arbeit für unsere Heimat nicht erlahmen. Ziel und Weg drückte der stellvertretende Vorsitzende Franz Kramer am Schluß des Münsterlandtages in Vechta mit folgenden Worten aus: „Erbe und Auftrag — das ist nach Auffassung des Heimatbundes der Leitsatz aller Münsterlandtage, ein Ja zu dem Erbe, das wir von unsern Vätern übernommen haben — der Auftrag, daß wir in Gegenwart und Zukunft zu unserer Geschichte, zu unserer heimatlichen Kultur, zu unserm eigenen Brauchtum stehen. Wir sind eine Gemeinschaft, die auf diesem Boden, in diesem Raum unser Leben gestalten muß, aber auch gestalten will. Wir bekennen uns zum Oldenburger Münsterland; wir schließen uns aber nicht ab in unseren Grenzen, sondern schauen hinaus in die Welt, bauen mit an der Zukunft unseres Volkes, tragen Verantwortung für die kleine Gemeinschaft in der wir arbeiten, und für die große Gemeinschaft, der wir zum Aufbau alle Kräfte leihen. Heimatbundarbeit ist kein Stillestehen. Bundespräsident Lübke hat einmal gesagt: „Wir können dem Morgen nicht gerecht werden, wenn wir das Heute aus dem Gestrigen nicht erklären können.“

Franz Kramer

Lösungen des vorjährigen Preisausschreibens

I. Aufgabe

- | | |
|-------------|----------------|
| 1. Endel | 4. Goldenstedt |
| 2. Löningen | 5. Bethen |
| 3. Barbel | 6. Vechta |

II. Aufgabe

- | | |
|---------------------------|---------------------------------|
| 1. Jadebusen | 13. Essen |
| 2. Wiesmoor | 14. Hülsberg |
| 3. Bremen | 15. Drantum |
| 4. Zwischenahner Meer | 16. Arkeburg |
| 5. Steinkimmen | 17. Daren |
| 6. Bokelesch | 18. Elisabeth Reinke |
| 7. Landrat Hermann Bitter | 19. Prof. Dr. Oswald Rohling OP |
| 8. Ellerbrock | 20. Lohne |
| 9. Prälat Franz Morthorst | 21. Mühlen |
| 10. Elsten | 22. Beukens Möhlen in Schwege |
| 11. Auen-Holthaus | 23. Damme |
| 12. Hemmelte | 24. Neuenkirchen |





Der Vorstand des Heimatbundes zu Gast bei der Familie Honkomp in Bevern anlässlich der Überreichung des ersten Preises im Kalenderpreisrätsel 1965 an die Gewinnerin Hedwig Honkomp (in der Mitte rechts mit zusammengelegten Händen). Links der stellvertretende Vorsitzende des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Oberregierungs- und Oberschulrat Franz Kramer; vorn sitzend Hauptlehrer Hubert Eveslage, Vorsitzender des Heimatvereins Bevern; rechts daneben Hauptlehrer Franz Dwertmann und stehend rechts Kaufmann Beckermann aus Cappeln vom Vorstand des Heimatbundes.

Aufn. Zurborg

GEWINNER DES PREISAUSSCHREIBENS 1965

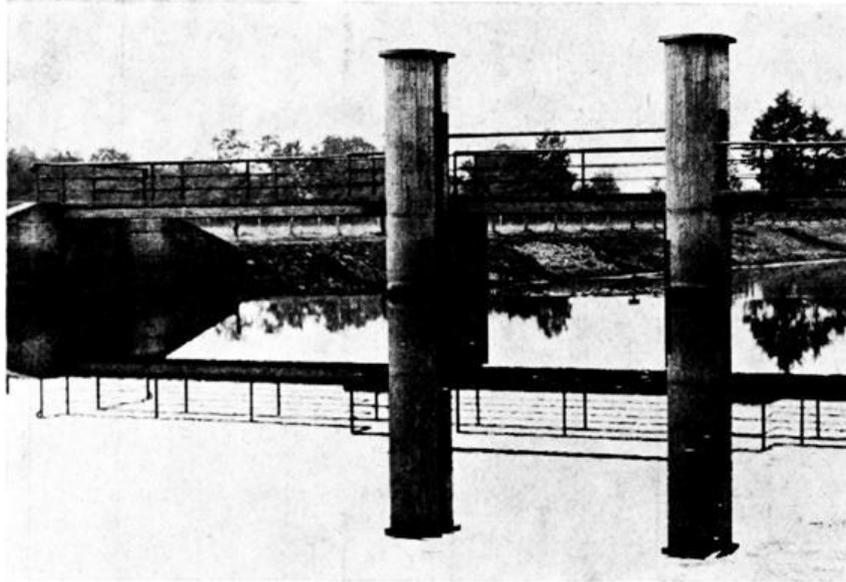
„Kennst du deine Heimat?“

- | | |
|---|--|
| 1. Preis Hedwig Honkomp, Bevern | 15. Preis Ansgar Blömer, Bühren |
| 2. Preis Jürgen Laing, Höltinghausen | 16. Preis Hans-Jürgen Weisner, Löningen |
| 3. Preis Eva-Maria Wübbeler, Ellenstedt | 17. Preis Elisabeth Nacke, Calhorn |
| 4. Preis Heinrich Norrenbrock, Augustendorf | 18. Preis Maria Brömlage, Einen |
| 5. Preis Bernd Willenborg, Dinklage | 19. Preis Ludger Wessels, Höltinghausen |
| 6. Preis Klasse 4b der Andreasschule Cloppenburg (Frl. Henke) | 20. Preis Alfons Bockhorst, Dinklage |
| 7. Preis Elisabeth Schlangen, Neumarkhausen | 21. Preis Agnes Kollhoff, Emstek |
| 8. Preis Hedwig Niehaus, Grönheim | 22. Preis Margret Koddenbrock, Lutten |
| 9. Preis Hiltrud Kreuzmann, Dinklage | 23. Preis Hermann Ostendorf, Carum |
| 10. Preis Werner Albers, Hausstette | 24. Preis Heiner Haneklau, Vahren |
| 11. Preis Josef Koopmeiners, Cappeln | 25. Preis Bernhard Lübken, Brokstreek |
| 12. Preis Clemens Schillmöller, Erle | 26. Preis Marcel Beckmann, Elsten |
| 13. Preis Mathilde Windhaus, Bartmannsholte | 27. Preis Edith Varnhorn, Goldenstedt |
| 14. Preis Theo Rohe, Lastrup | 28. Preis Maria Rosenbaum, Schwichteler |
| | 29. Preis Renate Macke, Dinklage |
| | 30. Preis Ludwig Brüggemann, Cloppenburg |

Heimatliches Bildrätsel

Was und wo ist es?

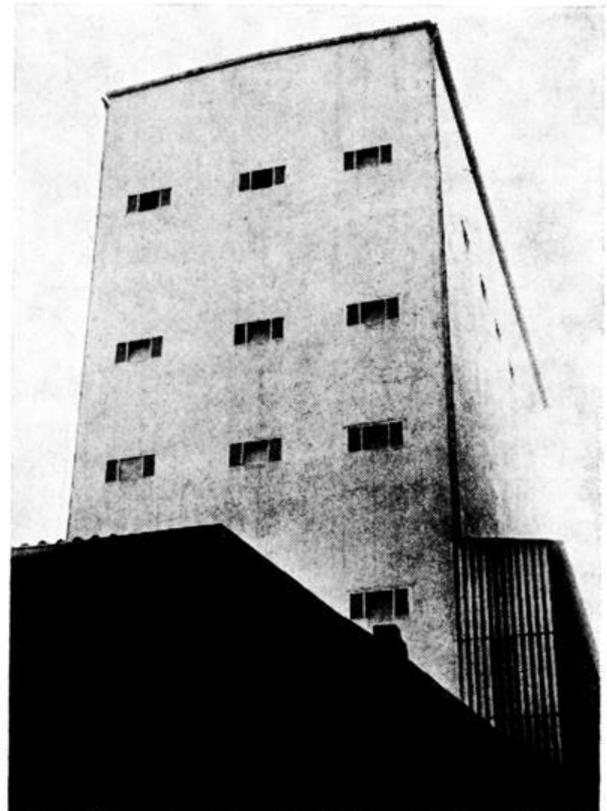
nach einer Idee von Franz Dwertmann, Cappeln



1. Barßeler Tief, Hunte oder Hase ?

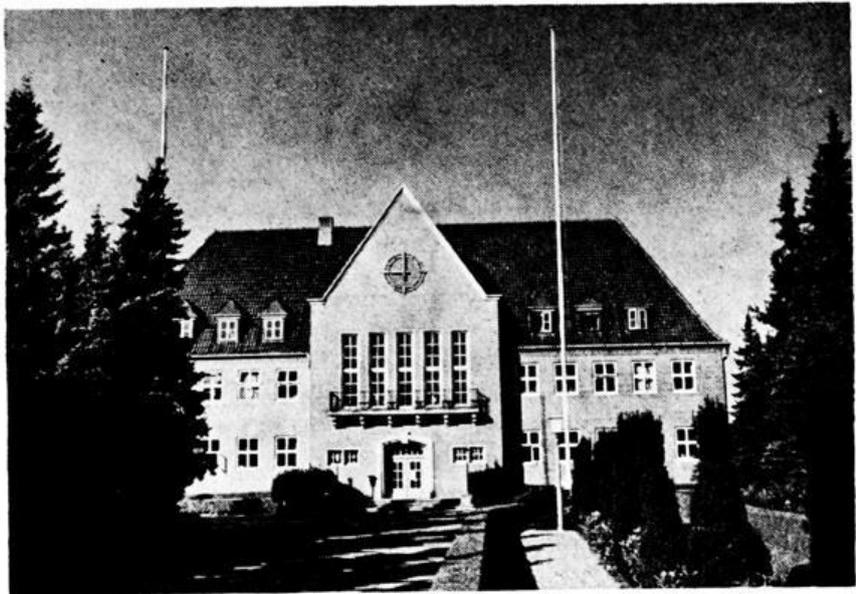


2. Dinklage, Scharrel oder Damme ?



3. Cloppenburg, Calveslage oder Oldorf ?

4. **Löningen**
Lohne
Cloppenburg



5. **Vechta**
Friesoythe
Essen



6. **Herrenholz**
Dammer Berge
Dwergter Forsten



Aufn.:
Funke, Cloppenburg
Zurborg, Vechta

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Zum Geleit: Liebe Landsleute!	3
Vorwort	3
Kalendarium	
Zu den Monatsbildern	
„Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“	
20 Jahre Vertreibungszeit	
Wissenschaftliche Forschung — Laienforschung	
Wem gehören die Bodenschätze?	
Geschichte des Hunte-Ems-Kanals	
Das Plattdeutsche als Auftrag	
Twee Hann'n	
Naturbetrachtungen eines alten Kalendermeisters	
„Räuberische Instinkte“ beim Fettkraut	
Der Neuntöter	
Kreuzschnäbel in Welpen	
Der Heimatlose	
Sitte und Brauch im Wechsel des Jahres	
Use leiwe Schwattbrot	
Ein alter Brauch	
Karneval in Damme	
Schotten 1945 in Goldenstedt	
Stutenwäken, Revolution un Inbräkers	
Als das Saterland noch eine Insel war	
Freunde vom Galgenmoor	
Denkwürdigkeiten von 1887/88	
Ein Teller Erbsensuppe	
Ein Jahrhundert wirtschaftlicher Erschließungsarbeit durch ein altheimisches Landhandelsunternehmen	
Mühsal ums Brot	
Dei Kortgeschichte	
Wie sieht eine Mutter aus?	
Vom Baumweg in den Urwald Kolumbiens	
Gas in'e Pötte	
Amtshauptmann Josef Haßkamp	
Karl Willoh	
Aus der Arbeit des Heimatbundes	
Heimatliches Bildrätsel	
GEDICHTE	
Die Fremde	
Die Geborgenen	
Vater und Sohn	
Dei Diessel	
Aobendlüchten	
Nachtlied	
Ponyreiten	
Zum Schulanfang	
Dei Pütwaogen	
Mit'n Bummelzug dör de Maienwelt	
Freu' dich!	
Dei Möhlen un dei Junge	
Um Kraft	
ANEKDOTEN UND HUMOR	
De Wulf un de Duwe	
Jan un dei Pastor	
Jan un dei Wunnerjunge	
Die Perle	
Abgeblitzt	
Bernd ut Harmen	
Landrat Niermann, Landrat Hellmann	3
Alwin Schomaker, Schriftsteller	5
Damme-Langenteilen i. O.	6
Bilder von Franz Enneking, Damme i. O.	30
Alwin Schomaker-Langenteilen a. a. O.	33
Alwin Schomaker-Langenteilen a. a. O.	48
Dr. Karl Bittner, Lohne i. O., Brinkstr. 13	52
Dr. Alfons Grave, Rechtsanwalt, Lönningen i. O.	55
Engelbert Behrens, Hauptlehrer, Vestrup i. O.	59
Heinz von der Wall, Mittelschullehrer	62
Ankum, Kreis Bersenbrück	69
Hans Varnhorst, Rektor, Lindern i. O.	70
Franz Morthorst, Prälat, Cloppenburg i. O.	72
Gregor Mohr, Lehrer, Damme i. O., Bahnhofstr.	75
Erika Täuber, Vechta i. O., Hohe Bank 12	74
Oskar Ehrlich, Edelzell bei Fulda	75
Elisabeth Reinke, Heimatschriftstellerin, Vechta i. O.	81
Franz Kramer, Oberreg.- und Schulrat, Oldenburg i. O., Sachsenstraße 51	84
Heinrich Bockhorst, Konrektor i. R., Oldenburg i. O., Adlerstraße 1	86
Fritz Bitter, Oberpostmeister i. R., Lohne i. O., Brinkstraße 13	87
Hans Pille, Dülken/Niederrhein, Viersener Str.	91
August Wöhrmann, Mittelschullehrer, Lohne i. O., Am Windmühlenberg	93
Fritz Bitter a. a. O.	95
P. Dr. Callistus M. Siemer OP, Walberberg b. Köln, Albertus-Magnus-Akademie	101
Helga Clever, Cloppenburg i. O., Vahrenener Str.	103
Johanna Kröger, Rektorin i. R., Essen i. O.	104
Erich Brandt, Chefredakteur, Diepholz	106
Alwin Schomaker, a. a. O.	115
Josef Kamp, Mesum üb. Rheine i. W., Bahnhofstr.	118
Heinz von der Wall, a. a. O.	119
Erika Täuber, a. a. O.	120
Erich Schwitzner, Mittelschulrektor, Bogota 2, Cr. 13, Nr. 81—52, APTO 201, Kolumbien	125
Hans Varnhorst, a. a. O.	127
Hermann Bitter, Oberstudiendirektor i. R., Cloppenburg i. O.	129
Franz Kramer, a. a. O.	132
Franz Kramer, a. a. O.	136
Franz Dwertmann, Hauptlehrer, Cappeln i. O.	43
Hermann Thole, Chefredakteur, Vechta i. O., Bremer Straße	52
Hermann Thole, a. a. O.	53
Erika Täuber, a. a. O.	55
Elisabeth Osterhoff, Friesoythe i. O.	61
Hans Varnhorst, a. a. O.	65
Hans Varnhorst, a. a. O.	76
Erika Täuber, a. a. O.	77
Erika Täuber, a. a. O.	85
Dr. Hubert Burwinkel, Oberstudienrat i. R., Cloppenburg i. O., Jammertal	94
Franz Morthorst, a. a. O.	100
Helga Clever, a. a. O.	116
Hubert Burwinkel, a. a. O.	118
Josef Kamp, a. a. O.	90
Heinz von der Wall, a. a. O.	97
Hermann Thole, a. a. O.	97
Hermann Thole, a. a. O.	98
Hermann Thole, a. a. O.	98
Hermann Thole, a. a. O.	102



Für alle Festlichkeiten

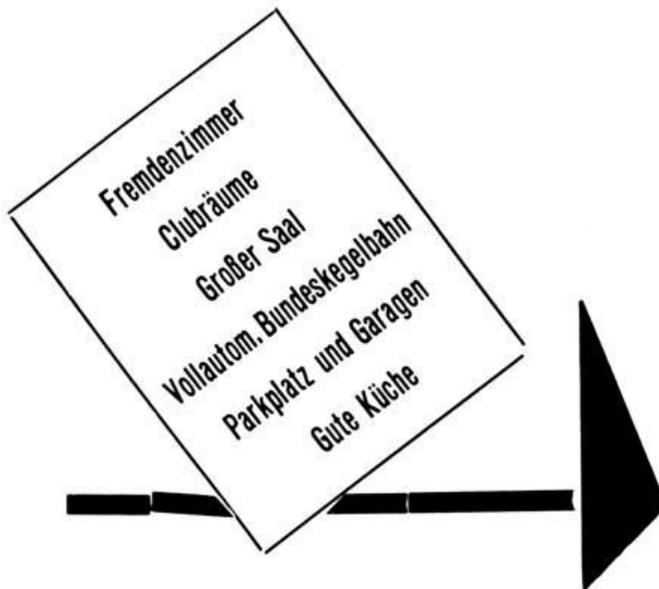
erhalten Sie Ihre

PLAKATE
FESTBÜCHER
EINTRITTSKARTEN



in geschmackvoller Ausführung zu angemessenen
Preisen und bei prompter Bedienung von der

Vehtaer Druckerei und Verlag GmbH
VECHTA (OLDB)



**Gasthof
Thole-Vorwerk**

4591 Molbergen i. O.
Telefon 04475/331

Lest die



Oldenburgische Volkszeitung

Eure Heimatzeitung

mit ihren aktuellen Nachrichten aus der Heimat
und aus aller Welt

Beste Erfolgsaussichten mit

WENDELN'S Mischfutter

Unser Fabrikationsprogramm:



**Schweinemehle
Kükenaufzuchtmehl**

Küken-Alleinfutter

Junghennenmehl



Junghennen-Alleinfutter

Legemehl

Legehennen-Alleinfutter

B. WENDELN JR., GARREL - TELEFON 324

Getreide - Futtermittel - Mischfutterherstellung - Düngemittel - Kohlen - Heizöl

Angenehm wohnen

mit einer guten Heizung von

WILHELM SIEVERDING

Oel- und Gasfeuerungen

Gas- und Wasserinstallation

4591 CAPPELN - RUF 04478/202



Hotel zu den 3 Kronen

Gegründet 1648

INH.: THEO MELCHERS

VECHTA (OLDB)

Telefon 2636

Vereinszimmer

Saal

Garagen

Anerkannt

beste Küche



Mitglied des Landvolkverbandes

Warum auf Sicherheit verzichten?

*Auch Sie brauchen
Schutz im Krankheitsfalle!*

Wir versichern Sie nach Ihren Wünschen bis zu den höchsten Ansprüchen.

Neuzeitliche Tarife — keine Aussteuerung!

Zusatz-Versicherungen, auch für Pflichtversicherte!

Wir beraten Sie gern und unverbindlich und erwarten Ihre Nachricht.

LANDVOLK-KRANKENKASSE OLDENBURG

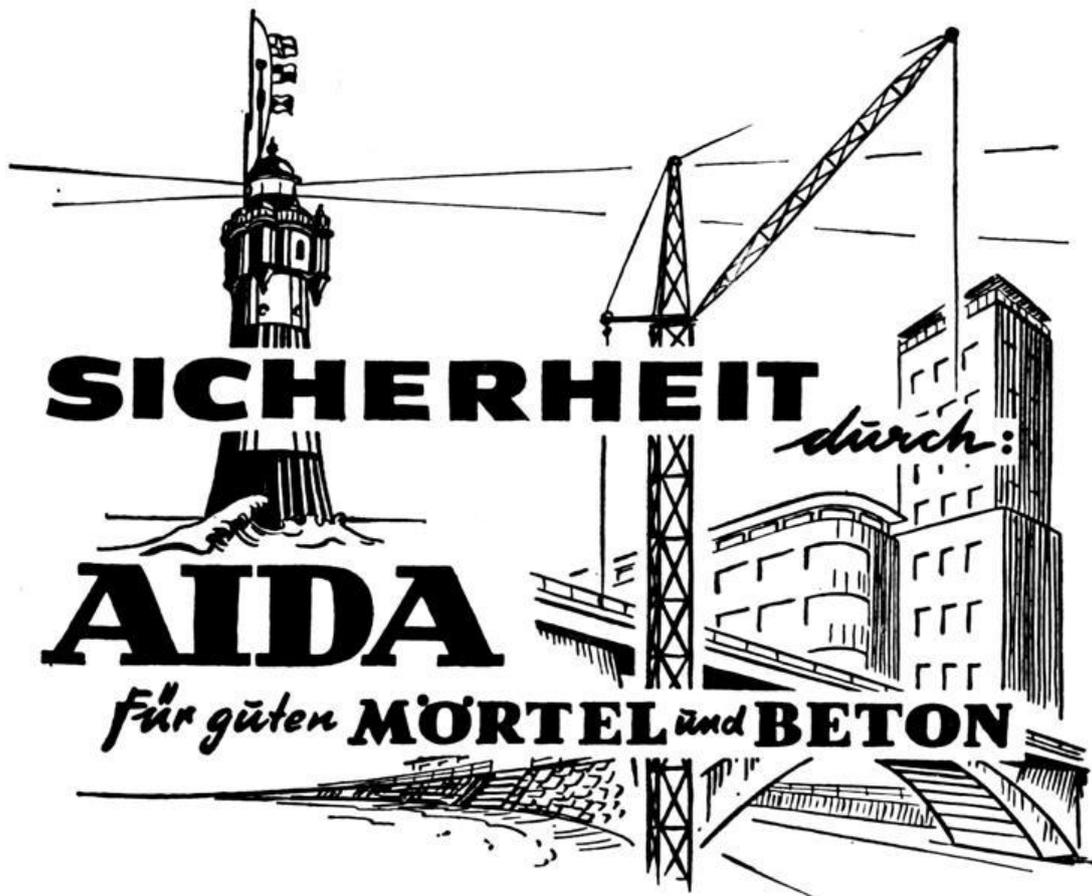
(Bäuerliche Krankenhilfe)

V. V. a. G. Sitz: 2848 Vechta

BEZIRKSDIREKTIONEN:

29 Oldenburg, Heiligengelstr. 28, Ruf (0441) 26969

4073 Lönning, Birkenweg 1, Ruf (05432) 502



SICHERHEIT

durch:

AIDA

für guten **MÖRTEL und BETON**

HOLZSCHUTZ

ist Vertrauenssache!

Der Qualität wegen:



*amtlich geprüft - zugelassen
seit Jahren bewährt.*



Rofa-Farben

Schutz- und Schönheitsanstriche

für alle Zwecke.

B. Remmeps

4573 Lönigen (Oldb) - Tel.: 05432 - 804

Wenn Sie jetzt heiraten, werden

Ihre Kinder

eines Tages fragen, wie es bei Vatis und Muttis
Hochzeit war.

Und dann zeigen Sie ihnen

stilvolle Hochzeitsbilder



. . . und natürlich vom

Photo-Studio

R U T H H O F F H A U S

CLOPPENBURG, Mühlenstraße 18 - Ruf: 2322

Hotel »Walhalla«

Inhaber: Hans Werner-Busse

Clappenbürg

Telefon 2293

Speiserestaurant / Saal / Klubzimmer / Fremdenzimmer / Garagen

*Die Großauswahl
eines bedeutenden Unternehmens*



*Die Leistungsfähigkeit
der eigenen Produktion*

Qualität und Preiswürdigkeit

das bietet:

BECKERMANN

Das große Einrichtungshaus mit eigenen Möbelfabriken

C L O P P E N B U R G

Zu einem ganz unverbindlichen Besuch laden wir Sie herzlich ein.

Sie werden begeistert darüber sein, wie vorteilhaft man in **einem** Hause Möbel, Polstermöbel, Teppiche, Gardinen und Betten kaufen kann.

BUCH- UND KUNSTHANDLUNG · BUCHDRUCKEREI

**Gebr.
Terwelp
Cloppenburg**
Gegründet 1887

Die Neuerscheinungen
der führenden kath. Verlage sind stets am Lager vorrätig

Religiöse Kunst:
Bilder, Kreuze, Figuren in sehenswerter Auswahl

Unsere Buchdruckerei liefert Geschäfts- u. Familiendrucksachen in jeder Ausführung

H-G BOCK

STRASSENBAU

4591 CAPPELN

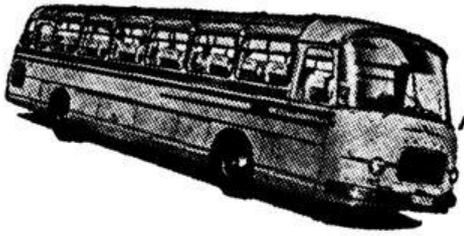
Telefon 04478/300

Ingenieurbüro für Straßenbau

OLDENBURG

Gartenstraße 16 / Telefon 21 16 92





*Für alle In- und
Auslandsreisen*

empfehlen wir unsere neuzeitlichen, modernen

REISEBUSSE

— 20- bis 47-Sitzer —

Erfahrene Busfahrer betreuen Sie bei angemessenen
Preisen.

O M N I B U S B E T R I E B

N. Hanekamp, 459 Cloppenburg

Telefon 04471/2269 -- Museumstraße 24

Kennen Sie das beste Brot der Welt?

Das gibt es gar nicht!

Dem einen schmeckt dies, dem andern das,
und die Geschmäcker wenden sich.

Natürlich gibt es gutes Brot und weniger gutes.

Und sehr gutes — wie **WENDELN'S BROT**

das Brot von heute

- wie es uns schmeckt,
- wie es uns bekommt,
- wie wir es mögen.

Sollte es jemals ein besseres Brot geben —

dann wird es wieder ein



WENDELN-BROT

sein.

Lieber Leser,

Sie sind heimatverbunden. Sie interessieren sich für die Geschichte und für das Leben des Oldenburger Landes.

Alle lieferbare Literatur über unsere Heimat führe ich am Lager.

Ich suche ständig vergriffene Bücher.

Besuchen Sie mich doch einmal!

BUCHHANDLUNG

WOLFGANG JANSSEN

CLOPPENBURG (OLDB)



*Wegen der unübertroffenen Auswahl
Wegen des preiswerten Angebotes
Wegen der guten Qualität*

... immer
erst
zu

G. Werrelmann
CLOPPENBURG

*Lege
dein
Geld
richtig
an*



Haben Sie schon einmal daran gedacht,
welche Vorteile heute dem Sparer geboten
werden? Nein?

Dann kommen Sie bitte zu uns!

Wir beraten Sie gern, z. B. beim Abschluß
eines prämiengünstigen
SPARVERTRAGES oder
BAUSPARVERTRAGES
wie in allen Geld- und Vermögenfragen.



Ihre

SPAR- UND DARLEHNSKASSE

Bank für Jedermann

Seit vielen Jahrzehnten ausschließlich im Dienste der Heimat



Moderne bequeme Reiseomnibusse

stehen allen Reisegesellschaften wie Schulen, Vereinen, Behörden, Betrieben usw. für In- und Auslandsfahrten zur Verfügung:

- 1 58-Sitzer Büssing-Senator**
- 1 47-Sitzer Kässbohrer-Setra**
- 1 47-Sitzer Mercedes-Heck**
- 1 47-Sitzer MAN**
- 1 43-Sitzer Mercedes-Heck (Schlafsessel)**
- 1 43-Sitzer Mercedes-Heck (Schlafsessel)**
- 1 42-Sitzer Mercedes**
- 1 39-Sitzer Kässbohrer-Setra (Schlafsessel)**
- 1 22-Sitzer Kässbohrer-Setra (Schlafsessel)**
- 1 14-Sitzer Mercedes-Luxus-Clubwagen**
- 1 8-Sitzer Kleinbus**

Rufen Sie uns bitte rechtzeitig an, damit wir Ihnen den entsprechenden Omnibus reservieren können.

Fordern Sie bitte auch unsere kostenlosen Prospekte über unsere Urlaubsfahrten und über unsere Pilgerfahrten nach Lourdes an.

Selt 1929 Erfahrungen im Omnibus-Reisedienst!

Schomakers Gesellschaftsfahrten

ALOYS SCHOMAKER

Tel. (04442) 2216

2842 LOHNE (OLDB)

Postfach 145

*Deine Hühner legen
auf Befehl,
wenn du fütterst*

Vitamehl

Unübertroffen

Analysen, Versuche und Erfolge beweisen es

Zu beziehen durch Landhandel u. Genossenschaften

Generalvertretung Weser-Ems

Nehmelmann & Co. K.G.

459 CLOPPENBURG i. O.

Telefon 2368 — Postfach 114



Wellplatten
und Formstücke
aller Art



Eigene Schneidanlage
für Fensterbänke
und Treppenstufen



Blumenspindeln
Blumenschalen
Blumenkübel
Blumenkästen
Blumenvasen
Pflanzbeete
Blumenfenster
Gartenbassins
Vogelbäder
Spielkästen



Bernhard Bergmann

Telefon: Sammelnummer 231

„Steinfelder Pfanne“



Das an der Bahnstrecke Osnabrück—Bramsche—Delmenhorst gelegene
Betondachsteinwerk der Firma Bernhard Bergmann, Steinfeld (Oldb)

Holz — Baustoffe — Eternit-Vertrieb
Betondachsteinwerk — Betonrohrwerk

Steinfeld (Oldb)

Postfach 50 / Fernschreiber 094836

Lüdwig Raiber, Vechta

Füchteler Straße 2

Spezialgeschäft für Bastelartikel

Buchbinderei — Bildereinrahmung

2000 Schweine

werden jede Woche bei uns geschlachtet, davon werden allein 1000 Schweine zu 2000 bis 2500 Ztr. hochwertigen Qualitäts-Erzeugnissen verarbeitet und im In- und Ausland verkauft. Wir sind daher ständige Abnehmer von Schlachtschweinen.

Fleisch- und Wurstwaren

*in reicher Auswahl und bester Qualität
erhalten Sie in unseren modern eingerichteten Filialen*

Cloppenburg, Vechta, Lohne, Friesoythe, Diepholz, Oldenburg,
Wildeshausen, Ahlhorn



Oldenburgische
Fleischwarenfabrik

CLOPPENBURG i. OLDB.

Ruf 3234 und 3233 / FS. 025614 / Vechta Ruf 2997
Lohne Ruf 842 / Friesoythe Ruf 467 / Wildeshausen Ruf 2064

Dorfkrug

im Museumsdorf
Cloppenburg (Oldb)

Telefon 27 26

Die gute Gast- und Tagungsstätte
im alten Bauernhaus empfiehlt
sich für alle Gelegenheiten

Willi und Charlotte Adolph

Mit der wichtigste



in Ihrer Tierhaltung

**Ein hochwertiges, ernährungsphysiologisch aus-
gewogenes, preiswürdiges Futter**



®

Wir liefern es!

**Es ist daher mehr als gut,
sich dieses Warenzeichen
zu merken.**

Kathmann & Sohn

KRAFTFUTTERWERK

2849 Calveslage über Vechta

Tel.-Sa.-Nr. Vechta 04441/3081 — Telex 02/5529

Gute Bücher

sind gute Gesellschafter

Bücher aus allen Wissensgebieten, Romane, Reisebeschreibungen, Jugendbücher und Kunst-Bildbände in großer Auswahl vorrätig.

Moderne Kunstgegenstände

für die christliche Heimgestaltung

Geschnitzte Kreuze, Original-Bilder und Drucke sowie Statuen und kunstgewerbliche Gegenstände zu günstigen Preisen in reicher Auswahl vorrätig.

Auch ohne Kauf sind Sie uns immer willkommen

Aus unserer Bastelecke:

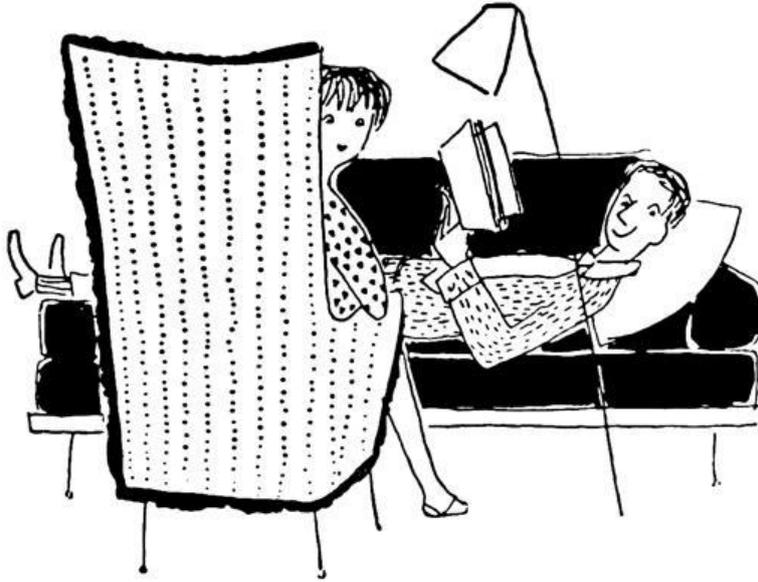
Bastelmaterial und Bastelbücher für jung und alt

FERDINAND OSTENDORF

Cloppenburg / Lange Straße 41-42 - Bahnhofstraße

Schreibmaschinenverleih - Liefere sämtliche Fabrikate von Schreib- und Rechenmaschinen sowie Büromöbel

Unsere modern eingerichtete **DRUCKEREI** liefert Drucksachen in jeder Ausführung



Sparen bringt Wohlstand

Auch mit kleinen Einzahlungen können Sie sich ein beträchtliches Guthaben schaffen, wenn Sie regelmäßig etwas „aufs Sparbuch bringen“. Sparen hilft Wünsche erfüllen.

**Sparkonten mit Normalverzinsung und höherer Verzinsung bei vereinbarten Kündigungsfristen
Sparschränke für gemeinsames Sparen mit Kollegen oder Bekannten für Urlaub und Festtage**

**Spardosen für Hausfrauen und Kinder
Steuerbegünstigtes Sparen
Sparkonten-Dauerauftragsdienst, durch den regelmäßig Beträge vom laufenden Konto auf das Sparkonto übertragen werden.
Lassen Sie sich von uns beraten, wie Sie am besten und zinsbringendsten sparen; wir beraten Sie gern.**

OLDENBURGISCHE LANDESBANK AG
DAMME LOHNE VECHTA

u n d d e r e n G e s c h ä f t s s t e l l e n



Bei uns zur Probefahrt

Leistung: 110 PS. Beschleunigung: von 0-100 km/h in 11.8 sec. Spitzengeschwindigkeit: 170 km/h. Vier Weitwinkel-türen, Vollkomfort-Innenraum und viele Extras serienmäßig.
Preis ab Werk: DM 10.960,-



BMW 1800TI
DIE NEUE KLASSE

FRANZ DEBRING

BMW-Direkthändler

Tel. 3065

2848 VECHTA (OLDB)



**Zweifellos
ein Huhn
für alle,
*die rechnen können***

KATHMANN

Führender deutscher Zuchtbetrieb

2849 Calveslage über Vechta

Tel.-Sa.-Nr. Vechta 04441/3081 — Telex 02/5529

BERGMANN

IM DIENST DER LANDWIRTSCHAFT



**BERGMANN
LADEWAGEN T 300**

**ARBEITSPAREND
UND PREISWERT**

UNSER LIEFERPROGRAMM:

- **DUNGSTREUER**
- **LADEWAGEN**
- **SAMMELRODER**
- **ALLZWECKGEBLÄSE**
- **KORNGEBLÄSE**

**L. BERGMANN, MASCHINENFABRIK
2849 GOLDENSTEDT, TEL. 04444-355**



